Dtsch. Bl. Rütsch. p. 14.

P. O. germ. 1208.
(43

<36627364490015

<36627364490015

Bayer. Staatsbibliothek

Sammlung
der besten deutschen

prosaischen Schriftsteller
und
Dichter

Acht und achtzigster Theil.

Dusch moralische Briefe.

Mit allerhöchst = gnädigst Kayserlichem Privilegio.

Carlsruhe
bey Christian Gottlieb Schmieder.
1778.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Moralische Briefe
zur
Bildung des Herzens.

The Libertine, who, lost in guilty joys,
Scorns heav'n's just love, and shuns the preacher's voice,
Won by the artfull tales of gen'rous deeds,
Shall feel the wish to copy what he reads.

Rowe.

Zweyter Theil.

Mit allerhöchst = gnädigst Kayserlichem Privilegio.

Carlsruhe
bey Christian Gottlieb Schmieder.
1788.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schreiben

an

Ihro Hochwohlgebohrnen,

den

Herrn

Benedict Woldemar von Ahlefeld,

Königl. Dänischen Hofjunker.

Mein theuerster Herr Hofjunker!

Ich darf mich bei Ihnen nicht lange entschuldigen, daß ich dem zweiten Theile meiner Briefe die Ehre mache, ihm Ihren Namen vorzusezen. Sie wissen, in welcher Verbindung ich mit Ihnen zu stehen das Vergnügen habe; was meine Pflicht gegen Sie von mir fodert: wie sehr ich wünsche, sie ganz zu erfüllen: wie hoch ich Sie schäze — mit einem Worte,

Sie wissen alles, was mich veranlassen konnte, diese Bogen Ihnen zuzuschreiben.

Welche unter den vielen Absichten, die ich haben konnte, Sie sich auch besonders denken möchten: so bin ich doch von jeder versichert, daß Sie sie billigen werden; denn die Eine, die man oft bei Zuschriften zu haben pflegt, wird Ihnen bei dieser gewiß nicht einfallen.

Der Innhalt dieser Briefe ist mit den ersten von gleichem Stoffe; nur in einigen ist der Ton verändert. Da der erste Theil fast durchaus ernsthaft redet; so habe ich in einigen Briefen dieses zweiten einer sittsamen Satyre, wenn mir dieses sonst etwas stolz klingende Wort erlaubet

ist,

ist, Raum gelassen. Die Hauptabsicht aber ist in beyden dieselbe; die Bildung des Herzens. Ich hoffe daher, nicht nur, daß Sie Ihren Namen gern vor einer Schrift sehen, worinn Sie Züge der Tugend, und eines edlen Herzens, wahre Grundsäze und Sittenlehre finden werden, die Sie selbst lieben, besizen und ausüben; ich hoffe auch, daß Ihnen dieses an sich sehr geringe Geschenke, wenn ich es ein Geschenk nennen darf, von einigem Werthe seyn wird: so bald Sie es für ein aufrichtiges Zeugniß ansehen wollen, wie sehr ich Ihren Verstand, Ihr glückliches Genie, und insbesondere Ihr Herz schäze.

Noch eine andere Absicht, mein theurester Herr Hofjunker, war

keine der geringsten. Da ich Sie bald verlieren werde; so wünschete ich, nicht von Ihnen vergessen zu werden. Kann dieses kleine Geschenk wichtig genug seyn, mich bei Ihnen im Andenken zu erhalten, so hat es seinen Zweck völlig erreichet.

Ich werde nie aufhören, von ganzem Herzen zu seyn,

Ew. Hochwohlgebohrnen

ganz ergebenster Diener,

J. J. Dusch.

Vorbericht.

Ich habe bei dieser zweiten Ausgabe dieses andern Theils meiner Arbeit, den Lesern nur sagen wollen, daß der Beifall, womit sie meine moralische Briefe aufgenommen haben, mir sehr angenehm ist, ohne mich eitel zu machen. Ich weiß es, auch aus eigener Erfahrung, wie geneigt man in der Hize des Lesens ist: wenn man nicht eben mit kritischen Augen lieset, um einer guten Stelle willen, eine mittelmäßige zu übersehen.

Vorbericht.

Ich habe mich in der Ausbesserung dieses Theiles nach eben der Vorschrift richten müssen, die ich mir bei dem ersten machen mußte. Die Veränderungen betreffen daher nicht ganze Briefe, sondern nur einzelne Stellen: Das Buch ist also das erste geblieben; und es wird niemand gezwungen seyn, Ein Werk zweimal zu kaufen.

Ich werde übrigens aufgefodert, meine Briefe fortzusezen; und da ich die gute Aufnahme der ersten Theile ganz wohl für einen Wink des Publici ansehen kann, daß es mehr von solchen Briefen zu lesen verlanget; so bin ich darauf bedacht gewesen, sie fortzusezen; und ich kann auf die nächste Ostermesse einen dritten Theil versprechen.

Inhalt.

Inhalt.

1. Zerim an den Charites. S. 3
2. Zerim an eben denselben. 23
3. Zarine an den Faquer. 46
4. Zarine an denselben. 52
5. Zerim an den Charites. 61
6. Zerim an seinen Vater. 79
7. Silia an den Parmenides. 100
8. Silia an eben denselben. 106
9. Silia an eben denselben. 109
10. Criton an seinen Sohn. 122
11. Syphon an den Criton. 134
12. Strato an seinen Sohn. 163
13. Sophron an seinen Pflegesohn. 175
14. Sophron an eben denselben. 191.

15. So-

Inhalt.

15. Sophron an eben denselben. S. 203
16. An denselben. 224
17. An denselben. 245
18. An denselben. 258
19. Strephon an den Sterontes. 274
20. Sperchon an den Syrmes. 287
21. Zarem an den Sperchon. 301
22. Zarem an seine Stella. 309
23. Stella an den Zarem. 321
24. Kleomenes an den Hortensius. 334
25. Serena an den Smirnon. 342
26. Smirnon an Serenen. 349
27. Sorem an den Aretes. 357
28. Sorem, der Vater, an seinen Sohn. 367
29. Terses an Sorem, den Vater. 375
30. Sorem an seinen Vater. 386
31. Phädon an seinen Sohn. 393
32. An denselben. 416

Moralische Briefe

zur

Bildung des Herzens.

Zweiter Theil.

I. Brief.

Zerim an den Charites.

Wenn das Glück deine Tugend, die Redlichkeit deines Herzens, die Freundschaft, die du meinem bekümmerten Vater bezeugest, und die Liebe, die du für seinen nichtswürdigen Sohn trugest, belohnet hat; so muß jede Stunde deines Lebens so ruhig, so glücklich gewesen seyn, als das Leben deines verlohrnen Freundes unglücklich und elend ist.

An mir hat der Himmel seine Gerechtigkeit bewiesen: ich bin unter denen, die unglücklich sind, der Allerunglücklichste; und um das Maas meiner Leiden voll zu machen, saget mir mein eigenes Gewissen, daß ich kein besseres Schicksal verdiene.

Wenn ich, dein Beleidiger, noch wagen darf, die heilige Ruhe deiner Seele durch meinen Kummer zu stören: wenn ich von dem, den ich zu Thränen über das Schicksal seiner geliebten Schwester zwang, nach der grausamsten Wunde, die ich dir beibrachte, noch eine Thräne des Mitleids fodern darf, Redlichster! so höre, wie der Himmel dich und deine Schwester an mir rächet. —

Oder hast du mich aus deinem Gedächtnisse verstossen, und darf meige Reue keine Vergebung mehr hoffen? — Ach! nein; mache das Maas deiner Freundschaft voll, und versage dem, den du im Leben nicht glücklich machen konntest, den Trost nicht, daß er zum wenigsten ruhiger sterben könne. Erlaube, daß ich dir alles schreibe; daß ich mein ganzes Herz vor dir ausgiesse, und wenigstens als ein Unglücklicher die Vergebung hoffe, die du dem Lasterhaften versagen mußt. Oder wenn ein muthwillig gesuchtes Unglück kein Mitleiden fodern darf; so verzeihe dem nichswürdigen Sohne um des besten Vaters willen.

Doch was saae ich? Ich Unglücklicher! wenn ich auch alles von deiner Freundschaft hoffen

dürfte,

dürfte, weiß ich, ob dieses Blatt, was ich mit meinen Schmerzen beschreibe, jemals in deine Hände kommen wird? — Ich bin fortgestossen aus der Welt; an die äusserste Gränze hingeworfen, wo die Menschlichkeit aufzuhören scheint; unter Barbaren, die sich eine Freude machen, Menschen zu quälen. Die übrigen Menschen eines bessern Erdtheils sind für uns, als wenn sie gar nicht wären. — Kaum saget uns dann und wann, wenn die Begierde, reich zu werden, oder der Sturm ein Schiff an unsere Küsten treibt, eine Nachricht, daß ausser diesem Welttheile noch Menschen leben, Gebirge, Erdstriche und Meere verzäunen uns von der Gemeinschaft mit ihnen: und kann ich mir schmeicheln, daß das Schicksal, welches mich von ihnen ausgestossen hat, meine Seufzer zu ihnen hinüber bringen werde?

Dennoch will ich schreiben, weil ich eine Erleichterung meiner nagenden Sorgen im Schreiben finde. Ich will mich mit meinem Geliebten unterreden, als wenn er gegenwärtig wäre: und wenigstens mein Blatt zum Zeugen meiner Reue machen, wenn mein Verhängnis mir nicht erlau-

bet, den Menschen klagen zu können. O! welch eine angenehme, welch eine süsse Erleichterung, wenn ich weinen und schreiben kann? Die Empfindungen strömen so stark, wie meine Thränen, in Klagen aus, und jede scheint mein gedrängtes Herz zu entlasten.

Das ist also meine beständige, meine liebste Beschäftigung; die einzige Zuflucht in meinem Unglücke. Wenn der heisse Mittag mir, von der Arbeit Ermüdtem, auf den am Meere gelegenen Feldern die Ruhe einer Stunde erlaubet; wenn meine Gefährten hingestreckt liegen, um sich durch einen kurzen Schlaf zur neuen Arbeit zu erquicken: so suche ich am Gestade, unter traurigen Felsen eine Einöde, und beschreibe jedes Blatt, was der Zufall mir in die Hände wirft, mit meinen Empfindungen. Die traurigen Fichten, die über mir rauschen; die wild zusammengebirgten Felsen, die über einander hängen, hin und wieder mit einem verdorrten Gesträuche bekleidet: die tiefen Höhlen der Felsen, die meine Seufzer widerhallen, bilden eine wilde Scene um mich, die so schwermüthig und öde ist, als mein Herz.

Hier

Hier size ich, sinne, empfinde, seufze, weine und schreibe: denn Seufzen, Weinen und Schreiben — ach! traurige Beschäftigung! — ist izt das Angenehmste, was ich thun kann. Glaube nicht, mein liebster Charites, daß dieser der erste Brief ist, den ich an dich absende. Er wiederholet nur meine täglichen Seufzer, und saget dir das noch einmal, was ich tausendmal vielleicht umsonst gesaget habe. Wie hat sich nicht meine Hoffnung, aus deiner Welt eine Nachricht zu hören, von einem Tage zu dem andern vertröstet? Ich segnete jeden Wind, der von euren Ufern blies; und glaubte mit jedem Schiffe, dem mein Auge in weiter Ferne sehnsüchtig entgegen sah, einen Brief zu empfangen. Was hoffet nicht der Unglückliche! Aber welche Hoffnung wird ihm erfüllet! Niemand kennet mich mehr, ausser Barbaren, deren Gesellschaft ich gern mit der schrecklichsten Einsamkeit vertauschen wollte. Kein Bothe fraget nach mir, keiner hat mir einen Brief zu geben, keiner ein Wort zu sagen. Was hat auch die bessere Welt mit Nichtswürdigen zu schaffen, welche der Zorn des Schicksals aus ihrer Gesell-

schaft verstossen hat? Was hat die Freundschaft mit einem Undankbaren für Gemeinschaft, der alle ihre Rechte mit Füssen trat?

Aber doch will ich, nach tausend vergeblichen Briefen, nicht aufhören zu schreiben, so lange noch mein Herz schlagen und empfinden, und meine Hand schreiben kann.

Ich will nicht deine Wunden wieder eröfnen. Wenn ich dich nur von meiner innigsten Reue überzeugen könnte, ohne das schwarze Register meiner Beleidigungen zu durchlaufen, und für jede mit Thränen zu bezahlen: so möchten sie alle in der tiefsten Vergessenheit begraben liegen. Aber an den Tag, wo ich dich zum leztenmale sah, an diesen unglücklichen Tag muß ich dich erinnern.

Der lezte Schritt zu meinem Elende war geschehen: mein Vater war arm; die lezte Summe, die ich durch eine unselige Lüge aus seiner Hand gewunden hatte, um eine Schuld zu tilgen, dieser leztere Ueberrest von seinem ganzen Vermögen, der sein Haus vor den grausamen Händen der Gläubiger schüzen sollte, war schon in den raubbegierigen Klauen der Spieler. — Welche Quaal

ist der Erinnerung zu vergleichen, wenn ich die Worte bedenke, die er sprach, als er sie mir übergab! Thränen standen in seinen Augen: doch zwang er sich, mir seine Betrübnis zu verbergen. Ich sah, wie er mühsam sein Gesicht erheitern wollte, um mir einen Vorwurf zu ersparen, der mich hätte tödten müssen, wenn mein Herz damals nicht fühlloser gewesen wäre, als izt. — Dennoch entfiel dem unglücklichen Greise eine Thräne, die er nicht halten konnte. „Nimm dieses Geld, sagte er, befriedige meinen Gläubiger. „Es ist das lezte Vermögen, was ich habe: diese „Summe, und das Haus, worinn ich gebohren „bin, und worinn ich gern meine Augen schliessen „möchte, ist alles, was ich übrig habe. Aber „nimm das Geld: ein ehrlicher Namen kann nie „zu theuer bezahlt werden.„

Ich gieng mit einem gerührten Herzen, seinen Befehl auszurichten: aber vielleicht war mein Schicksal schon bestimmt! Der Gläubiger war nicht zugegen: ich kehrte wieder zurück. In der allerunglücklichsten Stunde fiel es mir ein, diesen Augenblick, wo mein Herz noch gerührt war, zu

gebrauchen, und Zarinen bittere Vorwürfe zu machen, und ihrer verderblichen Liebe auf ewig zu entsagen. —

Sie hatte mich treulos gegen deine unschuldige Schwester gemacht: sie hatte angefangen, mich zu verderben: sie vielleicht sollte mein Unglück vollenden, und an mir zugleich die Laster rächen, wozu sie mich verführet hatte. — O! verwünschtes Andenken! o unseligste Stunde meines Lebens! — Ich Thor glaubte, daß die Entrüstung, worinn sich doch meine Liebe nur verkleidet hatte, um meine Vernunft zu hintergehen, wo nicht ein standhafter Haß, dennoch eine unüberwindliche Kaltsinnigkeit gegen diese Verrätherinn war!

Zarine sah mich, und empfieng mich mit Gleichgültigkeit. Kannst du glauben, daß mir, der ich ihre schwarze Falschheit kannte, der ich in dem festen Entschlusse zu ihr gieng, um wenigstens mein Unglück mit bittern Vorwürfen zu rächen, der ich durch diese Gleichgültigkeit nur noch mehr berechtigt war, meinen Entschluß auszuführen; kannst du glauben: daß mir eben diese Gleichgültigkeit unerträglich wurde? — Meine unselige

Liebe

Liebe warf izt die Larve ab, worunter sie sich bisher verstecket hatte. Anstatt diese neue Ungerechtigkeit mit einer verdienten Verachtung zu bezahlen, rührte mich in diesem Augenblicke kein anderes Unglück, als die Furcht, Zarine zu verlieren. Ich war wieder ihr Sklav: ich hatte keinen Entschluß mehr: mir fehlte sogar die Standhaftigkeit, ihr mit dem geringsten Vorwurfe zu erkennen zu geben, daß ich ihr meinen Untergang zuschrieb.

Zarine wußte schon, daß meine väterlichen Güter so gut, als in den Händen der Gläubiger waren. Sie hatte erfahren, daß er auf seine Länder die lezte Summe aufgenommen hatte, um eine Schuld zu bezahlen, welche sie genossen hatte. Kurz, sie wußte, daß ich nichts mehr besaß. Wenn meine unglückliche Leidenschaft noch den geringsten Gebrauch der Vernunft in meiner Gewalt gelassen hätte: wenn ich nicht ganz blind, ganz fühllos gegen alles andere, ausser meiner Liebe, gewesen wäre; so müßte ich gesehen haben, daß ihre Gleichgültigkeit aus den allerniederträchtigsten Bewegungsgründen floß: daß sie mich nur geliebt hatte, um sich meines Vermögens zu bemächtigen,

gen, und mich nun ausstieß, nachdem ich ausgezogen war. — Aber was sieht ein leichtsinniger Jüngling, der sich von dem Strom einer unsinnigen Liebe gänzlich hat hinreissen lassen!

Zwar vor einigen Augenblicken hatte ich diese Betrachtung bei mir selbst gemacht; hatte allen ihren buhlerischen Verräthereien nachgedacht; hatte mich überzeugt, daß Zarine eine Nichtswürdige war: aber wie lange ist der, der liebet, von der Bosheit seiner Geliebten überzeugt? Wie lange sieht er, wie lange hat er Vernunft, wie lange kann er gute Entschlüsse haben? — Ein Wort, eine Miene, ein Wink, ein Blick, so sind sie hin!

Wo war der Triumph, womit ich wenigstens noch meinen Ehrgeiz gegen meine Verderberinn zu sättigen mich entschlossen hatte! Ich zitterte vor meiner Beleidigerinn. Ein Blick warf mich zu ihren Füssen. Sie war die Beleidigte, sie war die Unglückliche: ich, ich war jezt der Verbrecher. Kaum konnte ich in meiner Betäubung mich nach der Ursache einer so ungewöhnlichen Kaltsinnigkeit erkundigen; kaum konnte ich ihr sagen, daß ich einen solchen Empfang nicht verdiente. Ich bin

zwar unglücklich, sagte ich ihr, und sehe meine Güter in den Händen anderer, und dieses ist die lezte Summe — (ich zog den Wechsel hervor, und hielt ihn in der Hand) — die ich hin zu geben im Begriffe stehe — Du weißt für wen! aber wenn ich, nach dem Verluste alles Vermögens, auch noch den Verlust deiner Liebe auszustehen habe — Ach! Zarine hast du mich je geliebet; so gieb mir nicht Ursache, mich mit dem marternden Argwohn zu quälen, daß du izt gleichgültig wirst, da ich meiner Liebe nichts mehr aufzuopfern habe!

Zarine sah das Papier: sie schwieg einige Augenblicke, und schien nachzudenken. Darauf sah ich sie in einer heftigen Bewegung. Verschiedene mächtige Leidenschaften schienen in ihrem Herzen zu kämpfen; ihre Brust arbeitete; Blässe und Röthe wechselten auf ihren Wangen. Sie warf ihren Kopf in ihre Hand; sie schlug die Augen zur Erde; Thränen standen auf ihren Wangen. Ich sah ungewöhnliche Reizungen: ich erstarrte, wandte kein Auge von ihr; mein Herz flog wie das ihrige. Endlich stand sie ungestümm mit einem Seufzer auf, gieng eilend, mit brennenden Augen, schmach-

tenden Blicken, geöfneten Armen auf mich zu, wandte sich wieder um, schlug die Hände zusammen, und seufzete: „Unmöglich! nein: ich kann „nicht! — Aber er nennt es Kaltsinn: er nennt „es Kaltsinn!„

O! verfluchte Kunstgriffe einer Buhlerinn, wer kann euch widerstehen! Welche Laster verabscheuen wir, die wir zu begehen durch eine falsche, meineidige, grausame Thräne uns nicht hinreissen lassen! Ich stand, wie eingewurzelt: ohne die Worte Zarinens zu verstehen, erschütterten sie mein Innerstes. Sie schienen das Geheimniß eines tiefen Kummers, sie schienen Zärtlichkeit gegen mich auszudrücken: das war genug für mich. Ich hatte kein Recht mehr: ich glaubete es, bei mir zu fühlen, daß ich kein Recht hatte: mein eigenes Herz schien es mir zu sagen; mein Gewissen so gar bestrafte mich. Worüber? — Was weiß ichs! Ohne daß eine andere Veränderung vorgegangen war, sah ich alles ganz anders. Zarine war unschuldig; Zarine war redlich und treu! denn sie weinte. Ihre grausame Gleichgültigkeit war nicht mehr die schwärzeste Falschheit; sie war Liebe, sie war Be-

trübniß

trübniß um mich, sie war Verzweiflung. Zarine triumphirte völlig.

Kaum konnte ich reden: doch meine Bewegung erlaubete mir noch, daß ich sie um Vergebung bat, daß ich ihr meinen Irrthum bekannte, daß ich nach der Ursache ihre Unruhe fragte. Izt wandte sie sich wieder zu mir; ihre Thränen strömten: „Was suchst du? sagte sie. Bist du denn „der einzige, dem mein Unglück unbekannt ist? Ich „weiß, was du verlohren hast! Aber weißt du, was „ich verliehren werde? — Sie schloß mich fest in ihre Arme, und weinte an meiner Brust. Ich redete nicht; ich konnte nicht reden: ich war erstaunt, ich war betäubt, ich war ausser mir. Ich dachte nicht mehr an meinen Verlust; ich dachte nur an den ihrigen. —

„Ach! fuhr sie fort: konntest du mich so lan„ge verlassen! — Welche Veränderungen sind un„ter dieser Zeit vorgegangen! — Izt, da ich mich „am Rande des Verderbens sehe, izt, da ich „mir nicht mehr zu rathen weiß, da wir scheiden „müssen, izt kömmst du! — Warum ersparest „du mir nicht wenigstens die Quaal, dich in

„dem

„dem Augenblicke zu sehen, wo ich dich verlassen „soll?„

Welch ein Dolch in meiner Brust! Was achtete ich izt den Verlust aller meiner ansehnlichen Reichthümer. Ich war zwar arm, und sah kein einziges vernünftiges Mittel, wie ich mir mehr, als einen dürftigen Unterhalt, verschaffen könnte: meine hohen Absichten, meine stolzen Entwürfe waren alle dahin: ich hatte meinen Credit und mein Ansehen mit meinem Vermögen sinken gesehen, und war der Verachtung so nahe, als der Armuth: aber ich hatte noch nichts verlohren, da ich hörte, daß ich Zarinen verlieren sollte. Wenn ich noch alles gehabt hätte, so hätt ich alles hingegeben, um sie zu behalten. Wie konnte ein so leichtsinniger, ein so gedankenloser, ein so unsinnig Verliebter Bedenken tragen, die lezte Summe, die er in Händen hatte, durch eine verzweifelte Freigebigkeit aufs Spiel zu sezen!

Izt stand mein völliger Untergang, meine Ehre, der gute Namen, der Ruin, das Leben eines unglücklichen Vaters in der Willkühr der raubsüchtigsten

tigsten Buhlerinn, welche jemals die Erde betretten hatte.

„Nichts, sagte ich, soll vermögend seyn, dich
„mir zu entreissen. Ich werde mein Leben für
„nichts achten, wenn ich dich verlieren soll. Oder
„kann das Leben nichts beitragen, dich aus der
„Gefahr zu retten: so will ich das hingeben, was
„ich noch weit höher schäze, als jenes. Nimm
„diese Handschrift: sie ist die lezte, die ich verlie-
„ren, die lezte, die mein Vater schreiben kann. —
„Ausserdem, was du hier verschrieben liesest, bleibt
„uns nicht mehr — Baarschaft, Landgut, Gär-
„ten, Häuser — Alles ist hin. Eine Hütte hat er
„noch, der arme Greis, wo er sein Haupt hinle-
„gen kann, wenn je die Sorgen und die Aus-
„schweifungen seines unglücklichen Sohnes ihm
„die Ruhe erlauben. — Aber nimm sie; laß mich
„alle Gewissensquaalen empfinden, nur die Pein
„nicht, dich zu verlieren!„

Ich überreichte ihr die Handschrift auf zwei tausend Thaler: sie schlug meine Hand zurück, riß sich aus meinen Armen, verhüllete ihr Gesicht, und verließ mich. Ohne mich anzusehen, rief sie

nur mit einem tiefen Seufzer: „Laß mich unglück„lich seyn, laß mich allein unglücklich seyn, aber „nicht niederträchtig!„ Ohne sonst ein Wort zu sagen, floh sie in ein Nebenzimmer.

Diese scheinbare Probe der uneigennüzigsten Liebe, der grösten Verlängnung ihres eigenen Interesses, der edelsten Schaam, würde den Sieg der Zarine vollendet haben, wenn alle meine Entschlüsse nicht schon unter ihrem Befehle gestanden hätten. Wäre sie mehr, als Verstellung, wäre sie das gewesen, wofür ich sie hielt; so würde Zarine aller Regungen der Liebe und Ehrfurcht würdig gewesen seyn, die ein menschliches Herz für jede Tugend empfindet: so würdest du selbst die Liebe deines Freundes edel gefunden, und seine Untreue gegen deine geliebte Schwester vielleicht entschuldiget haben. So gewaltig, so hinreissend ist die Macht der Tugend auch über ein Herz, das sich selbst keiner Tugend rühmen kann. Aber welch ein Unglück, daß oft kein sichtbarer Unterschied die allerschwärzeste Bosheit und die edelste Tugend bezeichnet! daß der Schein die Stelle der Wahrheit vertritt: daß unsere besten Empfindungen uns oft

der

der Bosheit, dem Laster, dem Verderben in die Hände liefern! Unglückliche Jugend! Sie ist zu sehr Sklavinn ihrer ersten, ungeprüften Empfindungen, besizt zu wenig Erfahrung, zu wenig Kenntniß der Winkel des menschlichen Herzens um richtig von ihren Handlungen zu urtheilen. Jeder Schein ist bei ihr überwiegend: jeder unerwartete Vorfall, der sie rühret, ist stark genug, ihre Entschlüsse zu bestimmen. Ihr Herz überläßt sich mit wankelmüthiger Ungewißheit allen Leidenschaften nach der Reihe. Es zürnet, ergiebt sich, hasset, liebet, verabscheuet, verehret in einem Augenblicke.

Wenn die Unbedachtsamkeit der Jugend, wenn eine an sich edle aber voreilige Empfindung und Liebe zum Guten noch ein Laster, wozu sie verleiteten, entschuldigen können; so hätte vielleicht auch ich — Nein! das Verbrechen, einen Vater unglücklich zu machen, ist zu groß! Weg! mit allen Gedanken, die mir noch mit dem geringsten Scheine schmeicheln könnten, daß ich nicht ganz lasterhaft handelte. Ach! izt kenne ich den Betrug, den unser eigenes Herz uns spielet! Jede Leiden-

schaft will die Vernunft auf ihrer Seite haben. Wir bereuen nur darum, weil wir die Folgen dieser Sünde fühlen: und möchten wir dann nur unsere Neigung zum Bösen überwinden; denn das ist der Augenblick, der uns, der der Vernunft gehöret. Wehe dem, der ihn verstreichen läßt! Seine Strafe und Reue wird für ihn eine vergebliche Lehre seyn. Seine erste Regung wird wieder erwachen; er wird zum zweitenmale fehlen, wird anfangen, sich selbst zu entschuldigen, und nicht mehr aufhören zu sündigen.

Wußte ich nicht, daß Zarine das nichtswürdigste Herz hatte? — Was sage ich! vielleicht wußte ichs nicht: dann was weiß der, den die blindeste Liebe hingerissen hat? Er weiß nichts, und glaubet alles, was er wünschet! — Aber hatte mich nicht die traurigste Erfahrung genug belehret? Hatte ich nicht gefühlt? Hatte ich nicht Freunde, die mich warneten, nicht einen Vater, der mich mit Thränen erwahnete, nicht eine Braut, die mich flehte! War ich nicht arm? Hatte ich nicht ihr und ihrem nichtswürdigsten Gefährten alles aufgeopfert? Hatte ich nicht eben die

Thränen

Thränen meines Vaters gesehen? Sah ich nicht das unvermeidlichste Verderben? —

Bedaure mich, theurer Freund, wenn du den Unglücklichen noch bedauren kanst, den keine Ermahnungen, keine Vorwürfe, keine Bitten, keine Thränen, keine eigene Erfahrung dem Verderben entreissen konnten, dem er sich unsinnig überlassen hatte! — Ach! und wenn nur ich allein die Folgen meines Unsinnes fühlen möchte! Wenn nur die Gerechtigkeit des Himmels das ganze Maas der Leiden auf mein strafbares Haupt ausgegossen hätte! Wenn nur nicht der Unschuldige mit dem Schuldigen weinte! — Aber vielleicht gehöret es zu meiner Verdammniß, daß ich zu Ketten und zur Knechtschaft verstossen, von niemand bedauert, von allen verachtet, und von denen, die meine Wohlthäter waren, verflucht seyn sollte. —

Hier muß ich aufhören; mein Herz ist zu voll; meine Hand zittert, indem sie schreiben will, und meine Thränen löschen alles aus, was sie niederschreibt. Die kurze Stunde der Ruhe, welche der Geiz eines unbarmherzigen Herrn seinen Sklaven erlaubet, ist verflossen. Bald wird er mich auf

die Felder zurück rufen, um die Erde zu bearbeiten, und die Dienste eines Stieres zu verrichten. So wechseln hier Sklavenarbeiten mit Thränen ab!

O! mein theuerster Charites, den ich nur in Gedanken anreden, mit dessen werthem Schatten ich mich nur unterhalten kann; ob ich gleich nicht hoffen darf, daß das Schicksal von diesen Blättern, die ich mit meinen Zähren beneze, und mit meinem Elende beschreibe, jemals eine Zeile in deine Hände bringen wird: ob du gleich nicht hörest, wenn ich dich rufe, nicht empfindest, wenn ich dich segne; so will ich mich doch oft mit dir besprechen, und mein Herz vor dir ausschütten. Werther, theurer Schatten, lebe izt wohl! Morgen suche ich dich hier wieder, zwischen diesen öden Felsen, unter dieser traurigen Fichte, hier am Ufer des murmelnden Meeres.

II. Brief.

Zerim an den Charites.

Die traurige Nacht ist überstanden. Die mittägliche Sonne senget die heissen Felder, und die Sklaven, die sie bearbeiten. Der Geiz erlaubet mir abermal eine freie Stunde; und ich komme zu meinem Felsen zurück, um die unglückliche Erzählung fortzusezen, die ich angefangen habe.

Wenn ich von Menschen ausgeschlossen, keinen Freund habe, der meinen Klagen ein mitleidiges Ohr leihet, und meinen Seufzern Eine Thräne gewähret, werther Schatten meines Charites! so sei du gegenwärtig, und vertritt mir die Stelle einer Welt. Oder vernehmet ihr meine Seufzer, ihr Felsen! hier will ich die traurige Geschichte meines Lebens aufzeichnen: und wenn kein günstiges Schicksal Einen von den Seufzern des Zerim seinem Charites hinübertragen will; so soll diese

Höhle, deren felsigten Fuß das Meer mit melancholischem Gemurmel schlägt, eine Abschrift meiner unglücklichen Geschichte bewahren. Vielleicht suchet einst ein verirrter Schiffer, den, wie mich, der Sturm an dieses menschenlose Ufer trägt, nach überstandener Gefahr zur See, in dieser Höle eine kurze Zuflucht. Dann finde er hier die Blätter, beweine mit Einer Thräne den Todten, der sie schrieb, über den vielleicht sonst kein Seufzer geseufzet, sonst keine Thräne geweinet wird; verlasse, durch mein Beispiel gewarnet, das unglückliche Ufer, und nehme diese Blätter, als Zeugnisse meiner Zähren und Reue mit zu seinem bessern Welttheile. Ein günstiger Wind entreisse ihn den Händen dieser Barbaren, und führe ihn — o! dürfte ich dieses hoffen! — dahin, wohin meine Seufzer gehen: daß, wenn noch von allen meinen Freunden Einer lebet, er lese, wie sehr ich wenigstens mit Reue starb, wenn ich schon lasterhaft lebte.

Ich rede dich abermal an, du, dessen Armen mich in diesem Leben mein Schicksal nicht wieder geben kann! Meine erste Erzählung hat dich schon vorbereitet, unter dem grösten Scheine

ne der Tugend die schwärzeste Bosheit zu erwarten. —

Zarinens scheinbare Großmuth, ihre Verläugnung, ihre unerwartete Uneigennüzigkeit war nur ein Mittel, sich ihres Sieges desto mehr zu versichern, und meinen gänzlichen Untergang gewisser zu vollenden. Die Entwickelung dieser grausamen Bosheit war die Ursache meines vollendeten Elendes.

Ich hatte nicht ohne Kampf, nicht ohne Gewissensunruhe, nicht ohne Empfindung des Unrechts, was ich an meinem Vater zu begehen im Begriffe stand, Zarinen die unglückliche Verschreibung angebothen. Aber nach dieser Grosmuth, womit sie mein Erbiethen ausschlug, waren auf einmal alle diese Empfindungen erstickt. Ich war ganz und allein von dem Gefühle eingenommen, was diese verrätherische Großmuth in mir erregte. Ich bewunderte sie eben so sehr, als ich sie liebte. Ich machte mir die grausamsten Vorwürfe, daß ich jemals mit dem mindesten Zweifel ihre Tugend beleidiget hätte. Ich war entschlossen, mich zu ihren Füssen zu werfen, und ihr dieses Papier aufzudringen. — Ich eilte nach der Thüre, um ihr

zu folgen: aber die Thüre war verschlossen, und ich bath umsonst, eingelassen zu werden. Alles, was ich gehört hatte, alles, was ich sah, überzeugte mich immer mehr von ihrem vortrefflichen Herzen, und vermehrte die Grösse meiner Bewunderung und die Heftigkeit meiner unumgränzten Liebe. Mein Herz konnte nicht ruhen, ich mußte erst eine so ausserordentliche Tugend so gut belohnen, als ich konnte: und Himmel! was hätte ich nicht hingegeben, um ihr die überfliessende Dankbarkeit meines Herzens zu beweisen! Was wäre mir zu kostbar gewesen, ihr eine einzige Thräne zu ersparen! Wenn die Welt mir gehöret hätte, ihr hätte ich sie gegeben, zufrieden, in einer Welt, die sie beherrschte, ein Sklav zu seyn! Ich sah, daß mein Ungestüm nichts half; und obgleich eine so heftige Bewegung, ein solcher Kampf von Leidenschaften, worinn ich mich izt befand, nicht der Zustand ist, der Nachsinnen und Verstellung erlaubet; so zwang ich mich doch, eine Mäßigung zu zeigen, die weit von meinem Herzen entfernt war. Ich bat sie, nur einige Worte von der äussersten Wichtigkeit zu hören. Mein Zustand, sagte ich, ist

nicht

nicht so unglücklich, als du denkest. Ich bin noch im Stande, ohne den Verlust zu fühlen, einer Person beizustehen, die ich höher, als mein Leben, achte: vergieb mir die Sorge, Zarine, die ich dir gemacht habe. Ich werde weniger dir, als mir, dienen, ich werde nur mein eigenes Leben erhalten, wenn du erlaubest, daß ich dich erhalte.

Alle diese Bewegungsgründe halfen nichts: und ich war entschlossen, — wie unsinnig! — die Verschreibung auf ihrem Tische liegen zu lassen, und mich zu entfernen; als eine andere Thüre geöfnet wurde. Zarinens Aufwärterinn kam mit Thränen in den Augen, die sie abtrocknete, indem sie aus der Thüre trat, und bath mich im Namen Zarinens, mich zu beruhigen, und nur noch einige Augenblicke zu warten. Zarine, sagte sie, welche vielleicht Ursache gehabt hat, dich wankelmüthig zu glauben, hatte in diesem Augenblicke, wo sie von dem grösten Unglücke benachrichtiget worden, was ihr nur widerfahren konnte, deine Ankunft nicht erwartet. Wer weiß, welche Entschlüsse sie gefaßt hatte, sezte sie hinzu, mit welchen deine unerwartete Gegenwart sie auf einmal in einen Kampf

sezte.

sezte. Sie hat Ruhe nöthig; störe sie nicht darinn; sie wird sich fassen und hernach mit dir reden.

Ich bath sie, mein Herz wenigstens zu beruhigen, und mich etwas von dem traurigen Geheimnisse wissen zu lassen: allein sie weinte, und entfernte sich. Von tausend Gedanken gequält, unentschlossen, verzweifelnd warf ich mich auf einen Stuhl, und erwartete, in der grausamsten Ungedult, den wichtigen Augenblick der Entwickelung. Zehnmal stand ich auf, und gieng das Zimmer auf und nieder, denn ich konnte keine Ruhe finden; zehnmal warf ich mich wieder hin. Eine Stunde war verflossen, jeder Augenblick einen Tag lang, als ich jemand kommen hörte. Ich vermuthete Zarinen, und riß mich schnell aus meinem Tiefsinne auf, um ihr entgegen zu fliegen. Aber es war nicht Zarine, es war ihre Vertraute. Sie sagte mir, wie sehr Zarine wünschte, mich sehen zu können: allein ihre Kräfte verstatteten es nicht. Bis auf den Abend, sezte sie hinzu, mußt du ihrer Schwachheit nachsehen; dann aber erwartet sie dich.

Ich

Ich bath zwar, aber umsonst, ihr nur vorher noch ein Wort zu sagen, sie nur zu sehen: der Zutritt wurde mir izt unter den wahrscheinlichsten Vorwänden versaget. Der Tag, den ich izt unter den härtesten Arbeiten, auf dem Felde, in dem sengenden Strahle der Sonne zubringe, und die noch grausamere Nacht, wo ich jede Minute wegseufze, sind kaum so lang, so unerträglich, als mir diese wenigen Stunden waren. Ich suchte Beschäftigungen, um meine Gedanken zu zerstreuen, und mir die wenigen Stunden, diese unerträgliche Last, zu erleichtern. Ich gieng, mehr um mir Geschäfte zu machen, als aus Begierde, den Befehl meines Vaters zu vollziehen, zu dem Kaufmanne, um auf die Verschreibung die Summe aufzunehmen. Zu meinem Verderben war ich izt glücklicher, als vorhin; ich fand ihn, und empfieng das unglückliche Geld.

Andere Geschäfte des Kaufmanns hatten mich aufgehalten: der Abend brach ein, da ich ihn verließ. Izt war ich unentschlossen: mein Gewissen gab mir einige ernsthafte Warnungen, und erinnerte mich an meinen Vater. Meine Ungeduld,

Zarinen zu sehen, und der Gehorsam, den ich meinem Vater schuldig war, geriethen in einen Streit. Mein Herz wurde ein Kampfplaz der heftigsten Leidenschaften; doch glaube ich, es würde in diesem Kampfe meine kindliche Liebe über meine Zärtlichkeit gesieget haben. Ich war in der That auf dem Wege nach meinem väterlichen Hause, als mir der Nichtswürdige, den Zarine ihren Vetter nannte, in grosser Eile entgegen kam. Er schien in äusserster Zerstreuung, in einer bedeutenden Eile mich nicht zu sehen, und die wichtigsten Geschäfte zu haben. Aber der Nichtswürdige, was hatte er sonst für Geschäfte, als die er sich selbst machte, um mich zu betriegen!

Mein Herz erinnerte mich an die Verzweiflung Zarinens. Ich bebte für sie, ohne ihr Unglück zu wissen. Ich eilte ihm nach. Was ist geschehen, sprach ich, wo ist Zarine? — „Fort! „antwortete er: wir sind verlohren! — Lebe wohl; „laß mich gehen, ich habe keinen Augenblick in „meiner Gewalt!„ Dieser Streich schlug mich zu Boden. — Welch ein Unglück nöthigt e si, so plözlich zu reisen? — Vielleicht hätte mein Erbiethen

sie

sie retten können. Sie wollte es nicht annehmen: warum wollte sie nicht? — Sie war nicht eigennüzig genug: sie liebte mich zu sehr; sie wollte mich nicht zu Grunde richten. Um mir alle Gelegenheit zu nehmen, daß ich ihr nicht wider ihren Willen diente, um allen meinen Bitten auszuweichen, und sich selbst vor mir, vor der Beredsamkeit und vor dem Flehen der Liebe in Sicherheit zu sezen; um diese großmüthige Handlung, die sie sich vorgenommen hatte, ohne alle Einschränkung auszuüben, versaget sie mir, was sie vielleicht eben so sehr wünschte, als ich, eine Unterredung: bedienet sich der großmüthigen List: überwindet ihre eigene Liebe: überläßt sich ihrem Schicksale: meidet meine Gegenwart; flieht — So urtheilte ich von einer Handlung, welche mir die unglückliche Entwickelung für die gottloseste Erfindung erklärte, die jemals die arglistigste Betrügerei ersonnen hat?

Indeß war dieser Betrüger fortgegangen, ohne sich aufzuhalten. Er wußte, daß er mich in die äusserste Verzweiflung gesezt, und die gewaltsamste Ungeduld und Neubegierde bei mir erregt hatte. Das war ihm genug; mehr wollte er nicht; mehr

brauchte er nicht. Er, der meine unsinnige Liebe kannte, konnte versichert genug seyn, daß er mir mit diesem Winke die stärkste Kette um den Hals geworfen hatte, um mich im Triumph hinter sich zu schleppen.

Ich konnte meiner Ungeduld und Furcht unmöglich länger widerstehen. Ich eilte ihm nach, und holte ihn vor dem Hause Zarinens ein. Ich stürzte mich in brennender Ungeduld in das Haus; aber alles war öde; Zarine war wirklich entfernt. Alles sah einer übereilten Flucht gleich; alles, was sie hatte zurück lassen müssen, lag in der grösten Unordnung durch einander. Saquer, ihr vorgegebener Vetter, sagte mir, er wäre nur in der Absicht zurück gekommen, um einige Kostbarkeiten, welche sie in der Eile vergessen hätte, nachzuholen. Wir suchten in der Dämmerung unter dem unordentlichen Haufen von Sachen, die keinen Wehrt hatten: Saquer hatte, um das, was er noch erhalten wollte, zu sich zu stecken, seine Taschen ausgeleert, und viele Papiere weggeworfen. Ich fand zwei Briefe, und die bekannte Hand und der unterzeichnete Namen Zarine, den ich in der Dunkel-

heit

heit nur eben lesen konnte, waren für mich Bewegungsgründe genug, sie zu verwahren. Ich hofte, in diesen Briefen wenigstens etwas von ihrem Schicksale zu erfahren; wenn auch gleich Saquer so unerbittlich seyn sollte, als sie gewesen war.

Aber so unerbittlich war er nicht. Ich hatte ihn ohn Unterlaß inständig gebeten, meine Unschuld nicht länger auf der Folter zu lassen, und mir wenigstens dieses unglückliche Geheimniß nur halb aufzudecken: aber er hielt mich immer mit Hoffnungen auf, bis wir uns aus dem Hause entfernten. Ich beschwor ihn von neuem, sein Versprechen zu erfüllen. Endlich sagte er mir: Zarine hat mich gebeten, keinen Menschen, und am wenigsten dir, ihr Unglück zu offenbaren: aber ich sehe, daß ich dich nicht anders beruhigen kann. Alles kann ich dir izt nicht sagen. Laß es dir genug seyn, zu wissen, daß vornehmlich die Liebe, die sie zu dir trug, die Ursache ihres Unglücks ist; und eben deswegen will sie, daß es dir verborgen bleibe. Der eigennüzige Freund deines Vaters, der ihr den Schimpf beimißt, daß du seine Schwester nicht so schön findest, als sie, und der in ih-

rer Entfernung dein Herz seiner Schwester vielleicht versichern will, steht im Begriffe, Zarine auf das grausamste zu beschimpfen. Diese Nacht sollte sie, aus ihrem Bette, in die ungerechteste Gefangenschaft gezogen werden. Diesen Morgen erhielt sie eine Warnung von der Hand eines Liebhabers, den sie dir aufgeopfert hat, und dem sie nichts will zu verdanken haben, so sehr er sie bittet, sich auf seinen Schuz zu verlassen. Doch würde sie bloß auf den Schuz ihrer Unschuld sich nicht entfernet haben; wenn nicht ein anderes Unglück, das ihr nur zu dieser Zeit empfindlich ist, sie ausser Stande sezte, durch eine Bürgschaft ihre Person in Freiheit zu erhalten, und gegen den Reichthum ihres Feindes sich auf den Ausspruch der Gerechtigkeit zu verlassen. —

Welch ein anders Unglück! rief ich! Ach! sie ist arm! ich verstehe dich. Aber wenn ich die Ursache ihres Unglücks bin, so ist es meine Pflicht, sie zu schüzen. Ich habe ihr diesen Schuz angebothen; warum wegert sie sich; ihn anzunehmen? Ach! Saquer, laß sie uns wider ihren Willen erhalten. Die Summe, die ich ihr anboth, ist noch

in

in meiner Gewalt: ich kann sie nicht besser anwenden, als wenn ich der die Ehre rette, die um mich leiden soll.

Saquer sagte mir, ich würde sie nie bereden, da sie meine Umstände wüßte, mein Anerbiethen anzunehmen — Nein, nimmer — sezte er hinzu — es sei denn — doch auch das ist höchst ungewis! — Es kann fehl schlagen, und dann — Ich weiß nicht, was ich dir rathen soll! — Ich muß indeß noch ein Mittel versuchen: ich habe noch aus einigen verkauften Sachen etwas Geld gelöset. Das Glück des Spieles hat mich noch nimmer betrogen. Zwar es ist ungewis — allein zu einem müssen wir uns entschliessen. Die Summe, die ich besize, ist zu klein, Zarinen hier zu erhalten, und also ist nicht viel dabei gewagt: vielleicht aber, wenn ich glücklich bin, kann ich so viel gewinnen, daß wir uns erhalten. Er stellte sich, als wenn er noch einmal Abschied von mir nehmen wollte. Allein wie hätte ich ihn in dieser Ungewisheit verlassen können? Ich bat ihn, mich nur zu Zarinen zu führen, und er willigte endlich darein; doch rieth er mir, ihr mein Anerbie-

then nicht zu wiederholen, noch von seinem Entschlusse das geringste zu entdecken. Er führte mich ans äusserste Ende der Stadt bis ans Haus, und blieb zurück.

Ich eilte voll Ungeduld, meine Zarine zu sehen, und wurde in ein abgelegenes Zimmer geführet. Zarine kam mir in Reisekleidern entgegen. Ich erstarrte. Sie faßte mich bei der Hand. „Wer hat mich dir verrathen? sagte sie! Habe „ich mir denn wenigstens den Schmerz nicht ersparen sollen, dich vor meinem Abschiede nicht „wieder zu sehen? — So will ich dich denn noch „einmal umarmen, und meine lezten Thränen an „deiner Brust vergiessen.„ Sie sank in meine Arme. Ihren Augen standen die Thränen so sehr zu Gebothe, als einer ihrer Thränen mein Herz und meine Entschlüsse. Ich überließ mich der Gewalt meiner Empfindungen, und nahm mir unbestraft Freiheiten, welche mir nur die Unachtsamkeit ihrer Zerstreuung, und eine Liebe, die sich in dem Augenblicke, wo sie getrennet werden soll, in ihrer ganzen Gewalt entdecket, zu erlauben schienen.

Ich bat, sie, mir das Unglück zu offenbaren, weswegen sie so plözlich den Ort verlassen wollte: sie seufzte. „Ist denn dein Zerim nicht mehr „fähig, dir zu helfen, und sich selbst das Leben „zu erhalten? „Sie vergoß Thränen. „Ich kann, „ich will dich nicht verlieren, fuhr ich fort; ver„sage mir die einzige Bitte nicht, edelmüthige „Zarine, theile mein ganzes Vermögen von mir. „Ich riß meine Goldbörse heraus, und reichte sie ihr; sie bedeckte mit der einen Hand ihre Augen, und hielt mit der andern meine Hand zurück. Ich warf mich zu ihren Füssen, und wiederholte mit den feurigsten Ausdrücken meine Bitte: aber umsonst. Diese Betrügerin hatte sich entschlossen, mir das, was ich ihr aufdrang, auf eine andere Art abzunehmen, dafür sie mir nicht danken dürfte. Ich mußte mich entschlüssen, mein Geschenk zurück zu nehmen.

Izt wußte ich mir nicht zu rathen. Alle meine fruchtlosen Versuche vermehrten meine brennende Begierde, Zarinen zu erhalten. Ich war fest von ihrer Großmuth überzeugt; und ihr Schweigen schien mir davon noch ein weit stärkerer Be-

weis zu seyn, als die uneigennüzige Art, womit sie mir abschlug, eine nicht kleine Summe anzunehmen. — Wozu zwingt nicht oft Mangel und Noth, so gar den Uneigennüzigsten! Kann man mehr von der menschlichen Großmuth erwarten, als daß sie diesen beiden mächtigen Gegnern mit unerschütterter Standhaftigkeit und Verläugnung widersteht? Kann man mehr erwarten, als daß sie alle eigene Betrachtungen, Gefahr und Unruhe dem Vortheile eines andern nachsezet, und sich gelassen der Großmuth aufopfert?

So dachte ich; und dieser hohe Begriff, den ich izt von der Großmuth Zarinens gefaßt hatte, machte, wenn es möglich war, meine Liebe durch eine Ehrfurcht, die ich für sie empfand, noch gewaltsamer; und da diese gewaltsame Liebe sich sonst nicht auslassen konnte, so brach sie in einen tödtlichen Haß gegen dich, mein Charites, aus. Ich hatte gehört, daß du der Urheber ihres Unglücks und meiner Verzweiflung warest. Ich haßte dich, o redlichster, unschuldigster Freund! verzeih mir auch diese Beleidigung, die nicht meine geringste war; ja, ich haßte dich. Ich fieng an,

grausame Entschlüsse der Rache zu fassen — Der Himmel erzeigte mir noch die Gnade, daß er mich davon abhielt — Wie zittre ich noch izt, wenn ich daran denke, wie nah ich der ärgsten Bosheit war, der Bosheit, ein Mörder meines Freundes zu werden!

Diesen Gedanken überließ ich mich, und von solchen rachsüchtigen Leidenschaften flog mein Herz, als an die Thüre geklopft wurde. Zarine flog beängstigt auf. „Wir sind verrathen, rief sie, ich „bin unglücklich! Man findet dich bei mir!„ Ich verstand diese Worte, die zufällig eben das Geheimniß zu entdecken schienen, was Saquer mir geoffenbaret hatte. Es wurde nach mir gefraget; ich gieng nicht ohne Bestürzung und Muth aus dem Zimmer: aber ich hatte nur Ursache zu der ersten. Saquer ließ mir sagen, wenn ich ihm helfen wollte, so hätte er izt meiner Hülfe nöthig. Ich eilte zu Zarinen, und sagte ihr, daß ich sie auf einige Augenblicke verlassen müßte, und ließ mich von dem Bothen zu dem Saquer führen.

Saquer saß mit einem andern Spieler am Tische. Seine wilden Gebährden, sein funkelndes

Auge, der Fluch, den er ausstieß, als ich eben ins Zimmer trat, verkündigten mir sein Unglück. Er sprang mir entgegen, und umarmte mich. „Ich „bin unglücklich, „ sagte er; Zarine hat nichts mehr als den elenden Rest, den du dort siehst! ich trat an den Tisch, und sah den Haufen Geld, der vor dem andern Spieler lag. So groß meine Neigung zum Spiele war, so sehr wurde sie izt von andern Betrachtungen im Zaume gehalten. Inzwischen fing ich behutsam an, und wagte wenig. Saquer verlor beständig; mir glückte jedes Blatt, mein Haufen nahm zu, und mit demselben meine Hize. Ich wagte mehr, und mein Glück verführte mich. Saquer schien mich aufzumuntern, ob er gleich verlor. Unser Gegner hatte die Karte falsch geschlagen; ich bemerkte es, und Saquer gab mir ein Zeichen, indem er mich mit dem Fusse anrührte. Ich wollte einen so glücklichen Augenblick nicht versäumen, auf einmal das ganze Glück des Spiels zu entscheiden. Ich hielt die ganze Bank auf einen falschen Umschlag. Mein Gegner schien zu erschrecken; er wurde blaß, er stammelte; verdammte Künste eines Betrügers!

gers! — Er schlug mit zitternder Hand um; meine Augen waren auf den Tisch geheftet, mein Herz flog: doch erwartete ich den Ausschlag gewiß für mich; denn das Zeichen, das Faquer mir gegeben, schien mich zu versichern, daß ich selbst richtig gesehen hatte.

Warum halte ich deine Neubegierde auf! Die Betrügerei hintergieng meine Augen: meine Sicherheit betrog mich: die Karten fielen gerade, und ich war arm. Laß mich vielmehr, so viel ich kann, den Zustand meines Herzens beschreiben; so sehr es der Sprache an Worten fehlet, meine Verzweiflung auszudrücken. Kaltes Entsezen lähmte meine Glieder: mein Herz schlug nicht mehr; mein Blut stand; mir vergiengen Sprache und Gehör; alles schwamm vor meinen Augen. Aber diese Pause, dieses zweifelhafte Dasein zwischen Leben und Tod, dauerte nicht lange. Hundert verschiedene Regungen, die bisher geschlummert hatten, Schrecken, Gewissensbisse, Reue, Scham, Beängstigung, Abscheu vor mir selbst, brennendes Mitleiden mit meinem Vater, Furcht vor Schimpf und Armuth, ängstende Sorgen für Zarinen, erwachten, stürm-

ten auf einmal in meinem Herzen. Ich gieng in äusserster Bewegung ungestüm in dem unglücklichen Zimmer auf und nieder; tausend Gedanken entstanden und vergiengen. Ich dachte, ich beschloß, ich verwarf. Izt verfluchte ich das Spiel, dann verfluchte ich mich selbst, dann den Saquer, der mich dazu verleitet hatte, dann dich, Unschuldigen, den ich für die erste Ursache alles meines Unglücks hielt. Dann erinnerte ich mich an meinen Vater, und wie kann ich dir die Quaalen beschreiben, welche diese Erinnerung begleiteten? Ich war von Sinnen, ich verzweifelte, ich rasete, ich verfluchte mich, das Leben, die Welt und das Schicksal. Hundertmal war ich entschlossen, meinem elenden, izt aller Hofnung entblößten Leben ein Ende zu machen. Dann fiel mir das Schicksal Zarinens ein, und nur die Begierde, sie noch einmal zu sehen, verzögerte meine blutigen Entschlüsse.

Ich will sie sehen, sprach ich zu mir selbst: ich will ihr mein Unglück erzählen. Sie flieht; und ich? — Ich fliehe mit ihr: aber nicht ungerochen. Dieser unglückliche Abend hat drei Un

schul

schuldige arm, unglücklich, elend gemacht, sie, meinen Vater, mich: wenn das dem grausamen Schicksale noch nicht genug ist, so soll es auch Blut fliessen sehen; das Blut dessen, der uns alle unglücklich gemacht hat!

In diesem blutdürstigen Entschlusse verließ ich das Zimmer, ohne bemerkt zu haben, daß sich so wohl Saquer, als der andere, entfernt hatten. Izt sah ich erst, daß ich allein war: doch fiel mir nicht der mindeste Gedanken ein, daß sie Betrüger waren. Ich glaubte, daß Saquer eben so zerstreut wäre, daß er eben so wenig wüßte, was er thäte, als ich; und eilte, Zarinen zu sehen.

Ich kam zu dem Hause, und fand einen Reisewagen vor der Thüre. Ich erschrack, aber ohne Verdacht. Meine ganze Besorgniß betraf ihren Verlust. Sie hat mich nur erwartet, um mir den lezten Abschied zu geben, dachte ich, und eilte in das Haus. Aber, o Himmel! welche Bestürzung! Sie begegnete mir, indem ich mich ihrem Zimmer näherte, an der Hand des Spielers, der sich durch mein Geld bereichert hatte. Ich erstarrte, und redete sie stammelnd an; sie warf mir

von

von der Seite einen spottenden Blick zu, wandte ihr Angesicht mit einem verächtlichen Lächeln nach ihrem Begleiter, und gieng vorüber, ohne mir ein Wort zu sagen. Ich war durch diesen unerwarteten Anblick unfähig, mich in der Geschwindigkeit zu entschliessen. Unterdeß stiegen sie in den Wagen, und fuhren eilig davon.

Meine ganze Hofnung war, noch den Saquer zu sehen: ich suchte ihn; aber umsonst. Jzt fieng ich an, den grausamsten Betrug zu argwöhnen: doch war es mir unmöglich, alles, was vorgegangen war, in einen Zusammenhang zu bringen. Wenn Zarine, dachte ich, mich hätte betriegen wollen, wozu war es nöthig, solche Umschweife zu nehmen? Mein Geld war in ihrer Hand. Würde sie mich mit demselben von sich gelassen haben? Saquer begegnete mir von ungefähr, er sah mich nicht, er wußte nicht, daß ich Geld hatte. Wenn ich ihn nicht selbst angeredet hätte, so würden wir uns nicht wieder gesehen haben. Das sind Zufälle, und Zufälle lassen keine Absichten zu. — Aber warum ist der Spieler in ihrer Gesellschaft so wohl aufgenommen? — Ich bin auf einmal bei Seite gestossen,

stossen, verspottet! — Vielleicht hat sie mich in ihrer äussersten Zerstreuung nicht gekannt; vielleicht hat Saquer ihn zu ihr geführet; vielleicht hat sie in der äussersten Noth, da alle andere Zuflucht ihr abgeschnitten war, ihm eine Höflichkeit bezeugen müssen, um seine Hülfe nicht von sich zu stossen. — Ich konnte auf keine Art weder diese widrigen Umstände vergleichen, noch das Geheimniß entwickeln. Doch war mein Argwohn stärker, als die Gründe, womit ich sie entschuldigen konnte.

In dieser folternden Ungewisheit und Unruhe erinnerte ich mich an die Papiere, welche Saquer aus Unachtsamkeit verworfen hatte. Ich zog sie eilig hervor, und las die Entwickelung der feinsten, und abscheulichsten Bosheit. Ach! Freund, hätte ich sie zwo Stunden früher gelesen! Ich stürzte mich in das alleräusserste Unglück, und hatte die sicherste Warnung in Händen! So sehr hängt oft das Elend und selbst das Leben der unglücklichen Menschen von einer einzigen Kleinigkeit ab, die sie unachtsam vorbeilassen! — Hier hast hast du die Abschrift der Briefe.

III. Brief.

Zarine an den Faquer.

Wenn mancher Raub der Spinne ein Gewebe zerrissen hat, so geht sie weiter, und spinnt ein neues. Ich muß über mich selbst spotten, daß eine Spinne klüger seyn soll, als ich. — Hier ist nichts mehr für uns, mein lieber Faquer. Die Börsen der jungen Gecke sind rein; was noch von ihnen zu erndten ist, ist Bettelei: eine Dose, ein Ring, eine Uhr, einige Ellen Stoff — man sieht es diesen Kleinigkeiten an, daß sie für das lezte zusammengerafte Geld gekauft, und sehr genau bedungen sind. Das meiste, was sie bringen, sind Seufzer. Entweder die Börsen sind ganz ledig, oder die Väter haben ein Siegel darauf gedrückt. Beides ist schlimm: aber das lezte könnte am schlimmsten werden, und das haben wir in der That zu befürchten.

Solltest du glauben, daß ich so sehr herunter gebracht bin! Sonst mußte man mich bitten, zu nehmen; izt muß ich fodern, und erhalte doch nichts. Sage mir im Ernst, bin ich denn häßlicher geworden? Ich werde doch wohl nicht älter! das würde mich erschrecken. Aelter! und noch kein Geld in Händen, so im Alter zu leben, wie ich jung gelebet habe! — Lache nicht, Bösewicht! Das Beutelchen, was du neulich aufhobest, enthält nicht mehr, als sechs tausend Thaler. Wenn ich nun häßlicher werde, so wird das so eben zureichen, auf fünf Jahre, die Schönpflästerchen, die Pomaden und den Carmin zu bezahlen, die ich nöthig habe, um mir die Jugend wieder zu geben. Das Gesicht einer alten Coquette trägt immer weniger ein, und wird immer kostbarer. Was habe ich ausserdem? Einiges Geschmeide. Der größte Theil meines Geräthes, was ist er werth? Denn was kann ich aus den Gemälden der albernen Gesichter meiner Anbether machen, wenn ich das Bischen Silber einschmelzen lasse? — Zwei Duzend schlage ich dir für einige Dukaten zu. — Sie haben sich sauber malen lassen;

und

und ihre Portraite finden leicht eher Liebhaberinnen, als ihre Personen. — Hier hängt gleichwohl einer, mit dem ein Glück zu machen ist, wenn du ein wenig listig bist! Er hat ein Mädchen, das mehr für sein Portrait geben wird, als er mir für einen Kuß bezahlt hat: und du weißt, wie gut er bezahlte; so gut, daß er izt auf hundert Schritte von dem Kirchthurme, nicht mehr sagen kann, was die Uhr ist. Izt, wenn sie will, kann sie beide haben, den Liebhaber und sein Bildnis.

Oder meinest du, daß wir lieber eine Lotterie machen! Ich will sterben, wenn mir der Einfall nicht noch besser gefällt! Komm zu mir, mache ein Verzeichnis, geh zu allen meinen Liebhabern, laß sie unterschreiben, aber borge keinem. Die Person giebt — laß sehen, wie viel! — Vier Uhren, sieben goldene, etliche zwanzig silberne Etuis, ein Schock Ringe, drei und ein halber Auffsaz Dresdner Porcellain, etliche Duzend silberne Büchschen auf den Nachttisch, Perlen, Armbänder, ein Kasten voll englischer Handschuhe, anderthalb Duzend Portraite — Zehn Dukaten

der

der Einsaz! Morgen mögen sie würfeln; ich müßte wahrhaftig wenig Reizungen besizen, wenn du nicht leicht sechzig Personen zusammen brächtest! — und sechzigmal zehn Dukaten; rechne nach, Kerl! Und sechzig Nebenbuhler bei einander! Stelle dir die Gesichter vor! — Der Vorrath wird ausgekramet; jeder kennt das seinige, jeder sieht ein Conterfei, das ihm so ähnlich ist, als wenn er sich im Spiegel sieht. — Wahrhaftig, Faquer, die Freude mußt du mir noch machen; aber morgen früh, das sage ich dir! denn morgen Abend reise ich.

Du wunderst dich wohl, daß ich dir ein so langes Billet schreibe! — Was habe ich denn zu thun? Nichts in der Welt! Meinest du etwan, daß ich dich izt lieber hätte, als sonst! — Ehrlicher Faquer! schmeichle dir nicht; ich schreibe bloß aus langer Weile. Um neun Uhr fange ich an, Thee zu trinken, und trinke bis an den Mittag: ich nehme mein Stickzeug, drei Stiche, da liegt es; ich trete ans Fenster: keine Visite! Ich werfe mich wieder in meinen Stuhl, fange noch einmal an zu sticken; ich gähne, ich plaudere mit

der Aufwärterinn — Nun wundere dich noch, daß ich an dich ein so langes Billet schreibe!

Doch zu deinem Troste muß ich dir sagen, daß ich lieber an dich schreibe, als mich mit einem seufzenden Liebhaber unterhalte. Wenn ihrer zehen nach einander da gewesen sind, so bin ich nichts reicher. Es ist eine allgemeine Theurung unter ihnen. Sie kommen, um wieder zu gehen. Du kannst leicht denken, daß sie von mir mit keinem bessern Troste zurück gehen, als den sie mir mitbringen. Du müßtest sehr närrisch seyn, wenn du izt eifersüchtig seyn wolltest: mein Herz ist so leicht, als ihre Börsen. Wenn aber einmal ein güldner Regen fallen sollte, so erinnere dich an die Danae — Doch nein, Danae war ein einfältiges Ding; ich finde, daß Hofnungen, die ein Mägdchen giebt, gute Zahlung sind, und mehr eintragen, als — verstehst du mich? — St! es klopft jemand — „Ein Liebhaber? Mägdchen! — „Ja, ich will verdammt seyn, ein Liebhaber! Ge„schwind den Brief weg! Her das Stickzeug!„ —

Wahrhaftig, Saquer, wir reisen! Nun keinen Tag mehr, als morgen! Er ist wieder fort:

und weißt du, was er mir zurück ließ? — einen langen Seufzer. Wäre er weggeblieben, so hättest du wenigstens mein Billet schon

O die verzweifelten Liebhaber! Sie stehen alle am Rande des Lebens, und kein einziger stirbt! Ihre Gesichter sehen so verstört aus, als ihre Güter. Man sieht es ihren Kleidern an, woran es ihrer Liebe fehlet. Izt eben hatte ich das Vergnügen, ein langes, blasses, hageres Gesicht zu sehen, die Sorge im Auge, den Hunger auf beiden Wangen: stelle dir vor, wenn ein solches Gesicht lächeln will! — Ich hätte ihm gern ein Schälchen Thee angebothen: aber ich hatte Mitleiden mit ihm: der Thee zehret. Ein verschossenes Kleid, eine faserichte Weste mit blinden Tressen, seidene Strümpfe, die ich freilich noch weiß gekannt habe, das war sein Aufzug. Der weisse Kopf und das Degenband war das neueste an der ganzen Maschine. Aber ich traue den Taschen derer Liebhaber nicht viel, die ihren grösten Aufwand auf den Kopf machen, und ihre ganze Verschwendung auf den Puder einschränken. — Das neue weisse Degenband nicht zu vergessen! Es war so künstlich,

so breit, so stolz um das Gefäß gewunden, daß der Meßing nirgend durchschien. Ha! ha! ha!

Solche Liebhaber habe ich izt! Wahrhaftig, Faquer, du hast hier wenig Hofnung, aus deinem alten Kleide zu steigen und verjüngt zu werden! Ich fürchte, das Endchen angelaufenen Goldes wird so bald von der Weste wegschmelzen, wenn wir länger hier leben. Mache demnach deine Anstalten auf Morgen.

IV. Brief.

Zarine an den Faquer.

Ist es dein Ernst? Wir hätten gar keine Wahl mehr zu bleiben! — Freilich wohl; denn unsere Lehnträger sind banquerot. Aber ihre Vorgesezten sind mein geringster Kummer, und wenn sie auch Stiefvätter oder Vormünder wären. Ich glaube, du hast auf deine gestrige Abendvisite bei mir nicht gut geschlafen. Du hast dich zu spät

zur Ruhe gelegt; alle meine Uhren wiesen auf zwei, als du von mir giengst. Der arme Faquer! es war natürlich, er mußte melancholische Träume haben! Da kamen die Väter, die Verwandten, die Mütter, die Vormünder, die von ihren verliebten Söhnen zu Grunde gerichtet sind, alle diese Gespenster kamen vor sein Bette: und nun müßten die Advokaten, die Richter, die Häscher, und der Himmel weiß wer mehr, bald nachfolgen! — Nicht doch, du hast nichts gehört; du hast geträumet!

Indeß will ich dir einmal glauben; ein gewisser, oder wie du sehr nachdrücklich schreibst, gewisse Leute sollen uns anklagen, und mich heute einziehen lassen wollen: was weiter? Du würdest doch wohl nicht so albern verliebt und so dumm getreu seyn, hier zu bleiben? Ich traue dir so viel Klugheit zu, daß du giengest, und meine Sachen mitnähmest. Meine Person ist sicher genug hinter meinem Gesichte. Seze nun, ich würde eingezogen. So sittsam, wie eine Braut von siebenzehn-Jahren, wenn sie vor dem Priester auf den Schemel kniet, mit niedergeschlagenen Augen, eine

Thräne auf den Wangen, demüthig, geduldig, fromm wie ein Lamm, stände ich vor Gerichte. Dort steht der Advocat, hier steht Zarine, vor uns sizen die Richter! Jener plaudert, und spricht ein ganzes Corpus Juris; ich sage kein Wort, ich seufze nur; aber verdammt will ich seyn, wenn unter zwölf Richtern eilfe hören, was jener saget. Sind diese unter vierzig Jahren, so magst du zehn Advokaten wider mich auftretten lassen. Meine ganze Cassette will ich verlohren haben, wenn ich nicht losgesprochen werde. Ein Blick, ein Seufzer, eine Thräne, so ist mein Proceß gewonnen.

Doch fürchte nichts, wir wollen reisen. Du magst die Aeser nicht mehr sehen, sagest du, die vor unserm Zelte liegen. Es mag also dabei bleiben; diesen Abend reisen wir. Inzwischen läßt sich dieser Tag zimlich gut an. Der Kaufmann hat sein Wort endlich gehalten: mein Stoff ist angekommen. Du solltest nur gesehen haben, wie verliebt, wie vergnügt er war! Wahrhaftig, es war ein gefährlicher Augenblick für dich, als ich den Stoff auf meinem Tische ausgebreitet sah! Zu deinem Glücke hatte er diesen Morgen nicht mehr

Zeit, als mir zu sagen, wie schön ich sei. Ich gab ihm eine Tasse Chokolade dafür; er trank sie aus, und lief fort, so heiß er auch war. Aber nimm dich in Acht! diesen Abend um zehen Uhr denkt er wieder zu kommen. —

Die Glocke schlägt eins! Ich trette ans Fenster, und sehe den Zerim. Er kömmt mit starken Schritten gerades Weges auf meine Wohnung. Seitdem sein Vater sein leztes Ackerland verkauft hat, habe ich ihn nicht gesehen, und mich um ihn auch nicht bekümmert. Was will er? Ob ich ihn annehme? Er hat nichts zu bringen, das weiß ich! — Es wird frostige Gesichter unter uns geben! — Ich will mein Billet noch nicht schliessen: er soll es nicht lange machen, dann schreibe ich weiter. —

Ein merkwürdiger Tag! mein lieber Faquer, ich werde ihn in meinem Kalender zeichnen! Zerim ist noch da; und denke nur, er hat Geld! Bald hätte ich einen sehr groben Fehler begangen! Er tritt mit einer zweideutigen Mine in mein Zimmer: ich sehe ihn nicht, size still auf meinem Stuhle. Er nennet es Kaltsinnigkeit, beklaget sich über sei-

nen Empfang, wirft mir vor, daß er seine Güter in fremden Händen sieht: ich bin stumm. Izt zieht er eine Handschrift hervor, um mich von seinen verfallnen Umständen zu überzeugen. Du kannst denken, daß ich aufmerksam wurde! Eine Handschrift in der Hand des Zerim war so gut aufgehoben, als in der meinigen. Ich hielt sie für einen Wechsel. An wen ist er gestellt, wenn kann er gehoben werden, und wie viel? Lauter Fragen von äusserster Wichtigkeit, die ich gern vorher wissen wollte. Ich sehe nach dem Papiere, aber ich kann in der Ferne nicht lesen. Meine Neubegierde wird unüberwindlich; ich muß sie sehen. Ich gerathe also in die heftigste Bewegung: ich werfe meinen Kopf aus einer Hand in die andere, meine Wange wird blaß und roth, ich seufze, schlage in einer geschickten Bewegung mein Mäntelchen zurück: er sieht einen arbeitenden Busen; er wird starr, sein Gesicht glühet, er ist ausser sich. Izt springe ich auf, gehe mit einem Seufzer von zehn Minuten lang, mit offnen Armen ihm entgegen, wende mich kurz wieder um, und schlage meine Hände zusammen. —

Nun

Nun war er von meiner Treue überzeugt: nun bath er mich um Vergebung. Ich wende mich also wieder zu ihm, schliesse ihn in meine Arme, weine, und suche in dieser Stellung eine Gelegenheit, das Papier zu lesen: ich sehe eine Reihe von Nullen, und lese seines Vaters Namen; das war alles, was mir die Zeit erlaubte.

Es fällt mir dein Billet ein: den Augenblick klage ich ihm, daß man mich verfolget, daß ich ihn verlassen muß. Izt war das Papier gewonnen: er überreichet es mir, um mir aus meiner Verlegenheit zu helfen. Meine Hand hält sanft die seinige zurück, indem mein Auge seitwärts den Innhalt verschlingt; ich reisse mich aus seinen Armen, verhülle mein Gesicht, um ihn nicht sehen zu lassen, daß ich nicht weine. Laß mich allein unglücklich seyn! seufze ich, und eile in mein Schlafzimmer.

Eine solche Großmuth! was dünkt dich, Faquer! zweitausend Thaler auszuschlagen? Nicht wahr, du hättest sie genommen? — Narr! was wolltest du mit einer Verschreibung, was wolltest du mit dem Papiere, das schwerlich in einer an-

dern Hand gültig ist, als in der seinigen? Er selbst muß das Geld heben, und es mir bringen: um das zu überlegen, suchte ich, Zeit zu bekommen. — Ach! daß du izt nicht bei mir bist, mir zu rathen! Laß mich nachdenken! — Er ist noch da, ich höre ihn im Nebenzimmer auf und nieder gehen. Wenn er nur gienge, und nur Geld holte! — Nein, er muß nicht gehen. Wahrhaftig er muß nicht! — Ich will ihm Hofnung machen lassen, daß er mich wieder sehen soll: izt bin ich krank, verzweifelnd, ohnmächtig — wie ohnmächtig bin ich! —

Der Einfall war gut: ich habe ihm sagen lassen, daß er mich sehen soll, und noch sizt er gefangen. Geschwind geschrieben! Hier hast du deine Rolle, spiele sie gut.

Die Verschreibung ist auf heute eingerichtet: ich habe das Datum nicht übersehen. Also empfängt er heute zweitausend Thaler. Wache du über jeden seiner Schritte, und laß ihn nicht aus den Augen; denn ich besorge, daß er den klugen Einfall bekommen möchte, nach Empfange des Geldes gerades Weges nach Hause zu gehen. Da

mußt

mußt du Schildwache stehen, das sage ich dir! Ich werde mich, so bald er fort ist, mit meinen besten Sachen nach dem bestimmten Hause begeben; denn wir reisen gewiß. — Er kömmt also. Du begegnest ihm so, daß er dich sehen muß, aber du siehst ihn nicht, bist eilfertig, und siehst aus, als wenn du einen Mord begangen hättest. Er redet dich an; du hast keine Zeit: er fraget nach Zarinen: sie ist fort, sie ist unglücklich. — Wohin? wer hat sie unglücklich gemacht? — Wer sonst, als sein Freund, als seine Braut! — Du weißt *ja*, was dir geträumet hat, und du mußt *nicht* umsonst geträumet haben! Ich müßte ihn nicht kennen, wenn er dir nicht nachliefe. Du gehst in meine Wohnung; du wirst da noch etwas nachzuholen finden. Er folget dir; da ist keine Zarine: und wie wüst, wie unordentlich sieht es nicht aus! Er fraget dich; du machest ihn immer ungeduldiger. Endlich sagest du ihm, daß ich flüchten müsse, daß sein Freund mich habe wollen einziehen lassen, daß ich seinetwegen leide, daß ich so arm, so arm, als — unschuldig sei. Aber ja kein Wort von seinem Wechsel! Er wird dir sagen,

was er mir angebothen hat. Aber du versicherst ihn, daß ich es nimmer annehmen werde. Du hast einige Sachen verkaufen müssen, um uns zu rathen; du willst mich gern hier behalten; du bist entschlossen, einen verzweifelten Streich, ein Spiel zu wagen. Es hat dich jemand zum Spiele eingeladen; du rühmest dein Glück im Spiele; du willst es versuchen, aber ich darf nichts davon wissen. Er biethet dir vielleicht seinen Beistand an: du schlägest ihn aus: er bittet dich, ihn zu mir zu führen: du weigerst dich, aber du thust es doch. Du bringst ihn bis vor das Haus, und gehst zurücke. Hier geht meine Rolle an. Indeß hast du deinen Freund schon bestellt: du spielest unglücklich, lässest ihn rufen; er kömmt, du hast wenig Geld übrig: er fängt an, er gewinnt — das übrige verstehst du schon: am Ende verliert er alles! Dein Freund bringt mir das Geld, und du schleichst fort. Ich habe indeß einen Wagen bestellt, wir reisen ab, und finden dich vor der Stadt wieder. —

Wenn du nur erst diesen Brief haben möchtest! — Ob ich unter dessen zu ihm gehe! — Nein, ich will ihn warten lassen, bis ich Antwort von dir

habe.

habe. Cyane geht indeß zu ihm, sie weinet — O! sie kann vortrefflich weinen! — entschuldiget mich mit einer Unpäßlichkeit, und bestellet ihn auf den Abend. Gehe ich zu ihm, so werde ich seiner nicht los, kann keine Anstalten machen, nicht einpacken, nicht wegfahren.

Mache, Faquer, sey wachsam! Wisse, daß er die gestrige Nacht für dich bezahlen muß? —

V. Brief.

Zerim an den Charites.

Du weißt den unseligen Zustand, worinn ich mich izt befand; aber keine Worte können dir meine Verzweiflung ausdrücken. Welche gewaltige Schläge des Gewissens erschütterten mein trostloses Herz! Je mehr ich meinem Schicksale nachdachte, desto grösser wurde meine Verzweiflung. Kein Rath, kein Anschlag, kein Entschluß, keine Zuflucht! Nach einer gänzlichen Aufopferung

meines Glückes noch so schändlich verspottet zu seyn: sich freiwillig in Armuth und Elend zu stürzen, ohne Gutes zu thun, ohne Dank zu verdienen, und mit seiner Güte zum Gelächter zu werden: welch eine grausame Demüthigung unserer Eigenliebe, welch eine empfindliche Strafe für unsere Thorheit! Ich konnte nicht an meine unsinnige Handlung denken, ohne vor Scham vor mir selbst zu vergehen.

Und wohin sollte ich mich izt wenden? Wem meine Schande offenbaren? Zu wem meine Zuflucht nehmen? Ich konnte nicht an den Entschluß denken, eine so grobe, ausschweifende Thorheit jemanden zu bekennen. Jeder müßte mich verlachen, mich für einen Einfältigen, für einen Unsinnigen halten. Ein Vernünftiger hat nie die gränzenlose Gewalt der Liebe empfunden: er weiß nicht, zu welchen Ausschweifungen, zu welchen Verbrechen sie hinreissen kann. Er urtheilet mit kaltem Blute; er muß den nothwendig für einen Unsinnigen halten, der sich von ihr hat ins Verderben reissen lassen. Sollte ich mich dem heimlichen

lichen Spotte solcher Richter aussezen? Lieber hätte ich mir das Leben genommen.

Oder sollte ich zu meinem Vater zurück gehen? zu meinem unglücklichen, gütigen, armen Vater? In diesem Zustande? ohne Geld? ohne Handschrift? Mit welchem Troste? mit welcher Nachricht? Ach! sollte ich diese Thränen, die er in Strömen vergossen haben muß, fliessen sehen? Sollte ich diese Seufzer hören? Sollte ich ansehen, wie der unglückliche, trostlose Greis von seinen Gläubigern aus der einzigen Hütte, die meine gottlose Verschwendung ihm noch gelassen hatte, vertrieben wurde, und von allem seinem Vermögen nicht den Winkel behielt, wo sein graues Haupt schlafen konnte? — Es würde ihm zwar noch eine Erleichterung in seinen äussersten Schmerzen gewesen seyn, seinen Sohn zu behalten, obgleich dieser Sohn ihn so unglücklich gemacht hatte: und seine Betrübnis mußte weit empfindlicher seyn, wenn er auch mich verlor: das alles wußte ich; aber so gern ich ihm wenigstens den Einen Gram erspatet hätte, so ganz unmöglich war es mir, in der brennenden Scham, in der fressenden

Reue, die ich izt empfand, vor ihm zu erscheinen; so unmöglich war es mir, ein Zeuge des Jammers zu seyn, den ich angerichtet hatte.

Ach! Freund, dreimal wollte ich den Tod leiden, um mir diese Quaalen zu ersparen, die ich damals empfand, und die jede Erinnerung noch izt bei mir erneuert. Ja, ich würde mir den Degen ins Herz gestossen haben, wenn mich nicht allein die Vorstellung abgehalten hätte, daß ich ihn zugleich durchboren würde. Aber war denn der Anschlag, den ich faßte, trostreicher für ihn? Ach! sein Sohn ist izt für ihn eben so sehr todt, als wenn er gar nicht mehr wäre!

Ich entschloß mich, mich von einem Orte zu verbannen, wo Schimpf, Spott, Armuth und Elend meiner warteten. Schaam und Reue, diese sonst löblichen Regungen, welche von uns ein Zeugniß ablegen, daß wir noch nicht ganz lasterhaft und verstockt sind, dieses eigene Gefühl unserer Thorheiten und Laster, trat izt auf die Seite meiner Verzweiflung, und bestimmte meinen unglücklichen Entschluß. O! elender Zustand, wenn sogar der kleine Ueberrest unserer Tugend, wenn die guten

Re=

Regungen so sehr, als die bösen, uns nöthigen unser Unglück zu vollenden!

Doch was sage ich? Eine unzeitige Scham ist nicht mehr eine tugendhafte Regung. Sie ist vielmehr die Wirkung eines unbiegsamen Hochmuthes, der sich wider die Erniedrigung empöret, die wir uns nothwendig gemacht haben, und der wir uns wenigstens mit Geduld, als einer natürlichen und gerechten Strafe, unterwerfen sollten. Es war die Stimme eines solchen Hochmuthes, was ich für Scham hielt. Ein Laster führet das andere an der Hand: man kann kaum aufhören, wenn man einmal angefangen hat. Das natürliche gute Herz selbst tritt gleichsam mit seinen besten Regungen auf die Seite des Lasters, und stößt uns fort in unser Verderben; wenn uns nicht eine feste Entschlossenheit, eine gewisse gute Art von Troze, durch die Vernunft unterstüzet, still stehen, und alle Folgen unserer Ausschweifungen mit Geduld und Muth ertragen heißt.

Der ganze Sieg, den ich noch über meinen Stolz gewinnen konnte, war, daß ich wenigstens erst dich sehen wollte; und wie schwer machte er

mir diesen Sieg! Einem Freunde, dessen Güte man mit Undankbarkeit belohnet, dessen Rath und Bitten man verworfen, den man beleidiget hat, vor Augen treten, ist eine Ueberwindung, welche schmerzet! Aber ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß mein Vater nichts von dem Schicksale seines Sohnes wissen sollte. Da ich mich ihm entriß; so wollte ich ihm wenigstens die Hofnung lassen, daß er mich wieder sehen sollte: diesen einzigen Trost in seinem so unglücklichen Alter!

Ach! kannst du dich noch an diese Stunde erinnern! Großmüthiger Freund, du freutetest dich, deinen Zerim, den Abtrünnigen, der sich dir so lange entzogen hatte, wieder zu sehen. Du schöpftest Hoffnung, daß er izt gerettet sei; du glaubtest, daß blos die Freundschaft und ein wahrer Abscheu vor seinen vorigen Ausschweifungen ihn in deine Arme wieder zurück brächten. Ich sah, wie Freude und Zärtlichkeit dein Gesicht erheiterten. Du flohst ihm entgegen, du umarmtest ihn. Aber er kam nur, um dir zu sagen, daß er sich auf ewig von dir und Julien trennen wollte. Er würde alle deine Zärtlichkeiten erwiedert haben, wenn er nicht

so ganz zerstreuet, so ganz ausser sich gewesen wäre. Welche Angst, welche grausame Schmerzen empfand er nicht in deinen Armen! Er konnte nicht reden, und mußte mit aller seiner Stärke den Strom von Thränen zurück halten, der bereit stand, sich wider seinen Willen zu ergiessen. Sein klopfendes Herz konnte die Fülle seiner Schmerzen kaum fassen: sein Geheimniß wollte ausbrechen; seine Lippen konnten sich kaum mehr verschliessen. Zehnmal wollte ich dir mein Unglück klagen; aber meine Zunge erstarrte. Ich suchte nur Gelegenheit, eine so traurige Unterredung zu endigen, und sagte dir, daß ich käme, um auf einige Zeit Abschied von dir zu nehmen. Was ich vorbrachte, um meine Reise dir wahrscheinlich zu machen, was ich von meinem Vater sagte, das alles ist mir wie ein Traum, dessen man sich nicht mehr erinnert.

Izt floh ich, wie ein Mörder; Angst im Busen, Unruhe an der Ferse. Ich entwich der Scham und der Schande; aber nicht meiner Verzweiflung. Ich wollte meinen Vater nicht sehen: aber sein Bild kam nicht aus meinen Gedanken. Es verfolgte mich, wie mein eigener Schatten. Umsonst

durchstrich ich Erdstriche und Meere, umsonst trennten uns Länder und Gebirge; in einem andern Welttheile fand ich ihn wieder.

O! schreib mir, was der Greis empfand, als du ihm die unerwartete Nachricht brachtest, daß ich von dir Abschied genommen ha te. Was sagte er, wie viel Thränen strömten aus seinen Augen, wie rang er die Hände, wie seufzte er zum Himmel! Laß mich alles, alles wissen: verbirg mir keinen von den Schmerzen, die er empfand! — Mit welchen Worten klagte er dir die Treulosigkeit seines Sohnes! Wie verfluchtest du diesen nichtswürdigen Sohn, als du hörtest, daß ich ihn um sein leztes Vermögen betrogen hatte! Sank er nicht ohnmächtig hin, als er die grausame Nachricht hörte? War nicht dieses der lezte Augenblick seines Lebens? — Aber das war noch vielleicht nicht der härteste Schlag. Verschonten seine Gläubiger den redlichen Greis! griffen sie nicht mit geizigen Fäusten zu! — Ja, ja! er fühlte sein ganzes Unglück. Wie kann ein Sohn, der seinen Vater ins Elend stürzte, wie kann der glauben, daß es noch gute Menschen giebt? Wie kann der hoffen, daß andere

re Menschenliebe empfinden! Sie zogen ihn aus, sie spotteten seiner Thränen, sie stiessen ihn aus seiner Hütte, sie überliessen ihn seinem Schicksale. — Das alles laß mich wissen; verschone mich nicht, gieb mir jede Pein zurück, die ich ihm machte; laß mich das ganze Maaß der Quaalen fühlen, und für das Unglück büssen, das ich angerichtet hatte!

Zwar ich fieng schon an, sie zu empfinden, als ich mich zu schiffe begeben hatte. Ich wollte in einer andern Welt die Ruhe wieder suchen, die ich in jener verloren hatte: aber ich nahm eben den Feind in meinem Busen mit, dem ich entfliehen wollte. Das Schiff stieß vom Ufer: in diesem Augenblicke erwachte ich aus meinem Traume. — „Rasender, was hast du gethan? Wen verlässest „du? wohin fliehst du? Also überlässest du den „bedaurenswürdigen Greis seinem ganzen Unglü„cke, und raubest ihm auch den kleinen lezten Trost, „den er noch in dir finden würde!„ —

Das Schiff flog. Mein Herz schlug. Die Wände, die mich einschlossen, wurden mir zu enge, presseten, erstickten mich. Ich eilte in die freie Luft, und rang mit meinem Schmerze! ich wollte

mich zerstreuen; ich konnte nicht. Izt stand ich auf dem Hintertheile: wie erschrack ich, als ich die Strecke des Gewässers übersah, welche mich schon von dem Ufer trennete! Ich stand, gleich einem Entseelten, wandte kein Auge von meiner väterlichen Stadt; ein kalter Schweiß lief von meiner Stirne. Die Breite des Meeres nahm zu, die Ufer wichen zurück; ich sah die Hügel verschwinden, die Thürme versinken, die Gegend immer unerkenntlicher werden: meine Augen standen voll Thränen, mein Herz wurde von Reue zerrissen. Wie gern hätte ich mich in die Wellen geworfen, um zurück zu schwimmen! Ich wagte es anfangs nicht, meine Augen von der Stelle wegzuwenden, wo ich meine Vaterstadt gesehen hatte. Ich sandte tausend Seufzer dahin; ich nahm tausendmal Abschied von der werthen Küste, die nur noch, wie ein dunkler Streifen, über dem Gewässer hervorsah. Nun schlug ich meine Augen vor mir hin; und sah Himmel und Wasser, uferlos, unumgränzt, so weit der Horizont sich um die Erde zog. Welch ein Anblick! welche Angst — „Izt kannst du nicht mehr „zurück, Unglücklicher! Der Himmel fängt an, dich

„durch

„durch dich selbst zu strafen, dich durch dich selbst „zu verbannen. Du hast das Ufer deines Vater„landes, deine Freunde, deinen Vater verlassen, „und wirst sie niemals, niemals wieder sehen. „Sie senden dir indeß ihren Fluch nach; und ihre „Seufzer werden dich so weit begleiten, als die „Winde dich führen.„ Wie wünschte ich izt, Land zu sehen; wie gieng ich bei Seite, und weinte! Umsonst, die Winde blieben günstig; das zerschnittene Gewässer schäumte, und rauschte an den Seiten des Schifs: eine Woge rollte nach der andern vorüber; wir flogen. Doch wenn ich rings umher den Himmel betrachtete, der auf dem Gewässer ruhete; so glaubte ich, daß wir uns weder zur Rechten noch zur Linken bewegten. Ich sah an allen Seiten einen gleichen unveränderten Abstand; wir schwebten immer in der Mitte, und schienen auf einem Flecke fest zu hangen.

Dreimal war die Sonne untergangen; ich hatte die Tage ohne Speisen, und die Nächte ohne Ruhe zugebracht. Der vierte Tag wurde der schrecklichste. Die Winde fiengen an, heftiger zu wehen, die Wellen giengen höher. Bald darauf

stiegen über den südlichen Horizont dunkle Gewölke auf, und überzogen den halben Himmel. Heulende Wirbelwinde stürzten in die Segel; die Masten seufzten; das Schif schwankete. Die Wolken liefen, die Wogen schlugen Himmel an, der Himmel donnerte: alles war Schrecken, um mich und in mir; über mir der feurige Himmel, unter mir das wüthende Meer, in mir meine Angst.

Jeder Augenblick verdoppelte die Schrecken: der ganze Himmel war in tiefe Dunkelheit gehüllt. Ich sah mich rings um mitten in Wasserbergen vergraben; der sausende Sturm: der das Meer von Grunde aus aufrührte, und eine Woge nach der andern an das Schif wälzete; das fürchterliche Geprassel der Wellen, die sich schäumend gen Himmel richteten, und sich an einander zerschlugen; die nächtliche Dunkelheit, die sich um uns ausbreitete; die Blize, die auf einmal das ganze Meer erleuchteten, die Donnerschläge, die vermischten Töne der Angst und der Verwirrung; welch eine Scene für denjenigen, der sein Gewissen wider sich hat! Blasser Schrecken saß auf den Gesichtern der frechsten Schiffer; der Ver-

härtete

härtete rung seine Hände; der Bösewicht konnte bethen.

Wie kann ich dir den beklemmten, geängsteten Zustand meines Herzens ausdrücken! Der Verurtheilte mag etwan das empfinden, was ich empfand, wenn er izt auf dem Richtplaze steht; wenn er von den Tausenden, die um ihn stehen, das wüste Gemurmel höret, noch einmal mit sterbenden Augen umher schauet, und nicht weiß, was er sieht; wenn izt das Schwerd gezogen wird; wenn er in einem Augenblicke, ungewis zwischen Leben und Tode, izt, den Streich fürchtet, der entscheiden soll. Ich warf mich zitternd auf den Boden, lag auf meinen Knien, hub meine bebenden Hände auf, bethete, weinte: aber Gott hatte sein Angesicht von dem hinweggewandt, der sich gegen die Thränen eines Vaters verhärtet hatte. Ein Bliz, dem der Donnerschlag unmittelbar folgte, warf alle sinnlos und betäubt zu Boden, und schlug den Mast nieder. Wir erwachten endlich aus unserer Betäubung, nur um unsern hülflosen Zustand zu sehen. Wir mußten uns izt der Gnade der Winde und der Wellen überlassen, und irreten

auf Zufall. Inzwischen zog sich der schwarze Vorhang von dem südlichen Horizonte weg; ein enger Streifen des hellen Himmels glänzte rings um über dem aufgebrachten Meere; der Sturm legte sich, das Gewitter verzog, die Wasserberge sanken, und die abendliche Sonne warf noch die lezten ihrer Stralen auf uns, ehe sie untergieng.

Obgleich der Schiffer nicht wußte, wohin der Sturm uns verschlagen hatte; so segelten wir doch die Nacht durch, und hoffeten irgend eine gastfreie Küste zu erreichen. Das erste Licht der Morgenröthe schien uns das zu entdecken, was wir gehoft hatte. Man sah Land, dieser Augenblick belebte die ganze Gesellschaft. Die Gefahr war vergessen; die Freude brach mit desto gewaltsamern Ungestüm aus, je grösser die Verzweiflung gewesen war; ein lautes Geschrei ertönte durch die Luft.

Der übermüthige, kurzsichtige Sterbliche! Weiß er auch, wenn er weinen, oder sich freuen soll! Ach! sie dauerte kurz, diese lezte Freude! Sie war eine Aufwallung, das Auffahren eines Träumenden, der von einer entzückenden Erscheinung erwacht, und sich wieder in einem unglücklichen

Leben

Leben befindet; ein Ausruf, der in seine Entzückung anfieng, und sich plözlich in einen Seufzer endigte.

Wir hatten uns dem Sturme, dem Donner, dem wüthenden Meere entzogen, um es unter weit grausamern Schicksalen zuzubringen. Wir fielen aus den verschonenden Händen Gottes in die unbarmherzigen Hände afrikanischer Barbaren. Welch ein Wechsel! — Sie liessen ihn uns bald empfinden. Diese Unmenschen! Wir hatten ihr Ufer von ferne gesegnet; wir hatten gehoft, daß die Menschenliebe uns hier nach unsern Gefahren aufrichten, trösten, erquicken, daß sie unserm Mangel abhelfen würde; und sie streckten ihre ungerechten Fäuste nach unserer Armuth aus, plünderten das Schif, raubten das, was wir dem Sturme entzogen hatten, zogen uns aus, warfen Fesseln an unsere Hände, und rissen uns in die grausamste Knechtschaft fort.

So ist das Ende meines so herrlichen Lebens! Ach! Charites, in welche Hände bin ich gefallen! Von welcher Höhe! Welch ein schrecklicher Wechsel! Wenn ich zurück denke — Ueberfluß, Ansehen, Freuden — Wollüste so gar — ja Wollüste!

das

das sind die Vorbothen. — Wollüste! sie führen den geraden Weg zu diesem Elende! — Ich kann nicht mehr an mich denken — ich zerfliesse in Thränen, ich vergehe vor Reue und Gram! —

Zwar ist es ein empfindlicher Schmerz für den, der zu grossen Hoffnungen geboren war, der ein sehr glückseliges Leben in seiner Wahl hatte, Ketten an den Händen zu tragen, unter einen niederträchtigen Haufen von Verruchten gemischt zu seyn, das Feld zu bearbeiten, von dem Brodte zu leben, das die Gnade eines fühllosen Herrn ihm zuwirft: es ist stechender Schmerz, mit denen Händen, die der Musse gewohnt waren, die Arbeiten der Sklaven zu verrichten, und seinen Stolz unter das Joch eines Herrn zu biegen: aber unter allen diesen Leiden ist es ein mächtiger Trost, der dem verstoßnen Sklaven die Kette erleichtert, und ihn unter seinen Mühseligkeiten stärket, wenn er in sich selbst die Beruhigung findet, die mir fehlet; wenn er fühlet, daß er ein besseres Schicksal verdienet hat. Er überzählet die wenigen Augenblicke, die er noch zu leiden hat, und findet eine göttliche Beruhigung in einer Betrachtung, die der Schuldige nicht,

ohne

ohne zu zittern, anstellen kann. Die Unschuld ist eine ewig rinnende Quelle von Trost und Beruhigung. Ungerechtigkeit kann uns unser Vermögen nehmen, Verläumdung unsere äusserliche Ehre verdächtig machen, Bosheit, Arglist und Feindschaft können uns jeden Genuß der wohlerworbenen Güter verbittern; Gewalt kann sogar unsere freien Hände in drückende Ketten zwingen: aber Ungerechtigkeit, Verläumdung, Bosheit, Arglist, Feindschaft und Gewalt, sind nicht vermögend, uns die Empfindung unserer Unsträflichkeit zu nehmen, noch die sanften Eindrücke auszulöschen, die jedwede gute Handlung in unsere Seele gegraben hat. Die Leiden der Unschuldigen haben etwas Heiliges, etwas Ehrwürdiges, selbst für den Lasterhaften; ihr Unglück locket Thränen aus den Augen derer, die Gefühl haben; es giebt ihren Ketten eine Würde, und löschet alle Schande von ihrer Gefangenschaft aus: aber der Schuldige, der Lasterhafte, sinkt, ohne unterstüzt, liegt, ohne geachtet, weinet, ohne bedaurt, klaget, ohne gehört zu werden. Die Ketten, die er trägt, sind die schimpflichen. Er war auf dem Gipfel des Glückes der Fluch,

und

und ist im Elende die Verachtung die Welt. Die Menschenliebe wendet von ihm die Augen weg, und überläßt ihn der Gerechtigkeit; und was die Vollendung seiner Pein ist, sein eigenes Herz saget ihm, daß er es so verdienet.

Ich darf nicht mehr hoffen! Nein, ich leide, und habe es verdient zu leiden: aber laß mich dennoch von dir Vergebung hoffen! — Ach! mein Freund, mein Charites, wenn diese Zeilen jemals in deine Hände fallen, so wisse, daß sie nicht geschrieben sind, dich zum Mitleiden zu bewegen. Ich verlange kein Mitleiden, ich kann kein Mitleiden verlangen. Die Reue allein gab mir das ein, was ich schrieb: wenn sie mir Verzeihung verdienen könnte! — Ja, du wirst mir verzeihen; du wirst dich deiner Freundschaft erinnern; dein gütiges Herz wird Antheil an meinem Unglücke nehmen; dein Auge wird deinem Freunde Eine Thräne nicht versagen! — Das ist alles, was ich hoffe, alles, was mein Zustand und mein Herz zu hoffen mir erlaubt.

VI. Brief.

Zerim an seinen Vater.

Wenn wahrhafte Reue in den lezten Augenblicken des Lebens ihre Thränen nicht umsonst vergießt, die Grösse alter Verbrechen zu vermindern: so kann ich, dein nichtswürdiger Sohn, vielleicht hoffen, nicht ohne Vergebung zu sterben. Meine Tage sind dahin: ich fühle, daß ich mein Elend nicht lange mehr überleben werde. Gewissensangst und Reue vollenden, was meine Ausschweifungen angefangen hatten. Ich verzehre in Thränen meine Kräfte, und von dem, der ich war, ist kaum der Schatten mehr übrig. Von der Welt hab ich nichts mehr zu hoffen; und ich kann nichts bessers wünschen, als den Tod. Der Tod allein kann mich aus der härtesten Knechtschaft befreien; und ich hoffe, er wird meine täglichen Wünsche erhören. Nur noch dein Andenken, mein Vater, verweilet vielleicht meine Seele,

die an der Gränze des Lebens nach deinem lezten Segen schmachtet. Willig verläßt sie alsdenn eine Welt, die mich auswirft, und keine Freude mehr für mich haben kann.

Freude? — Was sage ich? Wie stolz ist nicht das Wort, Freude, in dem Munde eines Elenden, der einen einzigen Trost schon für Glückseligkeit halten würde! Freude ist das rechtmäßige Eigenthum des Tugendhaften, der Preis schöner Thaten, die Belohnung einer unschuldigen Seele. Wir Lasterhaften, was für Freude können wir fodern? Ach! hätten wir nach einem schändlichen Leben nur sterbend einige Ruhe, nur Erbarmen für Verachtung, nur Vergebung für Fluch! Schon das ist eine Glückseligkeit, die wir nicht verdienen.

Darf ich sie von dir hoffen, mein Vater? Meine gequälte Seele sieht müde ihres Elendes und des Lebens, an der Schwelle des Grabes, nach dir zurück, und sehnet sich nach deinem Segen. Sie entsaget gern aller Freude der Welt; wenn sie nur dahin, wo sie künftig länger seyn wird, keinen Fluch mitnimmt. O! Gedanke voll Trost! O! ein ruhiger, ein schreckenloser Tod, wenn wir

in

in der Versicherung entschlafen, daß wir von denen, die wir verlassen, Versöhnung, und von dem Richter, den wir antreffen sollen, Vergebung haben! Wie glücklich ist der, der so stirbt! Welch ein Entschlummern ist dem das Sterben, der sich erinnern darf, daß er lebte! Aber ich habe zu viel gethan, um meinen Tod mir schrecklich zu machen. Meine Freuden waren ein Unsinn, ein Rausch, dem Verzweiflung und Reue folgen, so bald die Vernunft zurück kömmt.

Und darf ich von dir noch etwas hoffen? Darf ich dich noch meinen Vater nennen? Entweihen nicht Lippen, die der Tugend spotteten, die für das Laster beredt waren, einen so heiligen Namen, wenn sie es wagen, ihn auszusprechen? Ist es nach unzähligen Verbrechen, womit ich dich beleidigte, nicht ein neues, daß ich, Verworfener, mich erkühne, deine Wunden wieder aufzureissen, und dich durch den Namen, Vater, erinnere, welchen Sohn du hast? — Ach! der Abstand zwischen dir und mir, ist zu weit, zu unendlich! nicht die Länder, die uns trennen, nicht die Gebirge, noch die Meere, die zwischen uns liegen: ich meyne

die weit grössere Scheidewand, welche den Tugendhaften und den Bösewicht, ich meyne den Abstand, der Himmel und Hölle trennet!

Aber laß das Erbarmen mir das erlauben, was die Gerechtigkeit mir versagen muß, und die Liebe vielleicht nicht verstatten darf. Vergiß den Bösewicht, mein Vater, und vergieb dem Elenden. Wenn das Elend gewisse Rechte hat, Mitleid zu fodern; wer auf der Welt kann sie mehr haben, als ich? Ach! dein verlorner, dein unglücklicher Sohn ist nicht mehr der, der er war. Der Verstockte, der deine Ermahnungen mit Kaltsinn hörte, der nicht weinen konnte, wenn Thränen über deine Wangen strömten; der Rasende, der Liebe, Dankbarkeit, Ehre, Wohlstand, der Himmel und Hölle vergaß, ist nicht mehr rasend. Die göttliche Rache hat seine Wuth gedemüthiget. Er hat izt ein Herz, das fühlet, liegt izt demüthig im Staube, hat izt Thränen, faltet izt die bebenden Hände in Ketten zu dem Richter, dessen Schrecknisse ihn ergriffen haben, und bittet nur um den Trost, daß du ihm vergebest. Es ist kein zweites Leben hier zu hoffen. Der abgeflossene

Strom kehret nicht wieder zu seiner Quelle zurück, die untergehende Sonne geht an einem Tage nicht wieder auf, und das Grab gebiert seine Todten nicht wieder für diese Welt. Aber könnte ich, schon halb Begrabener, aus diesem Grabe, meinem Kerker wieder aufstehen, um noch einmal zu leben; so sollte mein Vater einen Sohn haben! Das Unglück, der Gefährte der Laster, und die Grausamkeit der Barbarn, die der Himmel oft zu Bekehrern der Gottlosen machet, haben mich erst gelehrt, empfinden, was es sei, einen Vater haben. Denn wir Thoren lernen den Werth von dem, was wir mit Gleichgültigkeit besassen, erst dann erkennen, wenn wir es verlohren haben; und werden erst weise, wenn unsere Weisheit uns zu einer Ruhe in diesem Leben nicht mehr nuzen kann.

Wie oft seufzte ich sonst: wenn der Himmel mir doch einmal die Gnade erzeigte, mein liebstes Vaterland, die werthe Stadt, worinn ich geboren wurde, mein väterliches Haus, meine Freunde zu sehen! — Aber gar zu viel gewünscht! Wenn er mir nur die Gnade erzeigte, dich, mein Vater, wieder zu sehen! Nur einmal zu sehen, mich hin

zu werfen zu deinen Füssen, zu weinen, Vergebung zu flehen, einen versöhnlichen Blick zu geniessen, und dann — zu sterben!

Aber dich wieder sehen! So viel Glückseligkeit hoffen! In den Augenblicken meines Lebens, wo die Rache des Himmels Vergeltung für die vorigen zu fodern scheint? — Ich Elender! womit habe ich verdienet, daß der Himmel mir einen Wunsch gewähre? Ach! nein, könnte ich nur ruhiger sterben; nur Einen Segen, nur Eine Zeile, nur Einen Wink der Vergebung von dir erhalten! Schon das wäre mehr Glückseligkeit für mich; als vormals mein Herz in dem Rausche seiner wollüstigsten Freuden zu empfinden glaubte. Mehr Glückseligkeit, als der Lasterhafte hoffen, als der Undankbare wünschen darf.

Ja, der Himmel ist gerecht: mein Gewissen giebt ihm Zeugniß. Ich überdenke mit Grauen die schwarze Geschichte meines Lebens, und lege die Quaalen, die ich leide, gegen meine Laster in die Waage. Jene sind unnennbar, meine Zunge kann sie nicht erzählen, meine Feder nicht beschrei-

ben: nichts ist ihnen zu vergleichen, nichts übertrift sie, als — meine Sünden.

Wie hast du nicht die Fülle einer väterlichen Liebe über mich ausgegossen, und ihren ganzen Reichthum gegen mich erschöpft! Aber umsonst: ich hörte nicht, wenn du warntest, gehorchte nicht, wenn du gebothest, sündigte mehr, wenn du vergabest, empfand nichts, wenn du mich weinend an dein klopfendes Herz drücktest. Hundertmal war ich gefallen; hundertmal hast du mich aufgehoben. Du fandest mich immer undankbar, und hörtest nicht auf, mich zu lieben. Ich durfte nur erröthen, so vergabest du mir; durfte nur wünschen, so war mein Wunsch erhört. Und doch undankbar, doch verstockt! —

Nein, izt nicht mehr. Mein eigenes Herz rächet die beleidigte Majestät der Tugend, die ich für ein leeres Gedicht müßiger Thoren, für erkünstelte Träume hielt, womit der Unglückliche sich nothdürftig den Mangel wirklicher Freuden zu ersezen, und seine eigene Betrübniß zu hintergehen suchet. Aber izt begreife ich ihre Würde, ihre ganze Seligkeit aus den Foltern, womit mich das

Bewußtseyn meiner Laster quälet. Sonst wußte ich künstlich an Wahrheiten zu zweifeln, welche mir schrecklich seyn konnten, und hatte gelernt, mich solcher Gedanken zu entschlagen, die mich strafen wollten. Ich wurde ein Freigeist, weil ich ein Lasterhafter, und ein Thor war, der seine Empfindungen vor sich selbst verläugnen wollte, um seinen Vergnügen keine Dornen unterzustreuen. Gewissen und Reue nannte ich Geburten des Aberglaubens, einer dummen Erziehung und einer lächerlichen Furcht. Mein Herz war meine Vernunft, und jeder Trieb war ihr Orakel. Ich glaubte, Begierden zu haben, um sie zu befriedigen; und zu leben, um mir nicht Eine Freude des Lebens zu versagen. Freude, Freude war mein Wunsch. Gesättigt von einer, dürstete ich nach der andern, und der Genuß kostete mich nimmer zu theuer. Getödtete Stunden, verschwendete Summen, Ungerechtigkeiten, falsche Versprechungen, Eide, die ich nicht halten wollte, nichts war mir kostbar, nichts heilig, was ich nicht der Befriedigung einer Leidenschaft aufopferte. Ich verlachte den Fluch von denen, die durch meine Raserei

litten,

litten, und war unempfindlich gegen die Thränen derer, denen mein Vergnügen Ehre, Ruhe, oder Unschuld kostete. Aus den Rebenlauben des Bachus taumelte ich in die Arme der Phrynen. Nicht Erinnerungen weiser Freunde, nicht Ermahnungen eines zärtlichen Vaters, nicht Wohlstand, nicht Furcht vor Schande, nicht Schrecken vor der bürgerlichen Gerechtigkeit, war vermögend, meine Unbändigkeit zu zügeln. In dieser Unruhe, in diesem Kampfe von Leidenschaften hin und her getrieben, suchte ich Thor meine Glückseligkeit; suchte die Ruhe mitten im Sturme; und — unselige Verblendung! — glaubte das zu finden, was ich suchte.

Aber sie sind hin, diese Träume von Vergnügen! der Rausch ist entflohen: der Thor, der sich einen König dünkte, ist ein Sklav geworden. Die Vorsehung, um mich, wiewohl spät, weise zu machen, riß mich aus den Blumenfeldern in eine Wüste, zog mich von dem weichen Busen der Wollust in die Ketten, stürzte mich aus meinem Himmel in die Hölle. Ein so tiefer, ein so schrecklicher

cher Fall weckte meine Vernunft und mein Gewissen aus dem festen Schlafe.

Was hast du izt, der du alles zu haben glaubtest; Unglücklicher, was hast du izt? Mangel für Ueberfluß, Arbeit für Musse, Hunger für Ueppigkeit, Verzweiflung für Vergnügen, Reue für Wollüste. — Welch eine Verwandlung meines Zustandes und meines Herzens! — Thoren, wie theuer machen wir uns den Preis für eine zu späte Weisheit!

Die Summe aller meiner unsinnigen Bestrebungen ist ein elender Tod. Ein Sklavenkittel bedecket meine Glieder, die sonst in Seide gekleidet waren. Meine Hände, die vordem in Specereien gebadet, um den Lilienbusen einer Phryne spielten, härten sich des Tages an dem Ruder, und an dem Grabscheide, und reiben sich des Nachts wund an der Kette. Brodt, und nicht Brodt genug, um meinen Hunger zu sättigen, ist die Speise, und Wasser löschet izt den Durst des Sybariten, dessen verwöhnte Zunge Leckerspeisen und Weine beeckelte. Ein weinendes Gewölbe, das die Sonne mit keinem frohen Strale

erleuch-

erleuchtet, ist mein voriger Pallast; die kalte Erde, mit einigen Reisern von Schilf und Stroh bestreuet, ist das Rosenlager für meine müde Glieder, und ein Stein ist der wollüstigste Pfühl für mein schlummerloses Haupt!

Aber auch so, in den schweren Ketten, die meine Hände drücken; in einem Kerker, den kein Tag erleuchtet; in diesem Aufenthalte des Jammers und der Bosheit; im Kittel, der am Mittage nicht vor der glühenden Sonne, und in der Nacht nicht vor der Kälte decket; bey Brodt und Wasser, welche der Geiz auch den Hunden nicht versagt, könnte ich noch glücklich seyn: könnte auf einem Lager von Dornen noch sanft schlafen, wenn mein Herz Ruhe hätte. Aber meine Empfindungen, meine Gedanken, meine Reue! — Diese sind meine grausamste Henker. Meine unbarmherzigsten Feinde wohnen in meiner Brust! Sie verwehren mir den Genuß dessen, was die barmherzige Grausamkeit der Menschen mir zuwirft: sie verbiethen mir den Schlaf, den meine Barbaren mir erlauben. Ich schliesse umsonst mein weinendes Auge, wälze mich auf dem unglücklichen

Lager, und seufze vergebens nach dem Schlummer. Der Schlummer würdiget nicht, sich auf meine Augenlieder herab zu lassen. Mein Herz stürmet, mein Gedächtniß ruft ein Laster nach dem andern zurück. Umsonst suche ich sie zu zerstreuen; sie kommen immer wilder zurück; sie verfolgen den Sklaven unter seiner Arbeit, den Gefangenen im Kerker, den Müden auf seinem Lager.

Wenn meine Nebensklaven den frohen Abendstern segnen, der das Ende ihrer Arbeit ankündigt; wenn Grabscheid und Ruder aus der matten Hand sinkt, und der elende Haufen durch die Dämmerung nach dem Gefängnisse getrieben wird; wenn nach den härtesten Mühsamkeiten des Tages jeder sich der erquickenden Ruhe freuet, und gern die fessellose Hand der Kette darreichet; so fürchte ich die ängstliche Nacht, die noch grausamere Peiniger, als der Tag, wider mich aufstellet, und meine zerstreueten Gedanken in mich zurück sendet. Ich beneide das armselige Glück meiner Gefährten, die noch der Schlaf erquicket, und versuche umsonst, in seinen Armen mein Elend zu vergessen. Indeß Schlummern um mich herum

meine Nebensklaven, der Verruchte vielleicht so sanft, als der Unschuldige; und der Mörder genießt einer Vergessenheit, die ich ihm misgönne. Ich allein, ich allein, wache die grausame Nacht hin, die sich furchtbar um mich verbreitet, und beantworte jeden im Schlummer geseufzten Seufzer, der durch die langen wiederhallenden Gewölbe des Kerkers tönet, wo der Unschuldige unter Verruchten, und mancher Tugendhafte unter Mördern liegt. Das Gerassel der Ketten, wenn der Bösewicht, geängstigt von Träumen, sich auf seinem Lager wälzet; das Winseln des Kranken, der hülflos mit dem Tode ringt; das furchtbare Röcheln des Schlafenden, der tief aus dem Innersten den schweren Athem holet; das Grauen der Mitternacht, und die Abwechselung von Todesstille, und fürchterlichen Stimmen der Angst, oder des Elendes, erfüllen meine innerste Seele mit Schrecken. Kalte Schauer fahren durch meine Glieder; ich bebe, und schrecke mich selbst mit dem Geräusche meiner eigenen Fesseln. Meine Furcht wecket meine Phantasie; ich fange an, Gestalten zu erblicken, und dünke mir, mich in

der Gesellschaft der Todten zu befinden. Hier, wo vielleicht die gedrückte Unschuld im Schlafe zu Gott seufzet, höre ich eine leise Stimme, die über mich Weh ruft. Dort: weit hin durch das finstere Gewölbe, wo etwa Ein Stral des Mondes durch die eisernen Gitter fällt, und das Lager eines Unglücklichen bescheint, sehe ich eine weiß gekleidete Gestalt, die sich mir zu nahen scheint. Ach! dann gehab dich wohl, du Trost der Elenden, du Freundinn der Unschuld, sanfte, glückselige Ruhe, nach der ein Lasterhafter vergebens seufzet, dann gehab dich wohl! Du fliehst die Gemeinschaft des Bösen, und eilest nach dem Lager, wo dich der Tugendhafte erwartet!

Doch wenn ich auch entschlafe, wenn einmal die Vergessenheit meine Gedanken betäubet: wie kurz, ach! wie kurz dauret die unterbrochene Ruhe? Ich wache, um mit Gedanken, und schlafe, um mit Träumen gequält zu werden. Meine Phantasei rächet die, die ich beleidigt hatte; kleidet sich in ihre Gestalten, und machet den Schlummer, der mich erquicken sollte, zu einer neuen Quaal. Bald sehe ich meinen gekränkten

ten Freund, dessen Rath ich verachtete, und dem ich Treue mit Beschimpfung bezahlte. Seine Thränen, seine niedergeschlagenen Augen, seine mitleidige Gebährde, werden grausamere Vorwürfe, als ehemals seine ernsthaftesten Ermahnungen waren. Bald sehe ich seine unglückliche Schwester, die verführte, entheiligte, ermordete Unschuld, wie sie über ihren Schmerz die Hände ringt, und in Thränen zerfließt. Dort einen wüthenden Gemahl, der rasend vor Eifersucht und Zorn über eine entweihte Liebe, Rache schreyt, und den blizenden Dolch in der Hand schwingt. Hier durchdringt ein Seufzer mein geängstigtes Herz, dort donnert ein Fluch mich nieder. Dann ruft eine Stimme, wie eines Todesengels, mir zu: „Undankbarer, Verführer, Ruchloser! sieh hier, diese Unglücklichen sind deine Geschöpfe. Das Schwerdt ist über dir aufgehoben; die Rache fodert dein Blut!„ Wilde Schrecken fassen mich, kalter Schweiß steht an meiner Stirn: ich bebe, fahre aus dem Schlummer auf, sehe dicke furchtbare Nacht um mich, höre das Aechzen meiner schlafenden Gefährten, weis nicht, wo ich bin;

bin; will rufen, und meine Zunge starret; will fliehen, und meine bebenden Füsse wollen mich nicht tragen, sinke hin auf meine Knie, falte meine zitternden Hände durch die Nacht hin, zu dem Gotte, der mich Elenden nicht mehr höret.

O! wie misgönne ich jedem die Ruhe, wie beneide ich der Unschuld ihre Seligkeit, und der gewissenlosen Bosheit ihre Fühllosigkeit! Wenn neben mir der Verstockte über seine Laster entschläft, wie misgönne ich ihm selbst diese verfluchte Ruhe! O! daß ich — so wünsche ich Elender oft, — o! daß ich so hart, so fühllos, so eisern wäre, als dieser Mörder ist! Warum fieng ich an, lasterhaft zu seyn, oder warum hörte ich auf? Unschuld oder Verstockung wissen nichts von denen Quaalen, die der Halblasterhafte fühlet.

So sind meine Nächte, wenn Einsamkeit und Stille die zerstreuten Gedanken von andern Gegenständen zurückruft, und mich mir zur Marter übergiebt. Wie oft entschliesse ich mich, meinem Elende selbst ein Ende zu machen, und den gequälten Sklaven auf einmal aus seiner Gefangenschaft zu befreyen!

„Was

„Was säumest du, Unglücklicher, denke ich, in einer Quaal, die du selbst endigen kannst? Deine Befreiung, deine Ruhe kömmt nur auf dich an. Du kannst sterben, so bald du willst, und der Tod kann für dich keine Schrecken haben. Wenn der lezte Schlaf dein Auge schließt; wenn dein Herz nicht mehr schlägt; wenn deine Seele nicht mehr denkt; kein Nerve mehr empfindet; wenn du ein kalter, fühlloser Erdkloß daliegst: so so, und nicht eher, hast du Ruhe. Wie sicher schläft der Todte? Er fühlet nicht die Foltern, die der Menschenhaß ersonnen hat, um die Lebendigen zu quälen; er höret nicht den Donner des Richters, der über dem bleichen Haufen der noch Sterblichen in Wettern kömmt; er fühlet nicht in sich Bisse des Gewissens, ihn quälen nicht Träume mehr.„ So denke ich, und entschliesse mich zu sterben: aber eine andere Stimme ruft mich zurück. „Wohin? Steh endlich still in deiner Bosheit. Hoffest du Ruhe im Tode? Elender! die Todten schlafen nicht fest genug. Es ist eine Zeit, wenn sie erwachen. Es ist noch ein Leben, und

über

über beide strecket der, der dich izt strafet, seinen furchtbaren Arm aus!,,

Wo ist denn mein Muth? Mein Haar richtet sich auf, meine Hand zittert, der Stahl fällt zu meinen Füssen, und ich lebe — Ach! ich lebe, hasse dieses quaalbelastete Leben, und fürchte dennoch, zu sterben.

Wenn ich an die Undankbarkeit gedenke, die ich dir, mein bester Vater, bewies: wenn ich bedenke, wie ich dir Liebe mit Kaltsinn, Güte mit Beleidigung, Ermahnungen mit Verachtung, zärtliche Thränen mit Verstockung vergalt; wenn ich bedenke, wie ich ein Leben, das dein Geschenk war, dazu brauchete, um dir das deinige verdrießlich zu machen: in welchen Betrachtungen kann ich einen Trost, eine Ruhe finden? Wie glücklich würdest du gelebet haben, wenn du keinen Sohn gehabt hättest? Deine Tugend sicherte die Ruhe deines Herzens, und das Glück hatte alles gethan, um sich bei dir von dem Vorwurfe zu rechtfertigen, daß es den Rechtschaffenen verlasse. Du besassest alles, was den Eiteln befriedigen, den Geizigen sättigen; alles, was die Begierden und Leidenschaften

sich wünschen, und was der Tugendhafte allein mit Vergnügen geniessen kann. O! rechtschaffener, o unglücklicher Greis! Warum bathest du den Himmel denn um einen Sohn, den er dir aus Liebe so lange versagte? Dieser Sohn, in dem du den Erben deines Vermögens und deiner Tugenden erwartetest; der deine Freude in seiner Kindheit, dein Freund und Gehülfe in seinen Jünglingsjahren, dein Trost und deine Stüze in deinem Alter, und dein Nachbild nach deinem Tode seyn sollte; diese erwartete lezte Vollendung deiner Glückseligkeit, dieser erbethene geliebte Sohn wurde deine Sorge, der Feind deiner Ruhe, der Räuber deines Vermögens, der Schimpf deines Hauses.

Meine kostbaren Zeitvertreibe verschlungen die Güter, die du, und deine Väter, mit Mühe erworben hatten. Meine Verschwendung sezte dich nach und nach in Mangel. Spieler, Betrüger, Wucherer und Buhlerinnen, theilten sich in dein Vermögen. Noch eine geringe Summe, dich eben nothdürftig zu erhalten, blieb dir von grossen Schäzen übrig. Du empfandest den Ver-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

lust dessen nicht, was der Mäßige und Tugendhafte entbehren kann. Zufrieden, mich väterlich zu bestrafen, glaubtest du, der Verlust meines Erbes würde mich weiser machen. Du ermahntest mich zum Fleisse, und vergabest mir. Aber nur ich konnte diesen Mangel, konnte die stille Mäßigkeit nicht ertragen. Ich wünschte, mein Glück zu verbessern, und die Mittel des Fleisses und der Sparsamkeit waren mir zu langsam und mühselig. Ich hofte von dem Eigensinne des Glückes, der mich so oft schon betrogen hatte, eine geschwindere Hülfe. Ich wußte deiner Güte zu misbrauchen, und erschlich, als ein Heuchler, auch die lezte kleine Summe. Ach! wie verfluche ich meine blinde Verwegenheit! Möchte die unglückliche Stunde aus meinem Leben, und ihr Andenken aus meinem Gedächtnisse auf ewig vertilget seyn! Diese Summe, diese lezte Hoffnung deines schwachen Alters, wagte ich Nichtwürdiger auf ein verfluchtes Spiel —

Ach! laß mich hier schweigen: meine Seele verabscheuet den verhaßten Gedanken, meine Hand will nicht mehr schreiben — Meine Verzweif-

zweiflung ist vollendet; du bist arm, bist unglücklich durch mich, durch deinen Geliebten, deinen Sohn — Sohn? Nein, nicht Sohn mehr! Was wage ich zu sagen! Du hast keinen Sohn mehr. Vergiß, hasse, verfluche ihn, deinen Mörder, überlaß ihn der Strafe des Himmels: laß ihn leiden, was er verdienet, laß ihn so elend sterben, als lasterhaft er gelebet hat!

Ach nein! Erbarme dich seiner, erbarme dich eines Unglücklichen, der verzweifelt, der in Thränen zerfließt, der sich, in der Blüthe seiner Jahre, lebendig aus der Zahl der Lebenden gerissen, in heisser Reue verzehret; der gern sterben will, und nur noch deine Vergebung, nur noch Einen lezten Segen von dir erflehet — wenn du ihm vergeben, wenn du ihn noch segnen kannst!

VII. Brief.

Silia an den Parmenides.

Ich bin nicht standhaft genug gewesen, meinen so festen Vorsaz auszuführen. Das unglückliche Geheimniß meines Herzens entwischte meinem Munde; und meine Uebereilung gestand dir eine Schwachheit, welche meine Röthe, und mancher Seufzer vielleicht, schon vorher verrathen hatten. — Ach! Parmenides! konnte ich dir denn nicht unbekannt bleiben? Warum verfolgtest du ein armes Mädchen, welches in der Verborgenheit, und in einer unbeneideten Stille, ihre Zufriedenheit suchte, und das Geschlecht gern nicht kennen wollte, was dem meinigen so viel Unruhe erreget? Wie wenig hast du gewonnen, und wie viel habe ich verloren! — Die unbequeme, die quälende Liebe! Ich hatte recht, mich vor derselben zu hüten. Die Unruhe, worinn ich mich izt befinde, überzeuget mich davon —

Ich habe dir meine Schwachheit bekannt. Hast du daran noch nicht genug? Wie unersättlich seyd ihr Mannspersonen! — Ich hatte mich entschlossen, mein Geständniß niemals zu wiederholen. Aber lasset ihr uns auch Zeit, eine ruhige Minute zu gewinnen, und mit unserer Vernunft zu Rathe zu gehen? Ich entzog mich nicht umsonst deiner Gegenwart; ich war entschlossen, dich, wenn ich das könnte, zu vergessen. Ich glaubte, daß ich schon anfienge, dich zu vergessen: aber die ungestümme Liebhaber! sie dringen sich auf; sie verfolgen uns bis in unsere tiefste Einsamkeit; wenn sie nicht reden können, so können sie schreiben: man muß sich ihrer erinnern —

Du willst dich also meinem Willen unterwerfen; du willst mir Zeit lassen, alles zu überlegen; du willst mich so gar nicht mehr sehen: nur soll ich dir erlauben, daß du an mich schreibest, und soll dich zuweilen versichern, daß ich dich nicht hasse. — Ach! du weißt das schon gar zu gewiß, was ich dir erst schreiben soll! Deine Eitelkeit will sich nur nicht an einem mündlichen Bekenntnisse begnügen lassen; sie will auch ein

schriftliches haben. — Wohlan, Parmenides! man muß sich einige Demüthigung gefallen lassen, wenn man einmal eine Schwachheit begangen hat. — Ich habe dir gesagt, daß ich dich liebe; und man sollte nichts versichern, was man nicht immer zu wiederholen sich getrauet: ich wiederrufe also nichts.

Allein was soll das Geschenk, welches du mir übersendest? — Wenn ich liebe, so will ich auch den geringsten Schein vor mir entfernen, daß ich eigennüzig liebe. Die Liebe ist zu edel, sich zu einer Unterhändlerin des Wuchers zu verstehen. Wenn sie noch etwas anders suchet, als bloß Gegenliebe; so ist sie nicht das, wofür sie sich ausgiebt. — Nimm es zurück, Parmenides: ich wollte um keine Glückseligkeit in der Welt das Ansehen haben, daß ich dich aus Eigennuz geliebet hätte.

Ich habe alles gethan, was du von mir verlanget hast: es ist Zeit, daß auch du mir Gerechtigkeit wiederfahren lassest. Ich will dir also meine Gedanken ohne Zurückhaltung schrei-

ben;

den; und diese machen den wichtigsten Theil meines Briefes aus.

Womit soll ich anfangen? — Ach! ich muß besorgen, daß du das, was ich zu sagen habe, einer Gleichgültigkeit zuschreiben wirst! — Und dann könntest du glauben — Was glauben nicht die Mannspersonen, wenn man sich gezwungen sieht, ihnen zu sagen, daß man nicht lieben darf! — Jedoch die Zeit mag mich rechtfertigen.

Ich habe alles überlegt, Parmenides; und ich finde, daß wir unsere Liebe überwinden müssen. Meine Freundinnen, meine Vernunft, und selbst mein Herz rathen es mir. Wir haben nichts, als was wir etwa durch unsern Fleiß verdienen. Man sezet sich, ohne Vermögen, gar zu vielen, und gar zu grossen Sorgen aus. Man steht allen Zufällen bloß. Die Bedürfnisse vermehren sich, und übersteigen endlich die Kräfte des Fleisses. Der Mangel ist ein schweres Uebel. Ich kann nicht daran gedenken, daß derjenige, den ich liebe, meinetwegen ein so mühsames Leben führen soll: ich würde mir die grausamsten Vorwürfe machen. Er hätte glücklich seyn können: aber er

ist unglücklich, bloß um mich. — Der geduldigste Fleiß wird zulezt müde. Ach! wenn ich die Quaal erleben müßte, daß dein Schicksal dich reuete, daß du gleichgültig — Nein, ich darf einen so gefährlichen Schritt nicht wagen. Meine Liebe ist viel zu zärtlich; ich will mir die Quaalen ersparen, die mich unglücklich machen, die mich tödten würden: Und wenn du gerecht bist, Parmenides, so bestärke dich und mich in diesem Entschlusse. Wenigstens wirst du mich durch nichts bereden, ihn zu ändern; du wirst mich aber überzeugen können, daß du mich ohne Eigennuz liebest. Begnüge dich daran, daß ich dich allen andern in der Welt vorziehe; daß ich nie zum zweitenmale lieben kann; daß mein Entschluß mich eine Verläugnung kostet, die mir stille Zähren abnöthiget. — Ach! begnüge dich daran, daß ich mich entschlüsse, nicht glücklich zu seyn, damit wir nicht beide unglücklich werden.

Mein Herz wird immer dir gehören; auch dann, wenn es nichts mehr, als Freundschaft, für dich empfinden darf. Ich bitte dich, Parmenides, wenn du jemals für mich eine wahre

Zärt-

Zärtlichkeit empfunden hast, suche nicht, einen so nothwendigen Entschluß wankend zu machen. Laß mich deinen Verlust beweinen; und wende nicht die Gewalt, welche meine Zärtlichkeit dir über mein Herz giebt, dazu an, mich zu einer andern Entschliessung zu bereden. Vielleicht wäre ich schwach genug, mich bereden zu lassen: ich befürchte alles von meiner Liebe. Aber vielleicht macheten auch deine Bemühungen mir andere, nicht so vortheilhafte Gedanken von dir, als ich bisher hatte; vielleicht fienge ich an, dich für ungerecht zu halten, und zu glauben, daß deine Liebe nicht so gewissenhaft sei, als die meinige; daß sie die Vernunft nicht auf ihrer Seite habe, und also mehr blind, als beständig, mehr heftig, als dauerhaft, mehr eigennüzig, als zärtlich sei. Und dann, wie würde es mich kränken, dich nicht so ganz edel zu finden, als ich dich geglaubt hatte!

VIII. Brief.

Silia an denselben.

Freilich, Parmenides, ich muß ungetreu seyn: den Vorwurf hatte ich voraus gesehen. Auf sieben Briefe nicht eine Antwort! — Aber sage mir, was soll ich antworten? Du hast noch keinen einzigen von meinen Zweifeln widerlegt. Wie kannst du so ungerecht seyn, das, was die Nothwendigkeit will, einer freien Wahl zuzuschreiben? — Du bist nicht großmüthig genug; und ich muß mich vor meiner eigenen Schwachheit fürchten. Vor dieser habe ich mich in Sicherheit sezen müssen: und dein Glück hat mich eine Aufopferung gekostet — die — die — aber du glaubest, daß ich dich nicht mehr liebe. Fahre fort, es zu glauben: es dienet zu deiner Beruhigung, und zu der meinigen.

Ich habe voraus gesehen, daß ich dein Glück nicht machen kann; wir mußten uns also tren-

trennen. Ich verreisete, um zu versuchen, was die Abwesenheit über dich und mich für Wirkungen haben würde. Aber du bliebest immer Parmenides, und ich — ich mag es nicht wissen, wer ich noch bin. Ich erhielt einen Brief nach dem andern; ich durfte nicht antworten: aber ich hatte zu kämpfen. Du hörtest nicht auf, mir anzuliegen: ich fürchtete mich täglich mehr vor meinem eignen Herzen; und faßte endlich einen Entschluß, uns so zu trennen, daß es mir unmöglich würde, in dein selbst gewähltes Unglück zu willigen. Mit einem Worte, Parmenides, da ich dich nicht glücklich machen kann; so hast du mich dahin getrieben, einem andern meine Hand zu versprechen — ob ich den glücklich machen werde, wird die Zeit mich lehren!

Wir sind also getrennet, Parmenides, und meine Verbindung erlaubet mir nichts mehr, als über das Schicksal zu seufzen, das unsere Vereinigung nicht erlauben wollte. Man ist dem Glücke seines Geliebten etwas schuldig: und ich habe mich lieber aufopfern, als in Gefahr sezen wollen, dich unglücklich zu machen. Du kannst mich,

ohne

ohne Ungerechtigkeit, keiner Untreue beschuldigen. Ich habe dir nichts versprochen; Ich habe dir nur gesaget, daß ich dich liebte: und damals wenigstens sagte ich nichts, was ich nicht empfand. Izt aber mußt du meinem Zustande die Gerechtigkeit widerfahren lassen, mich um die izigen Gesinnungen meines Herzens nicht mehr zu befragen.

Ich hoffe, ich werde — nicht unglücklich seyn: bin ich es, so werde ich doch die Freude haben, dir die Wahl des Glückes zu erleichtern, und mir den Vorwurf zu ersparen, daß ich nicht alles gethan hätte, was ich konnte. — Izt, Parmenides, habe ich nichts mehr übrig, als dich zu bitten, daß du dich deiner Freiheit in der Absicht bedienest, worinn ich sie dir zurück gebe. Vergiß eine Liebe, welche zu unserer beider Beruhigung nicht gereichen konnte: ich muß sie auch vergessen. — Willst du meinen Entschluß eine Leichtsinnigkeit nennen, oder willst du ihn einem Eigennuze zuschreiben: so will ich auch diese Beschuldigung gern leiden, wenn sie dir nur behülflich ist, deine Liebe zu vergessen, dich einer glück-

lichern

lichern zu ergeben, und deine Silia das leiden zu lassen, was sie der Tugend schuldig war, sie sei nun glücklich, oder nicht.

IX. Brief.

Silia an eben denselben.

Drei Monate sind vergangen, und du hast mich noch nicht vergessen: ich habe dir geschrieben, daß ich einem andern gehöre, und du hast nicht aufgehöret, mich zu lieben: man hat dir eine der glücklichsten Parteien angetragen, und du hast sie ausgeschlagen. — Izt fange ich an, zu glauben, daß du so liebest, wie ich geliebet zu seyn wünsche!

Redet dein Herz in der Zeile, worinn du mir zu meiner Verbindung Glück wünschest? Ich glaube es: und dein Glückwunsch wird gewiß erfüllet werden.

Doch warum zwinge ich mich, mein Geheimniß, das sich nicht länger verbergen lassen will, zurück zu halten? Ja, ich bin noch Silia, und zwar deine Silia, wenn du willst. Verzeih mir eine unschuldige Verstellung, die mich so viel gekostet hat! — Ich liebte dich, ich wünschte, von dir so geliebt zu seyn, wie ich selbst liebe, und entschloß mich, dich auf die Probe zu sezen. — Wie mancher Kampf für mich! Ich quälte mich selbst, und beunruhigte mein eigenes Herz, indem ich dich beunruhigte. — Reichthümer und Ehre sind lockend: desto grösser wird deine Freude seyn, sagte ich zu mir, wenn er die stolze Tochter eines Reichen, welche ihm alle Vortheile des Vergnügens und der Ehre anbiethet, gegen ein armes Mägdchen ausschlägt. Ich war noch damit nicht zufrieden; ich suchte dich so gar durch mein Beispiel zu ermuntern. Ich erdichtete demnach eine Verbindung, die mir zwar oft angetragen war, woran ich aber nie gedacht habe. — Ach! wie unruhig war ich bei dieser kühnen Probe! Dennoch überwand ich mich, drei Monate keinen deiner Briefe zu beantworten. Ich war

indeß diejenige, die dir Gelegenheit gab, deine Silia gegen eine beglücktere zu vertauschen. Und meynest du, daß es wenig kostet, wenn man sich selbst eine Nebenbuhlerinn giebt! — Ich weiß, wie lange ich mit meiner eigennüzigen Liebe zu streiten hatte!

Man hatte mir von deinem Geschlechte Begriffe gemachet, die mich in Furcht und Zittern sezten. Ich selbst hatte Beispiele gesehen, die ich verabscheuen mußte; und ich war fest entschlossen, keiner Mannsperson zu glauben. — Sie können schwören, die Meineidigen! Sie haben kein Gewissen! — Sie nennen sich unsere Sklaven; sie haben gar keinen Hochmuth gegen uns — O! wie demüthig, wie sanft, wie klein sind sie! Aber wenn sie nur sehen, daß wir schwach genug sind, ihren Schmeicheleien zu glauben, welche Tyrannen werden sie dann! Wie misbrauchen sie einer Liebe, die sie erschmeichelt haben! — Dann werden sie unserer müde, wollen an keine Geseze, an keine Versprechungen gebunden seyn; haben uns nichts geschworen, und lassen uns wei-

nen

nen — Sie nennen das galant seyn! — Die Gewissenlossen!

So dachte ich von deinem Geschlechte, ehe ich wußte, daß ein Parmenides lebte. Als ich diesen Mann sah; als ich ihn reden hörete; als ich jede seiner Handlungen, welche mir die nachläßigsten zu seyn schienen, aufmerksam untersuchete; so glaubte ich, eine ganz neue, ganz ungewöhnliche Erscheinung zu sehen. Mein Herz nahm sich seiner sogleich an; ich weiß nicht wie! Es wollte mich bereden, er sei keine von diesen Mannspersonen. — Aber können sie sich nicht alle verstellen? Ja, so, so scheinen sie; so fangen sie alle an! — Nein, ich wollte nicht lieben, das war gewiß!

Hatte ich mich etwa verrathen? — Hatte ich dich zärtlicher angesehen, als ich wollte? Hatte ich geseufzet? — welche Augen haben unsere Verfolger? Du mußtest es gemerket haben, daß ich nicht gleichgültig war; und ich hofte, es mir selbst zu verbergen. Du bathest mich um Liebe: ich wollte nicht lieben, und doch freuete mich dein Antrag. Welche seltsame Freude! — Du

trugest

trugest mir eine Verbindung an. Ich verwunderte mich, daß wir schon so weit waren: ich meinte, wir hätten noch nicht angefangen! — Du sagetest mir so gar: ich hätte dir Hoffnung gemachet; ich hätte dir gesaget, daß ich dich liebe — Wie? Das sollte ich gesaget haben? — Ich kann nicht glauben, daß ich das habe sagen können. Hatte ich dir denn nicht gesaget, daß ich nicht lieben wollte? — Noch in diesem Augenblicke glaube ich, daß du mich ganz anders verstanden hast: aber deswegen kannst du doch recht haben.

Ja, ich liebte dich; und diese Liebe machte mir Sorgen genug! Ich hatte verschiedene Anträge ausgeschlagen, ohne sie weiter zu überlegen. Wie kam es, daß ich den deinigen so oft überlegte? Kaum konnte ich mich noch erinnern, daß ich nichts mit deinem Geschlechte hatte zu schaffen haben wollen!

Doch mein Herz hatte noch nicht alles für dich gewonnen. Die Sache wurde zwischen ihm und meiner Vernunft ernsthaft. Ich besorgte, daß du so lieben möchtest, wie alle Mannspersonen lieben: und so geliebt zu seyn, das konnte ich un-

möglich ausstehen. Ich mußte erst wissen, wie du lieben würdest; und mein Herz mußte sich gefallen lassen, Bedingungen anzunehmen. Diese Bedingung war eine Probe, welche sein Liebling ausstehen sollte. Es machte freylich Einwendungen genug: doch ich verhärtete mich.

Der erste Entschluß, den ich faßte, war der, dir alle Hoffnung zu nehmen; und ich fand Einwürfe wider unsere Verbindung, welche dir wichtig vorkommen mußten. — Sollte ich mit dir reden? Ich kannte mich: ich sahe ein, daß das nicht ein Weg war, dich zu überreden, sondern mich in deine Gewalt zu geben. Ich mußte mich dir also entziehen; ich mußte dich gar nicht mehr sehen; ich mußte schreiben. Zehnmal fieng ich meinen Brief an: nach dreien Tagen war er endlich fertig — Soll ich ihn wirklich absenden? Versiegelt war er wenigstens. — Warum will ich ihn so beunruhigen? — Er liebet mich — Er hat es nicht verdienet — Er wird es für eine Leichtsinnigkeit halten — Wenn er gleichgültiger gegen mich wird — auch wohl kaltsinnig: — so habe ich die Schuld — Und so wird es kommen;

Er muß alle Hoffnung aufgeben; er wird sie aufgeben, und mich bald bei einer andern vergessen lernen — Bei einer andern? Dieser Gedanke brachte meine Eitelkeit auf; das muß ich versuchen — könnte er das, ach! könnte er das! so wird es mich kränken; es wird mir Thränen kosten: aber dann ist er nicht so standhaft, als er seyn muß, um mich glücklich zu machen. Ich würde ihn doch einmal verlieren: und wenn ich ihn verlieren soll, so ist diese Zeit die beste. Eine Ueberwindung für ewige Schmerzen! — Fort gieng der Brief! und ich war noch ziemlich gelassen. Aber ich merkte bald, daß ich anfangen wollte, nachzusinnen. Mein Herz fieng an, etwas geschwinder zu schlagen; ich befürchtete, daß es mir Unruhe machen würde, und begab mich geschwind in die Gesellschaft, welche meine Muhme bei sich hatte, um nichts zu denken.

Wie hättest du dich rächen können, wenn du gewußt hättest, wie lange Weile ich hatte, und wie unruhig ich war, ehe ich deine Antwort erhielt? Aber du schriebest auf der Stelle zurück Vorwürfe, Bitten, Tadel und Versicherungen ge-

nug; aber keine einzige gute Beantwortung auf meine Einwürfe: und in der That, die ersten waren mir auch das angenehmste. — Er kann die Probe aushalten, Aber er soll mir so leicht nicht davon kommen. — Ich gieng einen Schritt weiter, und antwortete nicht. Es kam noch ein Brief: ich wurde noch verstockter; ich schwieg, und verreisete. — Es war mir eingefallen, ob du mich vielleicht ein wenig aus Eigennuz lieben möchtest? Ich stellte mir vor, daß du leicht einige Nachricht von meinen Umständen hättest einziehen können, so sorgfältig ich sie auch geheim zu halten suchte: und diesen Zweifel wollte ich gern gehoben wissen. Er bestärkte sich bei mir, ich weiß nicht wie, eben dadurch, daß du mir sechsmal nach einander schriebest, ohne eine Antwort erhalten zu haben. Izt fiel ich auf die äusserste Probe, die ich hätte wählen können, und in dem Entschlusse, ihren Erfolg zu wissen, reisete ich zu meiner Muhme zurück.

Meine erste Beschäftigung war, dir eine Geliebte, und mir eine Nebenbuhlerinn, auszusuchen: ja, eine Nebenbuhlerinn! — Meine Muhme

me wollte wiederrathen: „Er kann sich verleiten lassen, sagete sie, zumal wenn eine andere mehr, als die Liebe allein, wenn sie auch die Eitelkeit und den Eigennuz befriedigen könnte!„ — Könnte er das? So kann er ohne mich glücklich seyn: meine Liebe ist also eine ganz gleichgültige Sache. — War das zu eitel gedacht? Ich glaubte, man müßte nur Eine Person lieben können; man müßte nur bloß in ihrem Besize glücklich seyn, wenn auch sie glücklich werden sollte. Ich denke nicht, daß dieses eine Meinung war, welche mir so sehr mein Stolz, als die Zärtlichkeit meiner Liebe, einbilden wollte. — Was wagte ich also dabei? Einen Geliebten zu verlieren, der meiner entbehren konnte; der sichs vielleicht mit der Zeit merken lassen würde, daß er meiner entbehren könnte! Aber was konnte ich gewinnen? O! ungleich mehr! eine völlige Beruhigung aller meiner Zweifel; eine Sicherheit, daß ich geliebt sei, und immer geliebt seyn würde; eine Gewißheit, daß ich allein deine Glückseligkeit machen würde. Man muß schon etwas wagen, um so viel zu gewinnen.

Ich hörete, daß meine Bemühung nicht fehl geschlagen war; daß man dir wirklich eine reiche Partei angetragen hatte. Ich kann nicht sagen, daß es mich erfreuete. Ich hörete aber auch, daß du sie ausgeschlagen hattest; und ich kann dir nicht ausdrücken, wie sehr mich dieses entzückte. Nun sezte ich mich erst nieder, um deinen siebenten Brief zu beantworten. Ich schrieb dir, daß ich einen andern Antrag angenommen hätte. Ich zitterte, als ich den Brief aus meiner Hand gab; ich bedachte mich zehnmal, ich rief den Bothen wieder zurück; endlich erhielt ich den schweresten Sieg über mich selbst, und sandte ihn fort.

Der Bothe kam wieder: er hatte keine Zeile vor dir. — Ja, ja, er ist auch eine Mannsperson! — Nicht eine Zeile! Sollte er wenigstens nicht eine Zeile geantwortet haben? Ich hatte es doch nicht undeutlich gesagt, daß ich ihn ungern verlöre, wenn ich ihn ja verlieren müßte. — Einmal hätte er noch schreiben können. Man läßt die Hoffnung nicht so leicht fahren, das zu behalten, was man nicht gern verliert! — Es beunruhigte mich ungemein. Ich hätte mich gern bei mei-

meiner Muhme beklaget, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich in ihren Augen Unrecht haben würde. Ich fragte indeß den Bothen, was du gesaget, und wie du ausgesehen hättest? — „Ganz zerstreuet, sehr ungehalten!„ — Was sagte er denn? „Es ist gut!„ — Nichts mehr? Keine Empfehlung? Gar keine? — Nicht ein Wort mehr! — Ich verschloß mich in meinem Zimmer; ich warf mich beim Tische nieder, ich legte meinen Kopf auf meine Hand, ich wartete von einer Stunde zur andern: aber kein Brief. Die Nacht kam heran: aber kein Brief; und was für eine Nacht!

Ich glaubte, am folgenden Morgen früh aufgestanden zu seyn: aber du warest es noch früher! ich fand schon einen Brief von dir. Ich zerriß in der Eilfertigkeit, das Siegel zu lösen, das Papier, und mußte die Stücken mit vieler Mühe zusammen halten, um ihn zu lesen. Ich las: „Ungetreue „— wie hätte ich es gedacht! — So wankel„müthig, so leichtsinnig! — Ich werde mich „trösten! — Ich trete gerne von meinen Rechten „ab! — Ich werde es vergessen, daß ich geliebt „habe! — „Zwo Seiten voll von solchen Aus-

drücken las ich: ich sah von ungefähr das Datum an, und fand, daß sie am vorigen Abende geschrieben waren.

Eben fieng ich von vorn wieder an; siehe da ein zweiter Brief! Geschwind war er aufgerissen: was wird er izt sagen! — Morgens um fünf Uhr. — (So früh war ich auch aufgestanden!) — „Verzeihe mir meine gestrige Uebereilung — „theure, liebste Silia — Welche Verleugnung, „wenn man dich dem Glücke eines andern aufopfern soll! — Aber du glaubest, daß wir so, „wie wir sind, nicht glücklich seyn können — Ich „kann nicht so eigennüzig lieben, dich unglücklich „zu machen — Möchtest du doch glücklich seyn! — „— Wie herzlich wünsche ich es! — „ Das ist eine andere Sprache! — Im Triumphe lief ich zu meiner Muhme. Sie war noch nicht aufgestanden: aber ich konnte mir nicht helfen, sie mußte den Brief im Bette hören. Ich laß ihn, und vergaß nicht, meine Stimme bei einigen Ausdrücken zu erheben, welche mich besonders stolz auf meinen Liebhaber machten. — „Man hat mir eine der „reichesten Parteien angetragen: aber ich hasse „den

„den Reichthum, weil Silia die Person nicht ist.
„— Ich werde niemals an eine Verbindung ge„denken. —„ Das waren Ausdrücke, welche man sehr laut lesen muß! —

So hast du denn die arme Silia geliebt, hast sie allen andern vorgezogen; verschmähest den Reichthum, weil Silia nicht die Person ist? — Wohlan, ich will die Einwürfe, welche ich wegen unserer Armuth machte, an deiner Stelle beantworten. Reich bin ich nicht: aber ich besize noch so viel, daß wir keinen Mangel zu besorgen haben. Meine Muhme hat mir überdem ihr nicht geringes Vermögen vermacht. Ich habe mich nur deswegen für arm ausgegeben, um wenigern Verfolgungen deines Geschlechtes ausgesezt zu seyn, um kein Raub ihrer Geldsucht zu werden.

Komm demnach, liebster, bester Parmenides, komm in meine Arme, theile mit mir die kleinen Vortheile des Glückes, und die herzlichen Glückseligkeit der zärtlichsten Liebe!

X. Brief.

Criton an seinen Sohn.

Ich sehe dich misvergnügt und niedergeschlagen. Ein trüber Gram bewölket dein Auge, welches sich umsonst bemühet, sich zu erheitern. Du gehst, seit einiger Zeit, in tiefen Gedanken; du hörest nicht, wenn ich dich rufe, und antwortest verkehrt, wenn ich dich anrede. Du meidest die Gesellschaft, und suchest die Einsamkeit. Ich habe dich neulich mitten in deinem einsamen Tiefsinne überraschet. Du sassest, deinen Kopf in der Hand, die Augen zur Erde gewandt; ich sah deinen Schmerz auf deinem Gesichte gemalet; ich hörete dich ohne Unterlaß seufzen! —

Ach! mein Sohn, welch eine Veränderung! — Hast du irgend ein Geheimniß, das dein Vater nicht wissen darf? Hat er es verdienet, daß du ein Mistrauen auf ihn sezest? Kannst du glauben, daß er Einen Wunsch habe, der mit

deiner Zufriedenheit im Widerspruche stehet? — Diese Niedergeschlagenheit fängt an, mich zu kränken. Ich mache mir Vorwürfe, daß mein Sohn etwas vor mir geheim halten kann; daß ich mir sein Vertrauen nicht besser habe zu erwerben gewußt: daß ich nicht die ganze Pflicht der Vaterliebe erfüllet haben muß. Ich habe dich mehr, als einmal, um die Ursache deiner Unzufriedenheit befragen wollen: allein, ich mußte besorgen, daß meine Fragen dich noch zurückhaltender und verschloßner machen möchten. Ich bildete mir ein, meine Gegenwart würde dir zu viel Zwang auflegen; sie würde die Freiheit einschränken, womit ich meine Frage beantwortet wünsche. Ich schwieg also, und entschloß mich, an dich zu schreiben. Der Buchstab erröthet nicht, mein Sohn! schreib das nieder, was du nicht sagen kannst, und trage kein Bedenken, dein ganzes Herz vor einem Vater auszuschütten.

Was ist eine Freundschaft, die Geheimnisse, eine Liebe, die Mistrauen hat? Zum höchsten eine kaltsinnige Neigung; eine Hochachtung ohne Zärtlichkeit, ohne Ergebenheit. Ein wahrer Freund,

ein

ein wahrer Vater kann mit so gleichgültigen Empfindungen nicht zufrieden seyn. Je zärtlicher sein eigenes Herz liebet; je eifriger er die Glückseligkeit seines Kindes wünschet, desto mehr muß es ihn schmerzen, ihn beleidigen, wenn man ihn verhindert, diese Glückseligkeit zu befördern, und ihm die süssen Bemühungen, wohl zu thun, zu einer beschwerlichen Arbeit machet.

Ja, mein Sohn, Mistrauen und Heimlichkeit unter Vätern und Kindern, sind gefährlich; sie untergraben die Liebe von der einen, und den Gehorsam von der andern Seite; sie stören die Ruhe und Zufriedenheit der Familien; sie entzweien Blutsfreunde, und endigen sich endlich mit Zwiespalt und Haß. Wenn die Liebe dauerhaft seyn, wenn sie zu einer wechselseitigen Glückseligkeit mit ungeschwächtem Eifer fortarbeiten soll; so muß sie keinen Anstoß finden: jedes Hinderniß unterbricht ihren Lauf, und treibt sie über die Gränzen, wo sie wohlthätig war; gleich einem Bache, der dem Felde Fruchtbarkeit mittheilet, so lange er sich in seinen Ufern schlingt; er tritt, so bald ihm der Weg verleget wird, mit desto grösserm

Un-

Ungestüm über, je voller er sich ergoß, und zerstöret die Fruchtbarkeit, so bald er sie nicht mehr geben kann. Die Natur der Liebe hasset alle Kaltsinnigkeit. Sie muß eine gleich starke Gegenliebe finden, oder sie höret ganz auf.

Niemand kann sich die ganze Stärke einer väterlichen Liebe vorstellen, als der sie empfindet, der selbst ein Vater ist. Mit welchen Sorgen wachet er über die Zufriedenheit derer, denen er das Leben gegeben hat? Sein Auge hängt unverwandt an dem kleinen Geschöpfe, wenn es noch mit ungewissen Füssen die Erde betritt. Sein Herz schlägt bei jedem unsichern Tritte; seine Arme sind geöfnet, es aufzufangen, ehe es noch fällt. Er kann es kaum wagen, den kleinen Liebling seines Herzens einer andern Sorge anzuvertrauen, als seiner eignen väterlichen. Eine kindische Thräne beunruhiget sein Herz; eine Thräne, welche eine Kleinigkeit erregen, und eine Kleinigkeit stillen kann. Welch ein inniges Vergnügen, wenn er es die ersten Gedanken stammlen höret! Mit welcher Innbrunst drücket er es an sein Herz, wie oft küsset er die unschuldigen Lippen,

pen, die noch das Gefühl des Herzens nicht reden können, welches sein süsses Lächeln, seine unschuldigen Schmeicheleien ausdrücken!

Seine Zärtlichkeit wächst mit den Jahren, und mit den grössern Sorgen. Er wachet mit überlegter Vorsorge über die junge Seele; forschet ihre Talente aus; locket jeden Funken des Verstandes hervor; pflanzet tugendhafte Gesinnungen in sein Herz; fürchtet und entfernet jeden unedlen Eindruck; liebkoset, ermahnet, strafet — und wie viel kostet ihn diese Ueberwindung! — Welche Freuden begleiten diese mühsamen Pflichten, wenn er sieht, daß er sie nicht umsonst ausübet! Er vergißt seine eigenen Leiden; er lebet in seinen Kindern; entziebt sich gern den Genuß eigener Vortheile, um sie in der Zufriedenheit seiner Kinder doppelt zu geniessen. Entzückende Träume von Glückseligkeit schmeicheln ihm mit den Gedanken eines ruhigen, ruhmvollen, glücklichen Alters; wenn die ausgestreueten Wohlthaten zu einer reichen Erndte für seinen Herbst erwachsen werden; wenn die Dankbarkeit das ganze Maaß der

empfangenen Liebe auf sein graues Haupt wieder zurück giessen wird. —

Ach! aber er schmeichelt sich oft umsonst, und hat das Herzeleid, seine unaussprechliche Liebe mit Kaltsinnigkeit belohnet, und das Vertrauen seines Kindes denen zugewandt zu sehen, welche es noch durch nichts verdienet haben! Ein junger Mensch, der die Jahre erreichet, wo sich die Kräfte seiner Seele entwickeln, und sein Verstand anfängt, selbst zu arbeiten, glaubet, daß er keines Führers mehr bedürfe. Sein Herz fühlet heftige Regungen und Begierden nach Vergnügen, die seinem lebhaften Alter natürlich sind. Er wünschet, sich ihnen überlassen zu können: man warnet ihn. Er begreift es nicht, warum man sich seinem Verlangen widersezet; er hält es für Unschuld; es fehlet ihm an Erfahrung; er übersieht die Folgen nicht; er bleibt bei dem sanften, schmeichelhaften Eindrucke stehen, den die Vorstellung des Vergnügens in seinem Herzen machet. Man dringt stärker in ihn; sein klopfendes Herz machet es unmöglich, seinen Verstand durch Bewegungsgründe zu überzeugen: man muß gebiethen. Der

Bef-

Befehl dünkt ihn grausam. Sein Herz verschließt sich; er wird mistrauisch; er überläßt sich andern, und bauet auf den Untergang seiner kindlichen Liebe auswärtige Freundschaften. Mit wem? Ach! mit wem sonst, als mit jungen Leuten von gleichem Alter, von gleich weniger Erfahrung, von gleich feurigem Blute! — Es ist das Unglück der Jugend, daß sie eine gewisse schädliche Furcht vor dem Alter hat, und sich denen ergiebt, bei welchen sie gleiche Schwachheiten vermuthet, und folglich eben so viel Ermunterung und Nachsicht erwartet, als sie bereit ist, zu geben. Diese Freundschaften werden Bündnisse, werden Verschwörungen wider die Väter. Sie hinterlassen von der Liebe nur die Furcht; man fängt an, ihrer müde zu werden, sie für harte Gesezgeber zu halten, und sie zu betriegen.

Der bekümmerte Vater liest das Mistrauen in den Augen seines Sohnes. Er ist beunruhiget; er fraget ihn; er bemühet sich, durch Liebkosungen sein Vertrauen wieder zu gewinnen. Umsonst: jener hält die Versicherungen seiner Liebe für eine List; er verwahret sich dagegen, ver-

schließt

schließt sein Herz immer mehr, und wird mistrauischer und geheimer.

Unglücklicher Sohn! Noch unglücklicherer Vater! — Kann er vermuthen, daß die Geheimnisse, welche ein Sohn einem Vater verbergen will, unschuldig sind? Muß er nicht glauben, daß er im Begriffe stehe, alle seine angewandten Bemühungen, die Sorgen so vieler schlaflosen Nächte, zu vernichten, und eine Glückseligkeit zu stören! woran er so lange gearbeitet hatte? Was soll er thun? Schweigen? Soll er denn seinen Sohn seiner Unbesonnenheit überlassen, und sich selbst den Vorwurf machen, daß er ihn in ein Verderben habe gehen lassen, wovon er ihn hätte zurück halten können! — Doch kann er ihn retten? Ach! wie gern, wie gern wollte er! Sein väterliches Herz blutet; er suchet die Einsamkeit, um auf Mittel zu sinnen, um zu weinen. Sein grausamer Sohn will ihm nicht das Vergnügen lassen, daß er ihn glücklich mache. Er fraget ihn, er bittet ihn um Vertrauen: aber er schweigt, oder verspottet seine

Frage durch Empfindungen und beantwortet seine Zärtlichkeit mit kaltsinnigem Mistrauen.

Ungerechte Kinder! ist das der Lohn, womit ihr unsere Sorgen bezahlet! Sollen wir nur Väter seyn, um unser Alter mit noch mehr Gram zu beladen? Nur Kinder gezeuget haben, um unglückliche Geschöpfe zu sehen? Sollen wir die Ruhe unserer besten Jahre aufgeopfert haben, um als Greise über undankbare und unglückliche Kinder zu weinen?

Das Mistrauen des unbesonnenen Sohnes nöthiget den sorgsamen Vater, seine Wachsamkeit zu verdoppeln. Es streuet die Dornen des Verdachts in sein bekümmertes Herz. Er sieht sich gezwungen, zu kleinen Kunstgriffen seine Zuflucht zu nehmen, und seine Wachsamkeit mit andern zu theilen. Seine Augen verfolgen izt jeden Schritt seines Sohnes; er bestellet Hüter; er höret ihre Nachrichten, seine Vorwürfe gegen seinen Sohn werden bitterer. Dieser glaubet, ein Recht zu haben, sich über Härte und Grausamkeit zu beklagen; seine lezte Liebe erlischt; er wird widerspenstig, und höret auf, einem Vater zu gehor-

chen,

chen, den er nicht mehr hochschätzet. Trauriger Erfolg einer so engen, so heiligen Verbindung, wenn der eine wünschet, keinen Vater mehr zu haben, und der andere die Stunde verfluchet, wo er einen Sohn zeugte!

Die ersten Schritte, welche die Jugend in der Welt thut, haben gar zu wichtige Folgen in Ansehung ihrer Glückseligkeit. Ein einziger Fehltritt zieht Nachtheile nach sich, welche viele Jahre, welche oft das ganze Leben nicht wieder herstellet. Aber der Jüngling ist dann am verwegensten, wenn er am wenigsten Weltkenntniß besitzt. Er dünket sich klüger, je weniger er weiß, und überläßt sich einer gefährlichen Freiheit, je sicherer er ist. O! wahrhaftig, ihn hier sich selbst lassen, heißt ihn Preis geben! Hier hat er einen Führer, einen Freund, einen Rathgeber nöthig, wenn er ihn zu aller andern Zeit entbehren könnte! Der Vater hat nichts für sein Kind gethan, der hier aufhöret, zu sorgen!

Und doch ist es ein Unglück, welches mit diesen Jahren verbunden ist, daß der Jüngling eifersüchtig auf seine Freiheit, und der Aufsicht

seines Vaters müde wird. Er sieht nicht, wie oft er fallen kann, und er will allein gehen; er will. Seine Leidenschaften reissen ihn hin; sein Eigendünkel machet ihn sicher; seine Sicherheit vermessen. Er reißt sich aus den Armen seines Vaters, und sinnet auf tausend Erfindungen und Vorwände, um sich seinen Augen zu entziehen. Der bekümmerte Urheber seines Lebens verfolget ihn mit sorgsamen Blicken; er sieht ihn vermessen die gefährliche Bahn durchlaufen: sieht ihn straucheln, zittert, ruft ihm nach, warnet, unterrichtet ihn: umsonst, er höret nicht, eilet fort, fällt, und wird ein Opfer seiner Thorheit.

Ach! mein Sohn, wie viele Beyspiele könnte ich dir erzählen! Glaube nicht, daß die Geschichte des Phaeton eine blose Erdichtung ist! Sie ist das Bild der vermessenen Jugend überhaupt: tausend Geschichte finden sich in dieser einzigen zusammen gefaßt!

Hast du etwann deinen unglücklichen Freund vergessen? — Ich wähle dieses Beyspiel nicht, um deine Wunden aufzureissen: ich wähle es nur, um dich zu rühren. Der Schlag, der an unserer Sei-

ten

ten trift, hat eine stärkere Gewalt, uns zu warnen. Er fiel durch seine Widerspenstigkeit; und diese Widerspenstigkeit war die erste Frucht seines Mistrauens. Sein unglücklicher Vater starb vor Gram.

Du weißt, mein Sohn, Syphon war mein Freund. Ich vergoß mit ihm Thränen über das Unglück seines Sohnes. Ich suchete seinen Schmerz zu lindern, und tröstete ihn in einem Briefe. Er dankte mir für diese Freundschaft, und schrieb mir die ganze traurige Geschichte. Hier hast du seinen Brief. Lies ihn, mein liebster Sohn: es kann dir nicht unnöthig seyn, das Herz eines Vaters kennen zu lernen.

Wenn du ihn gelesen hast, so beurtheile das meinige daraus, und untersuche dein eigenes. Was auch immer die Ursache deiner Niedergeschlagenheit sey; so mache deinem Vater kein Geheimniß daraus. Ein rechtschaffener Vater ist immer der beste Freund: er wünschet, dein Vertrauter zu seyn, und er muß es seyn. Du kannst dich keinen Schritt von ihm entfernen, ohne in eine gefährliche Irre zu gerathen.

XI. Brief.

Syphon an den Criton.

Tröste mich nur, denn ich selbst kann mich nicht trösten. Der sanfte Zuspruch eines Freundes ist ein Balsam für unsere Wunden. — Ach! mein Freund, die meinige ist tödtlich. — Ein unglücklicher Vater! — Was kann man mehr seyn? Ich habe meinen Sohn verloren; das Mistrauen hat ihn mir entrissen. So viele Hofnungen, die Früchte so vieler Sorgen, meine letzte Freude, alles ist dahin! Ich werde ihm folgen; ich werde den Verlust so vieler süßen Träume nicht lang überleben. Ach! was hat man für seine aufgeopferten bessern Jahre mehr zu hoffen, als ein unglückliches Alter! wenn man die Nächte schlaflos mit Nachsinnen zugebracht hat, wie man alle Pflichten eines Vaters und Freundes erfüllen; wie man den Liebling seines Herzens, als einen rechtschaffenen Bürger für die Welt bilden,

wie man ihn glücklich machen will; wenn man keinen Augenblick das wachsame Auge über ihm geschlossen, jede Regung seines Herzens ausgespähet, jeden glücklichen Trieb beseelet, seine Seele nach demjenigen Ideal der Vollkommenheit, dessen Entwurf uns so manchen Gedanken, so manchen Streit mit uns selbst, so manche aufgeopferte Nacht kostete, gebildet zu haben glaubet, wenn er erwächst, und wenn wir nun hoffen, die Früchte unserer Mühe, diese erträumten Freuden, den Ruhm, die ganze Glückseligkeit eines Vaters, einzusammeln; so kömmt ein Augenblick, ein unglücklicher Augenblick, und raubet uns alles, alles! Thränen sind unser letzter Lohn, und ein bekümmertes Alter.

Was konnte ich nicht hoffen! Mein Sohn wurde geliebet; man rühmte ihn, und wünschte mir Glück. Er liebte mich; hörete mit Aufmerksamkeit die Grundlehren der Tugend, die ich seiner jungen Seele einprägte: las meinen Willen in meinen Augen; gehorchete mit Vergnügen. Ich war sein Freund, sein Vertrauter. Aber die Jünglingsjahre! ach! diese gefährlichen Jahre der

Leidenschaften und der Thorheit, wie habe ich sie gefürchtet!

Die Liebe machete den ersten Eindruck auf sein zärtliches Herz. Er empfand ihre Gewalt, ehe er es selbst wußte; und bei seiner Offenherzigkeit in dieser ersten Leidenschaft durfte ich den Gegenstand derselben nicht lange rathen. Eine Witwe, welche nach dem Tode ihres Mannes in Mangel gerathen war, suchete durch einen freien Umgang der jungen Leute mit ihrer Tochter ihre schlechten Umstände zu verbessern. Diese junge Buhlerinn war schön: aber sie hatte einen schlechten Namen. Mein Sohn, der ihren Bruder kannte, hatte sie gesehen, und sich von ihr einnehmen lassen. Ich mußte seine Wahl verwerfen: doch bemühete ich mich, sie so zu verwerfen, daß ich sein Vertrauen behielt. Ich suchete ihn mit den sanftesten Worten, doch zugleich durch die stärksten Gründe, zu überzeugen, daß er entweder der Glückseligkeit, die er sich zu versprechen hätte, oder dieser Liebe entsagen müßte. Jedermann mußte meine Gründe wichtig finden, ausser einem Jünglinge, der verliebt war. Jetzt sah er zum ersten-

stenmale mit einer Unzufriedenheit, daß sein Vater ihm etwas versagen konnte. Er kämpfete mit seiner Leidenschaft, in dem Entschlusse, sie der kindlichen Liebe aufzuopfern. Ich sah ihn niedergeschlagen, und seine Unschuld konnte mir den geheimen Kummer seines Herzens nicht verbergen. Wie schmerzte mich seine Betrübniß! Wie gern hätte ich sie gehoben! Ich that, was ein Vater mußte und konnte. Ich gab ihm tausend neue Proben von meiner Liebe; ich suchete ihn durch erlaubte Vergnügen zu zerstreuen, und seine Neigung einen andern Weg zu leiten. Ich beruhigte meine Sorgen mit der Vorstellung, daß er kämpfete. Aber man hatte ihn gefangen; er war zu schwach, seiner Leidenschaft zu widerstehen; er kämpfete ohne sie zu überwinden.

Ich suchete, ihn zu überzeugen, daß ich keine andere Ursachen haben könnte, seiner Liebe meinen Beifall zu versagen, als seine eigene Glückseligkeit. Aber er konnte nicht begreifen, wie etwas mit seiner Glückseligkeit streiten könnte, was sein Herz so sehr wünschete. — Hält nicht immer die kurzsichtige Jugend die Befriedigung der Wünsche

ihres verrätherischen Herzens für die Glückseligkeit? Hat sie eine andere Vernunft, als den Befehl ihrer Leidenschaften? — Jeder Widerstand vermehrete die Heftigkeit seiner Liebe; er glaubete, daß der ihm alles versagte, der ihm eine so herzliche Bitte nicht erlauben wollte. Er fieng an, geheimer zu werden. Je weniger er seine Liebe, die er mit so überzeugenden Gründen bestritten sah, mit einem einzigen guten Grunde entschuldigen konnte: je mehr er sich schämte, desto mehr wurde er verschlossen: Die allgemeine Wirkung der besten Beweise, die sich an den Verstand wenden, um das Herz zu demüthigen! der kaltsinnige Verstand hat nichts dagegen zu erinnern, aber das Herz thut, was es will! —

O! unglückliche Väter, was hoffet ihr, wenn ihr alles den Beweisen überlasset; wenn ihr den Leidenschaften Vernunft entgegen setzet; wenn ihr ihren gewaltsamen Strom durch die Einschärfung der Pflichten zu hemmen glaubet? Ihr hoffet nichts geringers, als ein junges flüchtiges Roß, das des Zügels noch nicht gewohnt ist, mit einem Haare zu

leiten; nichts geringers, als den Sturm zurück zu treiben, wenn ihr ihm entgegen seufzet!

Ich hatte so gar sein Herz in meiner Gewalt — wenigstens glaubte ich, es in meiner Gewalt zu haben — Ich hatte alle Gründe auf meiner Seite, ihn zu überzeugen; er selbst mußte gestehen, daß seine Liebe eine schwindelichte Schwachheit war; er selbst mußte meine Liebe bekennen: und dennoch erhielt ich nichts. Er fieng an, sich seiner Schwachheit zu schämen, und das zu verbergen, dessen er sich zu schämen hatte. Diese Scham verschloß mir zuerst sein sonst so offenes Herz, und wurde bald Mistrauen. Das Vertrauen seines Herzens fieng an, einen andern Lauf zu nehmen, und kam mit seinem Geheimnisse von dem Vater auf einen elenden Bedienten.

So undankbar ist das menschliche Herz, ohne seine Undankbarkeit zu erkennen! Man erlaubet ihm viel; man zeiget ihm den Eifer, den man hat, seine Wünsche zu erfüllen: und es scheint, sich zu ergeben. Aber es kömmt eine unglückliche Gelegenheit, wo man sich gezwungen siehet, ihm Einen Wunsch zu versagen. Diese einzige versagte

sagte Bitte vertilget auf einmal das Andenken aller Güte. Es zieht sich in sich zurück, und verliert sein Vertrauen!

Dieses war der erste Schritt, den mein Sohn that, sich von mir zu entfernen. Was für unglückliche Folgen hatte er nicht! Welche Sorgen hat er mir gemacht! — Aber alles, was ich, Unglücklicher, unternahm, sein Vertrauen wieder zu gewinnen, verdoppelte nur seine Wachsamkeit, und vermehrte seine Heimlichkeit. Ich vermuthete, daß er seine Geliebte heimlich besuchete; ich wollte mich davon überzeugen, und ihn durch irgend einen andern, der einiges Vertrauen bei ihm hätte, vor eben dem Schritte warnen lassen, dessen verderbliche Folgen ich ihm vorgestellet hatte. — Wozu muß sich nicht oft ein Vater, um des Sohnes willen, den er liebet, herab lassen! Aber diese Herablassung wird bald verschmerzet, wenn sie sich durch einen guten Erfolg vergütet! Die meinige war höchst unglücklich!

Ich darf das Schicksal nicht anklagen. Unordnungen und traurige Zufälle, die aus kleinen unbemerkten Fehlern entspringen, nennen wir

Schick-

Schicksale, um unserer Eigenliebe das schimpfliche Bekenntniß zu ersparen, daß wir selbst fehlten. Ich will es gestehen, daß ich unvorsichtig verfuhr, da ich mich einem Bedienten anvertrauete, den ich nicht genugsam kannte. Ich glaubete zwar, daß er treu war: aber ich hätte von seiner Treue überzeuget seyn sollen, und zum Unglück war dieser Niederträchtige schon ein Vertrauter meines Sohnes — Vielleicht war er bisher mehr verschwiegen, als der Liebe meines Sohnes behülflich gewesen: itzt aber wurde er beides: und also hatte diese Vertraulichkeit eine dreifache schädliche Folge; sie verrieth meinen Argwohn; sie machte einen Bedienten, der einmal angefangen hatte, Geheimnisse zu theilen, durch die Furcht von der Ahndung von seinem beleidigten Herrn, völlig untreu, und entwendete mir das Vertrauen meines Sohnes gänzlich.

Unglückliche Väter! Wie schwer machen es unsere Kinder, sie glücklich zu machen! Wie verstecken sie sich vor der wohlthätigen Güte, die sie aufsuchet! Sie glauben, daß wir das aus Eigensinn untersagen, was wir nothwendig verbieten

müs-

müssen. Sie beschuldigen uns der Härte, und sehen die Thränen nicht, die wir dabei vergiessen; fühlen die Pein nicht, die unser Herz fühlet! Ihre Blindheit verwirret endlich unsere Klugheit: und zulezt — o! traurige Erfahrung! — erhalten sie den Zweck, daß die trostlosen Väter endlich den Verlust des Sohns beweinen müssen, den sie mit allen ihren ängstlichen Sorgen nicht erhalten konnten! Dann, dann, — wenn nicht schon zu spät! — erkennen sie endlich, wer ihr Freund war, und der ganze überschwengliche Lohn für Jahre von Sorgen, Bekümmerniß und Angst, ist eine Thräne der Reue: eine unfruchtbare Thräne vielleicht! — Eine solche war mein ganzer Lohn: denn wer kann Todte erwecken?

Der Bediente versprach mir alle Wachsamkeit; er machte mich sicher, und betrog mich desto leichter. Ich bemerkte von dieser Zeit an mehr Munterkeit, und ein freimüthigeres Betragen an meinem Sohne. Ich freuete mich, und schrieb es der Vorstellung des Bedienten zu. Nach einiger Zeit fand ich ihn von neuem tiefsinnig und schwermüthig. Sein Auge schien mir ein Anliegen sei-

nes Herzens zu verrathen, und etwas zu fodern, was er sich scheuete mit Worten auszudrücken. Ich ergriff diese Gelegenheit, mir sein Vertrauen wieder zu erwerben. Ich munterte ihn auf; ich fragte nach seinem Anliegen, und verwies ihm sein Mistrauen. Er faßte Muth, und bat um eine Summe, die ich auf einige Zeit leihen sollte. Ich erklärete mich gefällig, und wollte nur den Namen der Person wissen. Es hielt schwer: endlich bekannte er, sein Freund hätte ihn gebethen, seiner Mutter in einer Verlegenheit beizustehen. „Eine „Schuld, sagte er, die sie, um die Leiche sei„nes Vaters zur Erde zu bestatten, hätte machen „müssen, würde izt, nach dem Verlaufe ihrer „Zeit, von dem Gläubiger mit harten Drohun„gen eingefodert.„

Ich lobete seine Menschenliebe und sein Vertrauen zu mir. Doch, sezte ich hinzu, dieses Lob, mein Sohn, würdest du nicht verdienen, wenn das, was ich für Menschenliebe ansehen muß, nichts anders wäre, als die Wirkung eines Antheils, den dein Herz an der Tochter dieser Witwe nimmt. Es würde eine der niederträch-

tigsten Art von Eigennutz seyn, wenn du der Bedrängten nur mit der Vorbehaltung zu dienen entschlossen wärest, um dich mit dem Verluste der Ehre ihrer Tochter auf eine gottlose, auf die schändlichste Art bezahlt zu machen. — Doch in solchen Grundsäzen habe ich dich nicht erzogen. Mein Vertrauen auf dein tugendhaftes Herz giebt mir Sicherheit genug gegen solchen Verdacht. Ich erfülle deine Bitte mit Freuden. Du kannst deinem Freunde versprechen, daß seine Mutter nicht ohne Beystand seyn soll. Sie soll das Geld empfangen; und ich überlasse es deinem Belieben, ob als ein Darlehn, oder als ein Geschenk.

Ich sah, daß die Freude meines Sohnes sich in seinem Gesichte zeigete. Er dankete mir mit Zärtlichkeit; er wünschte, mir seine Dankbarkeit ausdrücken und zeigen zu können. Ich will dir die Gelegenheit geben, sagte ich: ich hoffe, sie wird dir nicht schwer werden. Wenn du vielleicht noch Liebe für die Tochter hättest: so überwinde sie. Es beruhet nicht meine, deine eigene Glückseligkeit beruhet darauf. Vermeide den Umgang mit ihr, und seze dich nicht in eine Gefahr, die

den Untergang so vieler Hoffnungs-vollen Jünglinge entschieden hat. Es ist um Eine einzige Uebereilung zu thun. Ein Augenblick, mein Sohn, kann das Unglück eines ganzen Lebens bestimmen. Zugleich mußt du mir auch das nicht versagen, daß ich die Witwe selbst sehe, und ihr das Geld gebe.

Er schwieg, schlug die Augen zur Erden, und schien durch seine Verwirrung anzudeuten, daß sein Wunsch nicht ganz erhöret war. — Verhehle mir nichts, sagete ich, ich bin bereit, alle deine Wünsche zu erfüllen, wenn ich darf: oder dich wenigstens zu überzeugen, daß nichts anders, als deine eigene Wohlfahrt, mir die Hände bindet, wenn ich nicht darf.

Er gestand mir, daß er wenigstens wünschte, sich die Freude zu machen, welche ein gutthätiges Herz empfindet, wenn es geben kann. — Ich faßte seine Hand, drückte sie mit wahrer inniger Freude, und sagte: eine solche Freude darf ich dir nicht versagen! O! laß mich lauter solche Wünsche hören, mein geliebter Sohn! Nimm das Geld, ich habe schon Vergeltung genug! —

Geh, gieb, mache mit dem Gelde, was dir gefällt. Wer solche Freuden wünschen kann, der ist werth, sie zu geniessen. Man kann das elende Geld auf keinen bessern Wucher aussezen: der Reichthum hat keine andere wahre Glückseligkeit, als daß er uns das Vergnügen schaffet, wohlzuthun! —

Wie gern gab ich! Welch ein geringer Preis dünkete mich dieses Geld für das Vertrauen meines Sohnes, das es mir wieder erwarb! Zumal, da ich dadurch eine Gelegenheit fand, der Wittwe gewisse Warnungen zu geben, und ihr einige eitele Hoffnungen, die sie sich etwa, in Ansehung meines Sohnes, machen möchte, gänzlich abzuschneiden!

Ich rieth ihr, für die Ehre ihrer Tochter besorgt zu seyn, und sich nicht durch Versprechungen junger Leute verleiten zu lassen, die über ihr Schicksal noch nicht entscheiden könnten — Es schmerzet mich, wenn ich daran denke, daß mein Sohn der Verleumdung Gelegenheit geben sollte, die Ehre ihrer Tochter, das unersezlichste Gut, was ihr Geschlecht nicht heilig genug bewahren

kann, zu beflecken. Ich gestehe es Ihnen, Madame, es würde eine Quaal für mich seyn, die ich nicht genugsam ausdrücken kann. Ich würde mir selbst, in meinem sonst ruhigen Alter, die grausamsten Vorwürfe machen. Ich würde meinen Sohn, in dem ich sonst allen meinen Trost fand — ja Madame, ich würde ihn hassen: ich würde ein unglückseliger Greis seyn — Sie sind eine Mutter; sie kennen also aus dem ihrigen das Herz eines Vaters. Sie kennen die zärtlichen Sorgen unseres Standes — Sie werden die meinen billig finden; — Sie müssen sie billig finden; Sie müssen meinen Erinnerungen selbst beitreten. Ich kann nicht zugeben, daß Sie durch meinen Sohn leiden. Diese, und keine andere Ursache nöthiget mich, ihm den Umgang mit ihrer Tochter, deren Ehre mir so heilig ist, zu verbiethen: verzeihen Sie mir, daß ich ihm eine Ehre versagen muß, die Ihnen zum Nachtheile, und mir dereinst zum Kummer gereichen könnte. Ich werde mich freuen, wenn Sie mir zuvor kommen, und ihm das untersagen, was ich ihm verbiethen muß. Machen Sie einem bekümmerten Vater

dieses Vergnügen; beruhigen Sie sein Alter: es ist keine Erkenntlichkeit, die ich Ihnen dafür nicht schuldig seyn werde.

Ich glaubete, daß meine Vorstellung bei der Witwe Eingang gefunden hätte; ich schmeichelte mir, daß die Sorge für die Ehre ihrer Tochter, und die kleine Dankbarkeit, die ich erwarten konnte, eine genugsame Sicherheit für die Erfüllung meiner gerechten Bitte seyn müßten. Allein, sie war entweder so einfältig, oder so eigennützig, meine Ermahnung ihrer Tochter wieder zu sagen. Vielleicht fand sich ihr Hochmuth beleidiget; vielleicht wollte sie auch die Hoffnung, die sie gefasset hatte, nicht so leicht aufgeben. Mit allen Künsten, wozu nur eine Buhlerinn, die in Gefahr steht, ihren Geliebten zu verlieren, sich zu erniedrigen fähig ist, stellete sie meinem Sohne die Beschimpfung vor, welche sie von mir hätte erdulden müssen. Sie gab ihm die zärtlichsten Versicherungen von ihrer Liebe; sie mischte Thränen unter ihre Betheuerungen und Liebkosungen; sie suchete seine Liebe zu allen Kühnheiten anzufeuren, damit sie ihm das nur erlauben möchte, was sie ihm

anzubiethen sich scheuete, um alsdann über eine Beleidigung klagen zu können, welche ihr einiges Recht gab, seine Hand zu fodern.

Was hat nicht die Jugend zu fürchten! Alles kann ihr gefährlich werden; so gar ihre Tugend, ihre Unschuld selbst. Ein weiches sanftes Herz, das der edelsten Empfindungen der Güte und der Menschenliebe fähig ist, steht jedem Angriffe einer Boshaften offen, die nur Eine Thräne in ihrer Gewalt hat: so lange Klugheit und Erfahrung es nicht gelehret haben, sich seinen schönen Neigungen nur dann zu überlassen, wenn ein unverschuldetes Unglück würdiger Personen ein Recht auf unser Mitleiden hat. Die Jugend, welche zu wenig prüfet, ist verloren, wenn sie sich den Augen ihrer Väter entzieht!

Und auch wir, so sehr wir Väter sind, finden uns oft ausser Stande, ihr zu helfen. Unvermuthet haben sie Freunde, die nur deswegen den Sieg über ihre Liebe gegen uns erhalten, weil sie den Wünschen ihres Herzens schmeicheln; weil sie ihr wahrhaftes Unglück befördern. Jeder, der uns fürchtet, suchet seinen hungerigen Eigennuz

an dem unerfahrnen Jünglinge zu sättigen. Alles betriegt uns; alle Arzneien, die wir wider ihre gefährliche Thorheit anwenden wollen, verwandeln sich unter unsern Händen in Gift, welches ihr Verderben beschleuniget. Wir besorgen, warnen, wachen an allen Seiten, rathen, wollen allen Gefahren vorbeugen; und wenn wir alles, alles gethan haben, was nur die menschliche Klugheit ersinnen, was nur eine sorgsame Liebe thun, was nur eine Sicherheit versprechen kann, arme Väter! so finden wir unsere Kinder mitten in der Tiefe des Labyrinthes, wovor wir sie retten wollen, und sehen, daß eben unsere Sorge ihren Untergang beschleuniget hat. Sie sind verloren, ohne Hoffnung verloren: keine menschliche Hülfe kann sie retten, so bald sie ihr ganzes, ihr einziges Vertrauen nicht mehr auf uns sezen.

O! geliebter Freund, wer sollte unter solchen Bedingungen wünschen, ein Vater zu seyn! Wenn die Pflicht so schwer, die Freude so selten, der Erfolg so unglücklich ist! wenn die Sorgen der männlichen Jahre ein Alter von Thränen erwarten lassen! Ach! möchtest du niemals so unglücklich seyn, als

ich

ich gewesen bin! Möchtest du niemals den grausamen Schmerz empfinden, der mein Herz zerreißt! — Ein geliebter Sohn, blutend — todt zu meinen Füssen! — Du bist ein Vater, du kannst die Quaalen eines Vaters nachempfinden — Laß mich nicht mehr schreiben; laß mich nur weinen!

Aber nein; ich will mein Herz ganz vor dir ausschütten; ich will dir alles schreiben. — Ich wurde gewarnet, dem Bedienten nicht zu trauen, und ein wachsames Auge auf meinen Sohn zu haben. Zugleich wurde mir die Rechnung von einer Summe vorgeleget, welche auf meinen Namen aufgenommen war. Ich erstaunte! Ich ließ den Bedienten rufen: und foderte Rechenschaft wegen der Aufführung meines Sohnes von ihm. Er wurde verwirrt, und wollte leugnen; ich legte ihm die Rechnung vor: seine blasse Farbe überzeugete mich von seiner Untreue. Ich drohete; die Furcht zwingt oft den Bösen das Bekenntniß ihrer Unthaten ab: auch er bekannte mir alles, und ließ mich in Furcht, ob nicht schon mein Sohn den entscheidenden Schritt zu seinem Verderben gethan hätte. Ich gab dem Treulosen einen jäh-

rigen Sohn, und hieß ihm, ohne mit meinem Sohne zu reden, mein Haus zu räumen. Mein Sohn war ausgegangen; mit was für einem Herzen erwartete ich seine Zurückkunft! Welch ein Kampf von Sorgen, Zweifel, Unruhe, Unwillen und Vaterliebe!

Ich ueberlegte, welche Mittel die sichersten seyn möchten, diesen Verirrten wieder auf seinen Weg zu bringen. Ich sann, beschloß und verwarf. — Er hat izt kein Vertrauen mehr auf mich. Alle Proben meiner Liebe haben ihn nicht gerühret. — Was habe ich ihm versaget, was habe ich um ihn gelitten; wie für ihn gesorget, gebethet, geweinet! — und Er — Ungerechter, undankbarer Sohn! — Aber Nichtswürdige haben sein unschuldiges Herz verführet; sie haben ihn mißtrauisch gemacht; sie sind an seinen Vergehungen und an meinen Thränen Schuld! — Ach wenn er schon ein Raub seiner Leidenschaft wäre! Wenn er — unglücklicher Vater! alle deine Sorgen, alle deine Bestrebungen, ihn glücklich zu machen, sind nichts mehr! Er ist verloren, ach! er ist verloren! Wehe seinen Verführern! — Wenn er

noch

noch zu erhalten wäre, und mit dem Herzen eines Sohnes zurück kehrete: so wollte ich alles vergessen, alles vergeben. Das Herz eines Vaters ist immer dasselbe: es liebet, wenn es Ursache zur Freude hat, und liebet, wenn es weinen muß! Ich fand in dieser Ungewißheit keine Ruhe. Ich weiß nicht, was für Ahndungen mich ängstigten. Ich gieng in den Garten, um mich zu zerstreuen; aber es war mir unmöglich, meine Ruhe wieder zu finden. Ich gieng zurück, um meine Geschäfte vorzunehmen; ich war unfähig zu Geschäften. Der Abend kam, es kam die Nacht: aber mein Sohn war noch nicht da.

Der treulose Diener hatte sich nicht damit begnüget, mir meinen Sohn zu entreissen; er glaubte auch, daß er durch seinen Abschied beleidiget sei, und wollte sich wegen dieses Schimpfes rächen. Er suchete ihn auf, und sezete ihn durch die Erzählung dessen, was vorgefallen war, in Schrecken. Er entschloß sich, vielleicht mehr aus Scham und Verzweiflung, als aus Bosheit, vor einem Vater nicht wieder zu erscheinen, den er so sehr beleidiget hatte. Er eilte von ihm zu seiner Ge-

lieben. Vielleicht war diese von eben dem Bedienten unterrichtet, sich dieser Augenblicke zu bedienen, um ihn fest zu machen. Sie rührete ihn durch falsche Thränen. Sie dürfen mich nicht wieder verlassen, sagete sie: sie müssen sich entschliessen, mir ihre Hand zu geben; sie haben mich durch ihre Liebe unglücklich gemacht; sie müssen dem Schimpfe zuvor kommen, ehe er ausbricht. Ihr Bruder, der die Stelle eines Officiers bekleidete, ein Undankbarer, dem er durch eben die geborgte Summe diese Stelle gekauft hatte, trat dem ungestümen Begehren der Schwester mit Drohungen bei. Mein Sohn hatte seine Liebe anfangs zwar für ernstlich, hernach aber für nichts mehr, als einen Zeitvertreib gehalten. Er wußte, daß seine Geliebte mehr, als einen Liebhaber hatte: er war von ihrer Untreue völlig überzeuget. Er weigerte sich demnach, und berief sich auf mich. Er verlangete, daß man ihm Zeit lassen sollte, mir die Sache vorzustellen. Allein, jene wollten die Zeit nicht verlieren. Der Officier versprach ihm, ihm meine Einwilligung schriftlich zu bringen: und gieng, ohne seine Antwort zu erwarten, zu mir.

Nach der unruhigsten Nacht weckte man mich aus einem kurzen Schlafe. Meine Bestürzung war nicht geringe, als ich den Officier sah: aber wie viel grösser wurde sie, als er mir sagete: „Ich „muß Ihnen sagen, mein Herr, daß Ihr Sohn „die Hand meiner Schwester annehmen wird, „und ich komme, um Ihre Einwilligung zu ho„len.“ —

Mein Sohn! — wie, mein Herr! — Ihre Schwester! meine Einwilligung! — Ich müßte mich sehr geschwind entschliessen können! Die Väter haben sonst das Recht, sich einige Tage Bedenkzeit zu nehmen.

Das werden Sie nicht haben können, antwortete er: Ihr Sohn hat sein Wort längst für Sie gegeben. Er mag nun wahr oder falsch geredet haben, das kann mir gleichgültig seyn; genug, er hat, meine Schwester, durch seine Versicherung zu einer Erniedrigung gebracht, die durch nichts, als eine geschwinde Heurath, gut gemachet werden kann. Ich bin ein Officier, mein Herr, und Sie wissen, was eine solche Beschimpfung bedeutet. — Zudem bilde ich mir ein

ein, daß meine Schwester ihres Sohnes eben so würdig ist, als er ihrer.

Ich sagete diesem Ungestümen, wie wenig ich von seiner Mutter erwartet hätte, daß sie meinem Sohne ihr Haus würde offen stehen lassen; da ich ein kleines Recht zu haben glaubete, einige Erkenntlichkeit von ihr zu erwarten. Ich werde indeß mit meinem Sohne reden, fuhr ich fort, und ich verspreche Ihnen, daß er keine Beleidigungen begangen haben soll, die er nicht gut mache. — Unterschreiben Sie also diese Versicherung, sagete er, und legte einen Zettel auf den Tisch. Ich laß ihn; es war das Formal einer Einwilligung von mir. Diese gewaltthätige Unbilligkeit brachte mich auf: „Sie können mir zumuthen, das zu unterschreiben?„ — Er faßte meine Hand: „um Ihrer Ruhe willen, mein Herr, unterschreiben Sie!„ — Um meiner Ruhe willen werde ich nicht unterschreiben! — „Mein Herr! — Bedenken Sie, was Sie thun! Ich rathe Ihnen! — Sie müssen, Sie müssen unterschreiben.„ — Ich wurde ungeduldig; ich zerriß das Papier, warf es zu seinen Füssen, und sagete

ihm,

ihm, daß er mich verlassen möchte. Seine Wuth war ausserordentlich. Sie wollen es; ich gehe, sagete er: aber ich weiß, an wem ich mich wegen dieses Schimpfes erholen soll. — Ihr Sohn — mein Leben, oder das seinige! Mit dieser Drohung entfernete er sich.

Ich fürchtete die Drohung eines aufgebrachten Menschen nicht sehr; doch ließ ich meinen Sohn aufsuchen, weil ich besorgete, daß er sich zu einer Handlung möchte bereden lassen, die ihn reuen und unglücklich machen könnte. Aber stelle dir den Zustand eines Vaters vor, der entweder das Glück, oder gar das Leben seines Sohnes in Gefahr sah! Es war mir, als wenn ich einen Dolch auf meine Brust gesezet fühlte!

Mein Sohn hatte indeß seine nichtswürdige Betrügerinn verlassen. Er sah, daß alle meine Warnungen aus keiner andern Quelle, als einer väterlichen Liebe, geflossen waren; er erkannte, wie undankbar er diese Liebe vergolten hätte, da er izt deutlich einsah, wie grausam ihn seine vermeinten Freunde betriegen wollten. Zehenmal war er entschlossen, zurück zu kehren, und zu mei-

nen Füssen um Vergebung zu flehen. Aber eine unglückliche Scham überwand diesen guten Vorsatz! — Ach! was konnte er von einem Vater befürchten, der ihn so herzlich liebete; der seine Ruhe um jedweden Preis erkaufet haben würde; der nach ihm seufzete, dessen Glückseligkeit auf der seinigen beruhete?

Der Officier sah sich von meiner Seite ohne Hoffnung; und glaubete, durch Drohungen von meinem Sohne das zu erzwingen, was er von mir nicht erschlichen hatte. Er fand ihn aber nicht mehr bei seiner Schwester, und suchete ihn auf. Seine erste Anrede war gemäßigt. Er stellete ihm seine Beleidigung und den Schimpf vor, den er seiner Familie angehänget hätte. Mein Sohn sagete ihm, daß er sich nothwendig erst mit seinem Vater vergleichen müßte. „Ich bin von der Beleidigung, davon Sie reden, noch nicht überzeuget. Erwarten Sie die Zeit, und wenn mich diese überzeuget; so gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich sie vergüten will.„

So? Sie wollen also so lange warten, bis der Schimpf der ganzen Welt vor Augen liegt,

um sich unterdeß auf Mittel zu besinnen, wie Sie Ihre Versicherungen brechen, und meine beschimpfte Schwester betriegen können? — Bei dem Himmel, Sie irren sich, wenn Sie mich durch so leere Worte zu hintergehen gedenken. Ich sage Ihnen, ich werde keinen Augenblick warten: Sie müssen sich izt entschliessen. So wahr ich das Leben habe. Sie müssen. — Oder —„

Mein Sohn wurde durch seine Drohungen mehr aufgebracht, als geschrecket. Gütige Vorstellungen würden ihn vielleicht beredet haben: aber Troz machte ihn widerspänstig. „Ich verachte Ihre Drohungen, sagete er, und werde mich durch keinen Troz, durch keine Furcht zu einer Handlung zwingen lassen, zu der mich, wenn ich mich dazu entschliesse, nichts, als mein gutes Herz, bewegen muß„ Das Gespräch wurde lebhaft, und gieng von Worten zu Beleidigungen. Der Officier fieng sie an. Er fand aber, daß der, den er als einen großmüthigen Freund gekannt hatte, am wenigsten der Mann war, der sich beleidigen ließ. Der unbesonnene Beleidiger versezte ihm einen Streich mit seinem Stocke; er fand

sich aber den Augenblick entwafnet, und lag unter den Füssen seines Gegners. Dieser war mit seinem Siege zufrieden; er zerbrach den Stock, und ließ seinen Gegner aufstehen. Er stand wüthend auf, und wollte den Degen ziehen. Mein Sohn faßte ihn, mit einer ungleich grössern Stärke, als die seinige war, um den Leib, schleppte ihn aus dem Saale, und warf ihn einige Stufen hinab. Er wollte seine Beleidigungen erneuren; aber der Gastwirth trat ins Mittel, und hies ihn sein Haus meiden. Er gieng zwar, aber in dem Entschlusse, seinen Feind zu erwarten.

Der besorgte Gastwirth hatte mir Nachricht von diesem Vorfalle gegeben. Ich sandte sogleich einige Zeilen an meinen Sohn, die meine ganze väterliche Liebe ausdrückten, ihm alles vergaben, und meine Ungeduld andeuteten, ihn nur wieder zu sehen. Diese neue Probe meiner Liebe überwand ihn; er wartete keinen Augenblick, meine Ungeduld zu beruhigen. Er hatte sich kaum einige Schritte von dem Gasthofe entfernt, als er sich von hinten zu durch die Seite gestochen fühlte: Meuchelmörder! rief der Unglückliche, und

sank nieder. Der Mörder war, durch Hülfe der Dunkelheit, entflohen. Er hatte noch die Kräfte um Hülfe zu rufen: und die Nachbarn liefen zusammen; ich erwartete, mit der Freude eines Vaters, dem sein verlorner Sohn wieder gegeben wird, seine Ankunft; ach! man brachte ihn mir, um ihn sterben zu sehen: statt meines Sohnes, empfing ich einen blassen Sterbenden, mit Blute befleckt. — Welch ein Anblick für einen Vater! Welch ein entsetzlicher Schmerz! meine Thränen wollten nicht fliessen; das Entsetzen hielt sie zurück; sie preßten mein gefoltertes Herz; ich sank bei dem Sterbenden hin. Man bemühete sich, uns zu ermuntern. Grausamer Dienst! ich erwachte zu mehr Quaal, als meine Feder beschreiben kann. Auch er schlug seine matten Augen auf, streckte seine Hände nach mir aus, bath mit den Thränen, die von seinen Wangen rannten, um Verzeihung; denn er konnte nicht reden. Sein vergoßnes Blut hatte ihn zu sehr geschwächet. Nach einiger Zeit bekam er wieder einige Kräfte: aber wenig. Die Aerzte hatten mir schon angekündiget, daß ich ihn verlieren würde. Er

wollte sich zu meinen Füssen werfen: ich umarmete ihn. Er weinte; er erzählte mir so viel er konnte; nahm Abschied von mir, bethete — Ach! mein Geliebter, meine Thränen löschen die Worte aus, die ich niederschreibe! Er starb in den Armen seines trostlosen, gequälten, unglücklichen Vaters, der nur noch lebet, um seinen Verlust einige Tage zu beweinen, um ihm bald zu folgen — Ja, ich werde ihm folgen! Der Gott, der meine Schmerzen sieht, wird mir Gnade erzeigen, wird mir die Ungeduld verzeihen, womit ich wünsche ihm zu folgen, wird die Tage meiner Betrübniß kurz machen!

Möchte er dich alle die Freuden erleben lassen, die ich erwarten konnte, und nicht genossen habe! — Ach! Freund, theurer Herzensfreund, was heißt das, einen Sohn so verlieren! Möchtest du es niemals erfahren! — Wehe den Kindern, wenn sie das Vertrauen gegen ihre Väter verlieren! wehe uns armen, unglücklichen Vätern!

XII. Brief.

Strato an seinen Sohn.

Zieh hin, mein Sohn! die Stimme des Vaterlandes ruft dich zu seiner Vertheidigung; eine Stimme, der ein tugendhafter Bürger alle andere Betrachtungen nachsezen muß. Man gehorchet ihr, leider! schon gar zu ungern, und suchet sich durch elende Sophismen von einer der heiligsten Verbindlichkeiten loszumachen, und den schwachen Funken des alten patriotischen Feuers völlig auszulöschen. Aber laß die Elenden, welche nicht Muth genug haben, ihr Leben für ihr Vaterland zu wagen und aufzuopfern, falsche Gründe und Einschränkungen ersinnen, und ihrem eigenen Stolze schmeicheln, um sich selbst ihre schändliche Feigheit zu verbergen. Dein Leben und dein Blut gehören dem Staate, wenn er sie fodert. Für ihn habe ich dich gezeuget, für ihn erzogen: denn er hat deinem Vater, er hat dir

selbst das Leben, das, ohne gesellschaftliche Hülfe, ein langes Elend seyn würde, angenehm gemacht. Alle seine Hände haben für deine Bequemlichkeit, Ruhe und Glückseligkeit gearbeitet. Deine Mutter gab dir das Daseyn, der Staat hat dir erst das Leben gegeben. Er hat dich in seinem Schooße verpfleget, er hat deine Bedürfnisse befriediget; er hat alle Freuden, alle Vortheile eines gesellschaftlichen Lebens über dich ausgegossen. Es ist billig, daß dem dein Leben geweihet sei, ohne dessen Hülfe es vielleicht nicht hätte bestehen können; oder doch nichts mehr, als ein unglückliches Daseyn gewesen seyn würde. Wenn anders die Dankbarkeit, wenn die Tugend überhaupt keine Chimäre ist: so verpflichtet dich die Dankbarkeit, deinen Staat mit eben so grosser Liebe zu schüzen, als deinen Vater.

Wie hat immer eine so edle Pflicht, die unsern Vätern so heilig war, bei ihrer Nachwelt so sehr in Vergessenheit gerathen; wie hat jener schöne Enthusiasmus, womit Patrioten unter einander eiferten, wer am ersten für sein Vaterland sterben wollte, so ganz in einer Zeit erlöschen können,

nen, welche wir uns getraun, eine gesittete, eine weise Zeit zu nennen? — Hat man etwa gefunden, daß der Eifer für das Vaterland nichts, als ein Chimäre, eine politische Erfindung, eine Art von Aberglauben war, welche die listigen Stifter der Staaten unter ihren Bürgern auszubreiten für nöthig fanden, um die Verfassung, welche sie entworfen, die Geseze, welche sie gegeben hatten, durch den Muth und das Leben anderer, aufrecht zu erhalten? Das will man uns einbilden. Aber alle die Gründe, welche man mit Mühe erfunden hat, es zu beweisen, sind elende Schlupfwinkel, in welche sich eine bis zur Niederträchtigkeit getriebene Liebe der Gemächlichkeit und des Lebens, eine feige Furcht vor der Gefahr, der Mühsamkeit, und dem Tode verstecket. Der Staat ist in unsern Zeiten zu milde, zu verschwenderisch mit seinen Wohlthaten, die er über uns ausbreitet; er hat uns üppig und eigennüzig gemacht; wir vergessen über dem Ueberfluß der Wohlthaten, die wir geniessen, den Wohlthäter und die Dankbarkeit. Die Musse und Ruhe, welche wir in seinem Schoose genies-

sen, haben unsere Begierden nach Vergnügen befeuret, und ihren Kreiß erweitert. Wir haben Künste, wir haben eine zahllose Menge von neuen Vergnügen erfunden, die uns das Leben angenehmer machen. Diese Liebe zum Leben ist endlich eine Sucht geworden. Eingenommen für Ruhe und Musse, hassen wir jeden Gedanken der Unruhe und Gefahr, welche ein so süsses Leben stören oder gar endigen könnten. So sind wir Zärtlinge geworden, und unsere Weichlichkeit ist in eine weibische Furcht vor Gefahr und Todt ausgebrochen. Man hätte über diese selbst erröthen müssen; man wollte sich die Scham ersparen, und suchete sie sich selbst zu verbergen; man hat daher angefangen zu zweifeln, ob wir dem Staate so viel schuldig wären; endlich hat man auch Gründe gefunden, sich davon los zu sagen. Aber können Beweise besser seyn, als die Quellen, woraus sie fliessen?

Was für Unternehmungen, mein Sohn, kann man von Weichlingen erwarten? Zu was für uneigennüzigen und grossen Entschlüssen ist derjenige fähig, der durch eine schamlose Eigenliebe die Ordnung der Dinge umkehret hat, und thö-

nicht genug ist, sich einzubilden, das Ganze sei wegen eines Theiles, und der Staat bloß seinetwegen? Damals, als noch ein einfältiges und mäßiges Leben den Geist des Patriotismus nährte; als abgehärtete Väter ihre Söhne auf der harten Erde schlafen, Hize, und Kälte ertragen, und bei mäßiger Nahrung alle stärkende Leibesübungen ausstehen lehreten; damals, als noch die Zauberstimme der Wollust die Stimme des Vaterlandes nicht übertönete; als man diese Stimme noch in dem Geseze, welches entweder zu überwinden, oder zu sterben befahl, deutlich zu hören glaubete; damals, als noch die Mütter ihre Söhne mit der Lehre ins Feld sandten: „mit, „oder auf deinem Schilde will ich dich erwarten! (*)„ damals konnte es noch ein Bürger begreifen, daß er des Staates wegen war. Er konnte es einsehen, daß ausser ihm noch etwas

(*) Es ist hier die Rede von der Erziehung der spartanischen Jugend. Wie die ganze Staatsverfassung das Absehen hatte, ein kriegerisches Volk zu erziehen, darf ich nicht erinnern.

sei, was ihm theurer seyn mußte, als sein geliebtes Selbst. Er konnte begreifen, daß ohne vereinigte Kräfte keine Stärke seyn kann, und daß er diese Stärke, welche auf jedweden Bürger Ruhe, Genuß des Lebens und Sicherheit ausgießt, durch den Zusaz der seinigen vermehren mußte. Die Stärke des Staates ist ein allgemeiner Schaz, zu dem ein jeder seine eigenen Kräfte in Zeiten des Krieges und der Gefahr auf Wucher ausleget, um in Frieden die Zinsen an Ruhe, Sicherheit und Vergnügen zu heben.

Oder sollen wir etwa glauben, daß die allgemeine Freiheit das einzige Gut war, was in jedem Bürger diesen brennenden Eifer entzündete, für sein Vaterland zu fechten, und zu sterben? Kann wohl eine Freiheit ohne Geseze bestehen? Und genießt der Tugendhafte, wenn er anders unter keinem Tyrannen ein Sklav ist, nicht in jedwedem Staate eine gleiche Freiheit? Der Lasterhafte und der Bösewicht allein ist nimmer frei: er hat allenthalben Geseze über sich, die er fürchten muß. Geniessen wir nicht eben die Vortheile, eine gleiche Ruhe, eine gleiche Sicherheit, einen gleich freien

Genuß

Genuß des Eigenthums! Ist nicht der Staat, in dessen Schoose wir diese geniessen, eben so gut unser Staat? Muß er nicht durch gleiche Mittel bestehen? Sinkt und erhebt sich nicht unser Glück, so wie er sinkt, oder steigt?

Die Bande, die uns mit demselben verbinden, sind dieselben; ja, vielleicht sind unsere Verbindlichkeiten, für seine Geseze, für seinen Flor zu fechten, noch grösser, als in denen Zeiten, wo die Bequemlichkeiten des Lebens weit geringer waren. Aber eben das, was unsere Liebe zum Vaterlande vermehren sollte, hat sie verlöschet. Der Ueberfluß hat uns zum Wohlleben, das Wohlleben zur Liebe zum Leben, zu einer weichlichen Furchtsamkeit, zum Abscheu vor Mühsamkeiten und Gefahren, verleitet. Und so sind wir durch einen schwelgerischen Genuß der Wohlthaten des Staates gegen den Wohlthäter undankbar geworden. Es ist nicht der Mangel der Freiheit, die wir unter Einem Herrn nicht haben; nein, es ist das Wohlleben, das wir unter ihm geniessen, was unsern Eifer für das Vaterland verlöschet.

O mein Sohn, laß nichts dich in denen Grundsäzen stören, die du von mir gelernet hast. Alle Einwürfe und Einschränkungen, welche dagegen gemacht werden, sind blosse Erfindungen einer schlechten Eigenliebe, einer verzärtelten Weichlichkeit, einer schimpflichen Furcht vor dem Tode. Die Liebe des Vaterlandes ist der Inbegriff aller gesellschaftlichen Tugenden. Wie wenig Tugend muß der Mann besizen, der sein Vaterland bloß um sich liebet! dessen Handlungen keine andere Triebfeder haben, als den Eigennuz, der um eben das Gold seinem Vaterlande dienet, um welches er es eben so willig verrathen würde! Deine Eigenliebe, deine persönliche Dankbarkeit mag deiner Liebe zum Vaterlande zu Hülfe kommen; sie wird vielleicht dadurch gewinnen: aber wenn sie auch nicht befriediget würde, so muß sie ihr doch niemals schaden. Das Vaterland geht allen vor. Ungeachtet unsere Liebe von einzelnen Personen ihren Anfang nimmt, und sich von unsern Aeltern auf unsere Verwandte, auf Freunde, auf Mitbürger, und so auf den ganzen Staat erweitert: so sollte doch der lezte in unserer Hochachtung der

erste seyn; weil er alle diese Verwandschaften und Verbindungen zusammen begreift.

Derjenige, der für sein Vaterland keine Liebe empfindet, kann keine von allen diesen in ihr begriffenen Verbindungen und Pflichten erfüllen. Er wird alle seine Dienste nach seinem eigenen Vortheile abmessen; er wird seinen Nebenbürger nur erhalten, wenn es seine Bequemlichkeit leidet; er wird den Armen unterstüzen, wenn sein eigener Vortheil nichts dabei verliert; sein Freund, sein Bruder, sein Vater werden sich umsonst von ihm Treue, Liebe und dankbare Zärtlichkeit mit Verläugnung seiner Eigenliebe versprechen.

O! sollten alle die glänzenden uneigennüzigen Tugenden, die jede Nachwelt bewundert, uns versaget seyn? Sollten wir nur die vortreflichen Beispiele, welche Sparta und Athen aufstellete, und der patriotische Römer nachahmte, vielleicht erreichte, für uns nichts mehr seyn, als die Denkmäler eines Todten, den wir verehren, aber nie wieder zu sehen hoffen? Sollten die weiten Schranken einer so herrlichen Laufbahn, sollte das grosse Feld, wo die Liebe zum Vaterlande Gelegen-

genheiten zu Thaten findet, für uns verschlossen seyn? Sollten wir nichts weiter können, als bewundern und beneiden? — Nein, mein Sohn! es kömmt alles auf uns an. Wir nennen es, nichts weiter können, wenn wir nichts weiter wollen. Du kanst mit gleich edler Verläugnung deiner selbst eine gleiche Tugend ausüben; kannst für dein Vaterland fechten; kannst seine Ruhe mit deinem Blute bezahlen.

Höre izt seine Stimme; es ruft dich. Tausende erheben ihre Stimmen, und fodern diejenigen zur Hülfe auf, die das Schwerdt zu ihrer Vertheidigung führen können. Es ist eine heilige Stimme: die Stimme der Greise, die nach mühsamen Jahren noch die wenigen Augenblicke, die sie zu leben haben, in Ruhe, ohne Mangel und Unterdrückung, zu leben wünschen; die Stimme der Mütter, die ihren Söhnen mit Gefahr und Schmerzen das Leben gaben, damit das ihrige sie dereinst beschüzen möchten; die Stimme der Säuglinge, welche die Hoffnungen, wozu sie geboren wurden, deinen Händen mit anvertrauen, und von dir die Erhaltung eines Lebens fodern, das sie dereinst

einst ihrem Vaterland schuldig seyn werden: es ist die Stimme aller Unglückseligen, welche sich selbst nicht beschüzen können, und ohne den Beistand ihrer Nebenbürger ein hülfloser Raub ihrer Feinde, und der Grausamkeiten des Krieges seyn müssen: sollten so viele umsonst rufen?

Dich wenigstens nicht, mein Sohn! Wenn keine andere Verbindungen dich nöthigen könnten, für dein Vaterland zu fechten; wenn auch die Liebe für das Vaterland nichts mehr, als eine Einbildung wäre; so würde doch dein Stand sie dir zu einer Pflicht machen. Dein Leben gehöret eigentlich dem Staate: es ist dein Beruf, für ihn zu fechten, und wenn es seyn muß, zu sterben. Du hast das Schwerdt von ihm genommen, du darfst es nicht niederlegen. Er hat dir das Blut bezahlet, was du vielleicht für ihn vergiessen wirst. Schone es nicht, wenn seine Noth es fodert; erinnere dich, daß es ein Schaz ist, der nicht dir, sondern ihm gehöret. Der Verzagte, der, seiner Pflicht uneingedenk, durch eine elende Flucht sein Leben rettet, rettet es bloß zur Schande, und stiehlt es einem Staate, dem er es verkaufet hatte.

Erin-

Erinnere dich, wen du in deinem Vaterlande zurücklässest! Freunde, die dich lieben. Verwandte, welche auf dich trauen, schwache Geschwister, welche für ihre Ehre zittern, einen grauen Vater, eine graue Mutter, welche dir dein Leben gegeben haben, um das ihrige zu vertheidigen, ihr ganzes Vermögen, die Unterhaltung in ihrem hülflosen Alter, die Hoffnung deiner Brüder, und dein eigenes Erbe!

Als meine Jahre mir noch erlaubeten, das Schwerdt des Vaterlandes zu führen, da stritt ich, indem ich mein Leben für die Sache meines Staates wagte, zugleich für diejenigen, welche die Verwandschaft des Blutes mit mir verband; für die, die dich gebahr, für deine Geschwister, und für dich. Izt, da das kraftlose Alter mir das Schwerdt aus der Hand windet, izt muß ich dir es übergeben; und es ist billig, daß du dein Leben für den wagest, der das seinige so oft für dich gewaget hat.

Streite demnach, mein Sohn für eine so heilige Sache. Ein Tropfen Blut ist wenig für den Lorber, der auf dem Felde der Ehre zu erfechten ist. Komm siegreich zurück; oder laß dein Leben

für dein Vaterland, mit denen, welche den Tod für seine Wohlfahrt nicht scheueten!

****

XIII. Brief.

Sophron an seinen Pflegesohn.

Ja wohl, es ist eine schwere Kunst, die Kunst glücklich zu seyn! Aber halte sie darum nicht für unmöglich, mein Sohn. Es sind Menschen gewesen, welche glücklich waren: und warum sollten nicht noch einige seyn? der Schöpfer, der uns alle nach einem Muster gebildet, und zu einem Zwecke erschaffen hat, ist gegen ein Geschlecht nicht partheyischer, als gegen das andere. Es muß entweder keiner glücklich seyn, oder alle müssen es seyn können.

Ich bin alt geworden, mein Sohn, und habe immer mehr Ursache gefunden, der Güte meines Schöpfers zu danken, als mich über seine Schickungen zu beklagen. Wenigstens führe ich ein glück-

glückliches Alter; und würde früher glücklich gewesen seyn, wenn die Erfahrung, welche die Jahre erst geben, mir schon in der Jugend hätten beistehen konnen.

Vielleicht kann sie dir nüzen, mein Geliebter: du blühest in den frohen Jahren der Jugend, und hast noch verschiedene Stufen des Lebens hinauf zu steigen. Ich will dir meine Bemerkungen und Gedanken aufzeichnen, und zu deinem Unterrichte nichts von dem verbergen, was ich empfunden, gedacht und erfahren habe. Die Vorsehung hat mich durch eine Mannigfaltigkeit von Zufällen hindurch geführet, in welchen ich die Mühsamkeiten und Freuden des Lebens übersehen konnte. Meine Betrachtungen, welche ich darüber angestellet habe, können dir nicht undienlich seyn, das deinige nach denselben besser einzurichten.

Die Kindheit ist ein sanfter Rausch, und verfließt meist unter angenehmen Empfindungen, davon aber eine die andere verlöschet. Sie ist wie ein schöner Traum, dessen man sich nicht mehr erinnert, so bald man erwachet. Sie ist das Alter der Freuden, die meistens unschuldig sind, und

Glück-

Glückseligkeit seyn würden, wenn man sich derselben recht bewußt wäre. Der Jüngling könnte glückselig seyn, wenn die Heftigkeit seiner Leidenschaften und Begierden ihm erlaubete, der Vernunft, welche bei ihm anfängt, ihre Kräfte zu entwickeln, die Zügel der Herrschaft anzuvertrauen.

Aber dieses Alter der Blüthe, welches die Natur, vielleicht vor allen andern, durch Stärke, Gesundheit, durch ein lebhafteres Gefühl, durch eine feurigere Einbildungskraft, und selbst durch eine Leichtsinnigkeit, die sich unangenehmer Eindrücke bald entschlägt, zur Glückseligkeit fähig machete, ist am seltensten glücklich, selbst dann, wenn es glaubet sehr glücklich zu seyn; oder seine eingebildete Glückseligkeit ist wenigstens eine unfruchtbare Blüthe, welche nach dem Frühlinge abfällt, ohne eine Frucht zu sezen. Und dürfen wir uns wundern, unglückliche Männer und Greise zu sehen, wenn die Jünglinge nicht glücklich waren? Diese haben, ohne glücklich zu seyn, nur Freuden genossen, welche die folgenden Alter zu beweinen haben.

Die Glückseligkeit muß sich über alle Alter ausbreiten, worinnen wir empfinden und denken.

Ihre Quelle muß reich genug seyn, einen Strom zu ergiessen, der nicht vor der Gränze unseres Lebens vertrocknet. Was heißt das: ich bin glücklich gewesen? Nein, du warest es niemals, wenn du es nicht noch bist! Du hast eine kurze Freude, eine frohe Aufwallung des Herzens, einen Traum für Glückseligkeit gehalten; du hast mitten in der Nacht das geschwinde Licht eines Blizes für den Tag angesehen.

Aber wer kann beständig glücklich seyn? Die Hindernisse sind zu mannichfaltig. — Wenn wir mit einer gesezten Vernunft die unzählbaren Zufälle betrachten, denen unser Leben unterworfen ist, so sollte man sich beinahe verwundern, nicht, daß der Mensch nur unglücklich sei, sondern daß er nur eine einzige Stunde mit Vergnügen leben kann. Was kann uns nicht schädlich seyn! Von aussen, die Welt, die Menschen, die Zufälle, der Mangel, der Ueberfluß selbst: von innen, unsere Begierden, unsere Leidenschaften, unsere Irrthümer, unser eigenes Herz, unser Haß, und selbst unsere Menschenliebe. So viele Schritte, so viele Gefahren; tausend Sorgen, tausend Schmerzen,

für eine einzige Freude! Einer, wird von sich selbst, der andere von der Welt, noch einer von Zufällen gequälet.

Elendes Leben, wenn man die Welt aus diesem Augenpunkte allein betrachtet! — Aber es ist vielleicht wichtig für uns, sie daraus zu betrachten, um unsere Begriffe von der Glückseligkeit darnach zu bilden, und unser Herz gegen alle diese Schmerzen zu bewaffnen.

Folge mir, mein Sohn! mit deinen Gedanken. Ich will dich durch eine Mannichfaltigkeit von traurigen Scenen führen, und dir die Welt in einer melancholischen Aussicht vor Augen stellen. Wenn wir so das Leben kennen lernen; so fangen wir an, einzusehen, was wir von demselben erwarten können. Wir fangen an, an dem gemeinen Systeme von der Glückseligkeit zu zweifeln; wir entwerfen uns einen ganz andern Plan, und hüten uns entweder vor den zufälligen Bekümmernissen, oder wenn wir sie nicht verhüten können, rüsten wir uns wenigstens mit einer Standhaftigkeit gegen dieselben.

Derjenige, der auf der Welt eine vollendete Glückseligkeit erwartet, muß sehr wenig um sich gesehen und gedacht haben, oder er muß sehr kurzsichtig seyn. Die Natur läßt uns deswegen nicht lange im Zweifel. Schon bei unserer Geburt giebt sie uns eine entscheidende Gewisheit. Sie wirft uns nacket und hülfloß in die Welt. Thränen sind unsere einzige Sprache, wodurch wir unsere Bedürfnisse ausdrücken, die Herzen der Menschen rühren, und ihre Hülfe erflehen können. Wir würden verloren seyn, wenn eben die Natur nicht, mit so vieler Weisheit und Güte für uns, Menschenliebe und Erbarmen in die Herzen unserer Nebenbürger gelegt hätte.

Als Kinder stehen wir nur mit einem sehr geringen Theile der Welt in Verbindung: aber diese Verbindung nehmen mit den Jahren zu, so wie unsere Leidenschaften, Kräfte und Bedürfnisse zunehmen. Wir treten dann in neue Verhältnisse; wir werden Freunde, werden Bürger einer grossen Gesellschaft, werden zärtliche Männer, werden Väter. Unsere Pflichten erweitern sich mit unsern Verhältnissen, und unsere Sorgen

mit

mit unsern Pflichten. Alle diese mannichfaltigen Verbindungen geben unserem Herzen seinen Antheil, fodern unsern Verstand auf, und eröffnen unsern Kräften ein weites Feld von Beschäftigungen.

Was für Quellen der Bekümmerniß, der Schmerzen, der Unzufriedenheit! Unser Herz kann uns hintergehen; unser Verstand kann irren; unsere Kräfte sind eingeschränkt; der Erfolg steht nicht in unserer Gewalt. Alle unsere Leidenschaften, alle unsere Begierden, scheinen sich wider unsere Glückseligkeit zu empören. Wir begehren, wir wünschen, wir schmachten. Sollen wir unsern Durst löschen? Die Reue wird nachfolgen! Sollen wir unsere Begierden überwinden? Welche Verläugnung!

Eine unbefriedigte Liebe, ein unbefriedigter Zorn, naget an unserem Herzen, und vertreibt alle Ruhe aus demselben. Umsonst saget uns unsere Vernunft, daß wir uns so nur die Quaalen eines beleidigten Gewissens ersparen. Es ist ein schlechter Trost, wenn wir erkennen, daß wir noch unglücklicher seyn könnten, als wir in der That sind.

Warum müssen uns diese gewaltigen Leidenschaften quälen, wenn wir sie nicht befriedigen können, ohne Gefahr, dereinst noch mehr gequält zu werden? Die Befriedigung der Rachbegierde hat etwas süsses, etwas angenehmes, wenigstens in dem Augenblicke, wo wir uns rächen. Sollen wir uns nicht diesen einzigen angenehmen Augenblick erlauben? Freilich, wir sehen voraus, daß es uns reuen kann: aber wir sind doch unglücklich, so lange wir sie nicht befriediget haben. Eine zurückhaltende Rachbegierde kehret die Schärfe ihres Dolches auf uns selbst, und läßt uns alles das empfinden, was wir unsern Feind nicht empfinden lassen wollen.

Und wie oft haben wir nicht Gelegenheit, zu begehren, ohne erhalten zu dürfen; zu lieben, ohne unsere Liebe; zu verachten, ohne unsere Verachtung; zu zürnen, ohne diesen Zorn; zu hassen, ohne diesen Haß ausbrechen zu lassen! Lauter Feinde unserer Ruhe, die mitten in uns selbst, in unserem eigenen Herzen geboren werden! Unglückliches Leben, wenn man fast beständig zu kämpfen, oder beständig zu bereuen hat!

Aber

Aber nicht nur unsere Eigenliebe, nicht nur diese heftigen Leidenschaften, die sich wider andere empören; auch die wohlthätigen Neigungen, unsere Menschenliebe selbst, machen uns unglücklich. Je weicher unser Herz ist, desto grösser ist unsere Empfindlichkeit; je allgemeiner unsere Menschenliebe ist, desto mehr geben wir den Schmerzen Blösse unser Herz zu verwunden. Wir leiden durch sie, in tausenden. Oder sind die Thränen, die ein Vater über sein Kind, der Gatte über seine Geliebte, der Bruder über den Bruder, der Freund über den Freund, der Bürger über den Nebenbürger, weinet, nicht wahre, nicht herzliche Thränen?

Welch eine weite Aussicht über Scenen des Jammers, woran mein Erbarmen, mein zärtliches Herz mich Theil nehmen heißt, eröffnet sich hier! O Natur! o Natur! warum hast du mich zärtlich, mitleiden, empfindlich gebildet; wenn ich unter den zahllosen Zufällen des Lebens glücklich seyn sollte! Alles zieht mich in seinen Fall! Ich beantworte Seufzer mit Seufzer, Thräne mit Thräne!

Ich hatte mir durch Sorgen und Mühe die Hofnung verdienet, die Freuden eines Vaters zu geniessen: Zufall, oder Krankheit, oder eine Ausschweifung, reißt meinen Sohn, den Liebling meines Herzens, die Hofnung meines Alters, aus meinen Armen! ich sehe ihn leiden, sehe ihn mit dem Tode ringen, und kann ihn nicht retten. Meine Geliebte, in der ich meine Glückseligkeit zu finden hoffte, läßt sich von einem Verräther verführen, beschimpfet mich, und drücket einen Dolch in mein Herz. Oder ich selbst bin glücklich: aber mein geliebter Bruder leidet. Ich sehe ihn im Elende, empfinde alle seine Schmerzen, und vergesse mein günstiges Schicksal. Bald verfolget mich ein hämischer Feind, ich leide unschuldig; bald stirbt ein Freund in meinen Armen, mit dem ich mein Herz und mein Glück theilete. Ich vermisse ihn; meine Thränen fodern ihn zurück; ich kann meinen eigenen Wohlstand, alle die Vergnügen, welche das Schicksal mir geben will, nicht mehr geniessen; sie sind mir unschmackhaft, wenn ich sie nicht mit ihm getheilt geniessen kann.

Alle die Verbindungen des Blutes und des Herzens werden Quellen von Schmerzen, die niemals vertrocknen. Wenn ich so die Welt übersehe, und zwar mit einem Herzen, welches empfindet, ach! welche Gegenstände des Mitleidens und der Bekümmerniß! Welche Schaaren von Leidenden, in denen allen ich zugleich leide! Soll ich mein Herz überall vor der Stimme des Kummers verschliessen? Es ist unmöglich; die Natur hat mich nicht so gebildet, sie gab mir ein Herz, das empfinden sollte. Ich muß Mitleiden empfinden; ich muß den Kummer mit andern theilen; ich bin ein Mensch, bin mit allen andern Gliedern meiner Gesellschaft verbunden; ich kann ihrer Hülfe nicht entbehren; es können Zeiten kommen, wo ich selbst sie um dieses Mitleiden anflehen, wo ich ihre Hülfe mir erbitten muß. Oder soll ich mit jenem Thoren aus der Schule des Zeno meine Zuflucht zu einer albernen Verhärtung nehmen, die der menschlichen Natur gerade entgegen ist? Soll ich mit Thränen im Auge, oder soll ich, indem ich die Zähne zusammen beisse, doch wider meine eigene Empfindung lügen, der Schmerz sei kein

Uebel? Empfinde ich darum weniger, oder kann ich mir nur einbilden, weniger zu empfinden, weil ich mir vornehme, nicht zu empfinden? Meine Thränen fliessen ins geheim, und mein gequältes Herz strafet meine falsche Zunge Lügen.

Ich müßte in einer Einöde leben, um das nicht zu sehen, was ich sehe, um das nicht zu empfinden, was einen Eindruck auf mein Gefühl machet, um das nicht zu hören, was andere klagen oder erzählen. Hier drücket ein mächtiges Unrecht die Unschuld, und der Lasterhafte sezet seinen eisernen Fuß auf den Nacken der gebeugten Tugend. Der Frevel triumphiret, die Geseze schweigen, die schuzlose Unschuld weinet gen Himmel. Soll ich, kann ich ihr die Thränen versagen, die mein Herz mir gebiethet, ihr zu geben; kann ich mich des Zornes gegen eine Ungerechtigkeit erwehren, vor welcher mir die Natur einen Abscheu eingepflanzet hat?

Dort schleicht ein unglücklicher Irus; bleich, zitternd, gleich einem, der aus dem Grabe zurück kehret, in zerrissenen Lappen, die seine Blösse nur halb bedecken. Ein Stecken trägt seine matten Glieder. Der Hunger führet ihn von Thüre zu

Thüre

Thüre. Die Ueppigkeit schlägt voll Eckel die Augen von ihm weg, wirft ihm ein armseliges Almosen zu, und heißt ihn gehen. Er hat keine Verwandte, er hat keinen Freund, die Welt ist für ihn eine Einöde. Unter dem freien Himmel ist die Erde sein Bette; ihn senget im Sommer die Sonne; ihn treffen alle Ungemächlichkeiten des rauhen Winters. Er lebet in einer verlassenen Dunkelheit, sich selbst und seinen Nebenbürgern eine Last; und stirbt, weniger bemerket, weniger bedauret, als manches Vieh, welches die Eitelkeit, oder die Thorheit der Menschen pfleget. Ist es Tugend, sich von seinen Schmerzen rühren zu lassen, ist das Mitleiden mit seinem Unglücke, eine edle, eine menschliche Empfindung; so muß selbst meine Tugend meine Ruhe stören, und meiner Glückseligkeit Hindernisse in den Weg legen.

Aber wer sind denn diese Menschen, in deren Gesellschaft ich mich befinde? Wenige sind durch das Band des Blutes, einige durch Freundschaft mit mir verwandt; die übrigen verbindet entweder ein wechselseitiges Interesse, oder nur das allgemeine Band der Gesellschaft mit mir. Die ersten

be-

beunruhigen mich, indem sie selbst leiden; die übrigen suchen oft mein Unglück, um sich zu freuen.

Der Eigennuz, der Geiz, der Neid, die Feindschaft, liegen wider meine Ruhe zu Felde: und machen mir ein Leben, welches noch erträglich seyn könnte zu einer Last. Izt naget die Verläumdung mit giftigen Zähnen an meiner Ehre, und zerstöret in einem Augenblicke den Ruhm, den ich mir durch Jahre von Sorgen und Arbeit erworben hatte. Izt spielet der Betrug seine Ränke, um mir ein Vermögen zu rauben, das ich mit meinem Schweisse verdienet hatte; izt strecket die Ungerechtigkeit ihre grausamen Fäuste nach meinem Eigenthume aus; izt stürzet die Nachbegierde den Entwurf meiner ganzen Glückseligkeit um.

Zufälle kommen diesen Feinden meiner Ruhe zu Hülfe. Wohin ich sehe, finde ich Gefahr oder Feinde; und wenn ich dem Unglücke selbst entgehe; so ist doch die beständige Furcht, die ängstliche Sorge, die folternde Unsicherheit, welche mich umringet, groß genug, alle Freuden von mir zu verbannen, und jede Freude meines Lebens zu verbittern. Wer zählet die namenlose Zufälle, denen

wir

wir unterworfen sind? Krankheiten, Seuchen, Stürme, Ungewitter, Flammen, Gewässer, Krieg, — welche zahllose Schaaren von Feinden!

Der Krieg allein fasset alles Weh zusammen, und stellet uns das mannichfaltige Unglück der Menschen auf einem einzigen Schauplaze vor. Verwüstete Städte, verheerete Aecker, erschlagene Tausende, verarmte Bürger, erwürgte Söhne, weinende Mütter, seufzende Wittwen, verlassene Waisen, gedrückte Unschuldige — wie viel Gegenstände unsers Erbarmens und unserer Thränen, wenn wir auch selbst in Sicherheit, nur aus der Ferne, der Wuth des Krieges zusehen! Und wehe dem, den sie trift! Kann unter so zahllosen Dornen der Schmerzen und Sorgen die Glückseligkeit aufblühen?

Ich gestehe es, mein Geliebter, die Uebel des Lebens sind nicht zu zählen. Es ist nüzlich, die Welt und das Leben zuweilen aus diesem melancholischen Gesichtspunkte zu betrachten, um sein Herz von einer thörichten Liebe zu ihrer blendenden Herrlichkeit zu entfesseln; und sich einen ganz andern Entwurf von der Glückseligkeit zu machen, der

auch mitten in diesen zahllosen Uebeln Stand hält. Allein, eine solche immer wiederholte Betrachtung würde uns endlich zur Verzweifelung bringen, und ungerecht gegen den Schöpfer machen.

Die Uebel, die Ursachen von Gram und Sorgen, sind nicht zahlloser, als die Gelegenheiten der Freuden und der Ruhe: laß uns beide in eine Wage legen; wir werden bald das Uebergewicht der lezten bemerken. Unter diesem Unkraute wachsen Blumen genug, mein Sohn; und selbst die Dornen, selbst das Unkraut, sind nicht ohne alle Blüthe.

Alles besteht durch den Wechsel; alles, was selbst veränderlich ist, liebet die Veränderung. Eine ewige Bewegung würde nichts verdrüßlicher seyn, als eine beständige Ruhe. Die Freude selbst könnte ohne Veränderung nicht Freude bleiben. So wenig eine Landschaft, ohne Mannichfaltigkeit, wo alles grünet, oder alles blühet, das Auge lang vergnüget, wenn das Schöne nicht hier gegen einen unfruchtbaren Hügel, dort gegen ein Sandfeld, dort wiederum gegen wilde Dornstauden, oder entblätterte Eichen abgesezet ist: so wenig könnte eine beständige Freude ein dauerhafters Vergnügen erregen,

wenn

wenn sie nicht oft unterbrochen würde, und durch untermischte Sorgen und Bekümmernisse ihre Reizungen erhielte. Regenwolken und Gewitter verdunkeln den Himmel, und verstellen das Angesicht der schönen Natur: aber sie tränken die durstige Erde, und arbeiten an der Verschönerung der Natur, indem sie sie entstellen. Eben so sind Schmerzen ein Uebel, das ein grösseres Gut hervorbringt.

Das Unglück der Menschen, mein Sohn, besteht nicht so sehr in der Empfindung des Uebels, als in dem Misbrauche der Freuden. Sie könnten selbst Vergnügen aus den Uebeln ziehen: aber sie machen sich vielmehr ihre Vergnügen zum Kummer.

XIV. Brief.

Sophron an denselben.

Ich kann dir die sanfte Entzückung nicht verschweigen, welche neulich meine ganze Seele einnahm. Die Sonne gieng eben auf, als ich mich auf einen Hügel sezete, um die Natur in ihrer ver-

jüngten Schönheit zu betrachten. Welch ein froher Anblick! Ich sah vor mir eine weit ausgedehnte, noch halb schlummernde Landschaft. Ein dünner Nebel lag, wie durchsichtiger Flor, über der stillen Fläche, und verbarg die Hälfte der mannichfaltigen Gegenstände. Die Gipfel der Wälder, und die entfernten Hügel lagen, wie in einer Dämmerung, in schwach gezeichneten Gestalten, und erwarteten die Stralen der Sonne, um aus dem Vorhange der Nebel hervor zu treten.

Indeß prangete der östliche Himmel in mannichfaltiger Pracht. Rosenrothes Gewölk umgürtete den halben Horizont; und ein blendender Glanz, gleich dem Glanze vom geschmolzenen Golde, glühete zwischen den Gewölken. Bald darauf trat die Sonne aus den schimmernden Wolken hervor, und warf die ersten frohen Stralen auf die erwachende Landschaft. Izt zerrissen die grauen Nebel, die wie ein Vorhang die Fläche der schönen Erde bedecketen, und zogen sich hier und dort in kleine Wolken zusammen. Die Gipfel der waldichten Hügel traten hervor, von den ersten Stralen der Sonne vergüldet; die graue

Decke fiel zu ihren Füssen hinab, und wallte, gleich einem Rauche, über dem Thale. Die Haine standen in frischer Schönheit empor, und güldene Thautropfen schimmerten auf ihren feuchten Blättern, mit welchen ein sanfter Morgenwind spielte. Die Bäche schlungen sich unter einem durchsichtigen Dampfe durch die Thäler; und hie und da wallte ein kleines Gewölk über dem Felde.

Aber bald erschien ein Gegenstand nach dem andern; die Gestalten entwickelten sich, die Nebel verschwanden, und izt lag die ganze Fläche in ihrer tausendfachen Schönheit vor meinen Augen. Welch ein Anblick! Tausend blizende Thautropfen, von der Sonne vergüldet, zitterten auf dem gebogenen Grase. Zu meinen Füssen murmelte ein eilfertiger Bach, und eilte durch wankende Blumen und Rohr, ins Feld. Hier dehnte sich ein vertieftes Thal aus, wo brüllende Rinder im hohen Grase wadeten; dort bildete ein alter Eichenwald eine ehrwürdige Dunkelheit. Ein sanfter Wind lief über die grüne Ebene, und vor ihm her flossen Wogen über den wallenden Teppich. Die wankenden Aehren des Feldes schlugen mit an-

angenehmen Gelispel aneinander, und lange unabsehbare Felder schienen, gleich einem bewegten Meere, zu wallen. Begeisternde Gerüche aus tausend Blumen, die sich izt am Sonnenstrale eröfneten, düfteten mir in jeder Luft entgegen, die mich anhauchte.

Ich saß auf einer mit Moos bewachsenen Wurzel einer Eiche, und betrachtete, mit inniger Freude und Ruhe der Seele, diese schöne Landschaft. Eine harmonische Mannichfaltigkeit; ohne Ordnung regelmäßig, ohne Kunst schön! Ich sah hier Vergnügen mit Nuzen, und Pracht mit Nothdurft verbunden. Reichthum und Schönheit schienen mir gleich verschwenderisch auf die weiten Fluren ausgegossen. Güldenes Getreide, die Hoffnung und Freude des Schnitters, versprach hier dem Fleisse die Schäze des Jahres; und dort trug der Herbst, über Gebüsche, Aehren und Hecken sein fruchtbeladenes Haupt empor. —

Für wen ist dieser Reichthum; für wen sind diese mannichfaltigen Schönheiten erschaffen? sagete ich zu mir. Die Heerde, die dort friedfertig im Thale weidet, und ihre Dankbarkeit für die

Fülle brüllet, welche die Hand der Natur für sie ausgesäet hat, genießt nur einen kleinen Theil von allem, was die Erde in ihrem Schoose trägt. Auch ist sie dem Gebothe des Menschen unterworfen; die Natur nähret sie für ihn, er entscheidet über ihr Leben.

Wie zufrieden irret sie indeß durch die Kräuter des Thales! Wie scherzet der Vogel unter den Zweigen des Waldes, und singt frohe dankbare Töne — Ist nur der Mensch unzufrieden? Hat der Schöpfer diese Welt so schön, so reich erschaffen; hat er dem Menschen alles unterworfen, um ihn unglücklich zu machen? — Ist dieses die Welt, die sich von einer andern Seite aus einem so melancholischen Gesichtspunkte betrachten läßt? Ist dieses die Welt, worinn man unglücklich seyn kann?

Dieses, mein Geliebter, waren meine ersten Gedanken, als ich aus der Entzückung, worinn ich mich über diesen Anblick verloren hatte, zurück kam. Ich verfolgete den Gedanken, und suchete die mannichfaltigen Quellen der Freude auf, die sich uns darbiethet; ich verglich sie mit den mannichfaltigen Uebeln des Lebens; und diese dünkten

mich nur das zu seyn, was in einem Gemälde der Schatten, oder in einer schönen Landschaft einige wüste Sandflecken, ein unfruchtbares Gebirge, oder ein schrecklicher Abgrund ist. Jener erhebt das Licht, und diese tragen durch Mannichfaltigkeit zur Schönheit bei.

In eine so schöne, so reiche Welt gesezet, die mehr, als den Hunger mehr, als den Durst, befriedigen kann; mit so vielen Kräften ausgerüstet, das Schöne zu empfinden, das Nüzliche zu geniessen: wie kann der Mensch unglückselig seyn? — Und dennoch ist er es. Laß uns betrachten, mein Sohn, wodurch er es ist; und laß uns betrachten, wie glücklich er seyn könnte.

Welch ein reicher Vorrath von Vergnügen liegt nicht in den Ergözungen der Sinne! Die Sinne sammlen von den äussern Gegenständen die Freuden, und führen sie dem Herzen zu. Unsere Empfindungen sind mit den äusserlichen Vorwürfen gleich gestimmt, und entsprechen den Eindrücken, die sie auf unsere Sinne machen. Was für Ströme von Ergözungen ergiessen sich bald durch das Auge, bald durch das Gehör in unsere

Seele!

Seele! wie viele Freuden biethen sich ihr durch den Geruch, den Geschmack, das Gefühl, an! Jeder Empfindung hängt sich eine sanfte Leidenschaft an, die mich in eine süsse Unruhe versezet. Ich sehe auf dem mannichfaltigen Schauplaze Ordnung, Schönheit, das Erhabene, das Wunderbare, das Neue. Eine sanfte Entzückung verbindet sich mit meiner Empfindung, und bricht in eine vergnügende Bewunderung aus. Jedes Gesang der Vögel, jeder rieselnde Bach, jedes sanfte Geräusch säuselnder Winde, jeder Duft, den mir die Luft entgegen hauchet, jeder Athem des Zephyrs, der eine angenehme Kühlung um mich ausbreitet, erreget ein stilles Vergnügen in mir, und wieget meine Seele in ein süsses Nachdenken ein.

Voll von diesen Empfindungen verlasse ich endlich den Schauplaz: aber sein Bild bleibt noch immer in meinen Gedanken zurück. Es hat sich meiner Einbildungskraft tief eingepräget, und sie verwahret mir den ganzen Schaz von Freuden, wenn die Gegenstände sich gleich meinen Sinnen entzogen haben. Ich bin immer Besizer davon;

ich kann alle diese Freuden wieder geniessen, so oft ich will. Ich rufe die angenehmen Bilder wieder hervor, und sie gehorchen mir: ich schaffe meinen Himmel um mich her, und überlasse mich meiner sanften Entzückung.

Aber wie weit verbreitet sie sich durch die Nachahmung! Die Seele betrachtet nicht nur, sie ahmet auch nach. Sie schaffet sich nach den Originalen der Natur andere Kunstwerke; und ergözet sich über ihre eigene Schöpfung. Die Malerei, die Tonkunst, die Dichtkunst, und alle ihre verwandten Künste, eröfnen einen neuen Reichthum von Schäzen, und vermehren den reichen Vorrath der Vergnügungen der Natur.

Doch das sind erst sinnliche Ergözungen; die Seele bleibt nicht bei dem Körperlichen stehen. Wenn sie alle Gebiethe der Natur durchzogen, und wie die Biene, von allen Fluren Honig der Erkenntniß zurück gebracht hat; so steigt sie höher, und eröfnet sich eine ganze neue Welt. Der Verstand allein führet sie durch die ätherische

Bahn

Bahn zu der Gesellschaft der Geister. (*) Der Geist, der Geist allein enthält die Quellen des Schönen und des Erhabenen. Hier sizen die Grazien, Hand in Hand, oben an. Hier ladet die himmlische Venus, von ihrem Throne, die Seele mit göttlichen Blicken zu unvergänglichen Vergnügungen ein. Durchschaue die weite Natur bis in die Ordnung der Planeten, der Sonnen und der diamantenen Sphären, die durch das unermeßliche Leere unerschüttert sich wälzen, und sage, o Mensch! entzündet wohl diese geraume Scene deine grossen Gesinnungen mit solcher Majestät, mit einem so erhabenen Feuer, als der Anblick eines Patrioten, der sich für sein Volk aufopfert? Ist etwas in allen bethanten Landschaften des Frühlings, in den glänzenden Augen des Hesperus, oder des Morgens, das so schön ist, als tugendhafte Freundschaft; als die Schamröthe des Redlichen, der mit dem Schicksale kämpfet, gerecht zu seyn; als die reizende Zähre, die bei an-

(*) Siehe Akinside's Pleasures of Imagination, im ersten Buche, woraus diese Stelle Stückweise entlehnet ist.

derer Weh fließt? — Was sind die äusseren Gestalten, damit die rauhe, sich selbst nicht fühlende Materie umgeben ist? Was ist die Grösse der Masse, oder die Symmetrie der Theile? Ihr Eindruck ergözet das Herz nicht lange. Er berühret mehr die Fläche, wird allmählig schwächer die Reizungen werden stumpf, und der langwierige Anblick ermüdet bald das schmachtende Auge. Ganz anders sind die moralischen Wesen beschaffen; ganz anders die Kräfte, die Genie und Absichten besizen. Hier erblicket die ehrbegierige Seele sich selber.

Hier tritt sie zu den Quellen sittlicher Vergnügungen, und betrachtet die sittliche Schönheit. Die Gegenstände ihrer Beschäftigung sind von einer erhabenen Natur: hier ist nicht mehr Betrachtung der Gleichförmigkeit, Verschiedenheit, oder Aehnlichkeit, oder Symmetrie der Theile in körperlichen Gegenständen, ihrer Beziehungen auf einen Zweck, ihrer Neuheit, oder Grösse; sondern Betrachtung der Ordnung, der Beziehungen der Seelen gegen einander. Sie erforschet ihre wechselseitigen Neigungen, ihre verschiedenen Handlungen,

lungen, ihre Charaktere. Diese Begriffe sind ihrer Natur näher verwandt, und haben ungleich höhere Reizungen für sie, als alle andere. Durch diese Beschäftigung bildet sie ihren sittlichen Geschmack. Die moralische Schönheit sezet sie in die höchste Entzückung, derer sie nur fähig ist. Mit welcher hinreissenden Gewalt wirken nicht Menschenliebe, Großmuth, Standhaftigkeit und alle Tugenden auf sie! Hochachtung, Gewogenheit, Dankbarkeit, Bewunderung, Liebe und alle süsse Regungen einer Seele, die sich zu einem moralichen Geschmacke erhoben hat, rühren sie wechselsweise.

Welche Entzückungen liegen in der Erkenntniß der Wahrheiten? Welche Freuden in dem Geschmacke an dem sittlichen Schönen, Grossen, Erhabenen? In den wohl geordneten Leidenschaften; in den gesellschaftlichen Tugenden; in Freundschaft und Liebe?

Selbst die Zufälle des Lebens, mein Sohn, geben diesen Vergnügungen neue Zusäze. Das Unglück, das wir selbst beweinen, giebt uns Gelegenheit, die schöne Seele, das Mitleiden, die

Liebe unseres Freundes zu erblicken, und uns in dem Augenblicke, wo uns ein körperliches Uebel niederschlägt, an einem sittlichen Guten zu ergözen. Die standhafte Seele, die sich unter der Schwere ihres Unglückes muthig empor hebt, und mit unerschüttertem Entschlusse auf ber Bahn der Tugend fortgeht, ist ein Anblick, den die gesammte Schönheit der sichtbaren Natur nicht schöner gewähren kann.

O! nein, wir sind deswegen nicht unglücklich, mein Sohn, weil die Uebel im Leben zahlreicher sind, als die Freuden. Wir sind es deswegen, weil wir uns einige Freuden, durch einen unvernünftigen Genuß, selbst zu Uebeln machen, und zu träge sind, zu den andern hinauf zu steigen.

XV. Brief.

Sophron an denselben.

Der Mensch lebet in dieser Welt, um sich zu einer andern die nöthige Erkenntniß zu erwerben. Er ist nicht ganz glücklich: aber er soll sich zu einer höhern Glückseligkeit vorbereiten. Inzwischen soll er doch so glücklich seyn, als es sein eingeschränkter Zustand leiden kann. Er soll hier Begriffe sammlen, und seine Kräfte entwickeln: und die Uebel selbst sollen ihm zu dieser Absicht behülflich seyn; sie sollen ihn eine Weisheit lehren, die er unter ununterbrochenen Freuden nicht lernen könnte.

Seine Kräfte bestimmen die Absicht, wozu er hier lebet, und die Beschäftigung, worinn er schon hier seine Glückseligkeit zu suchen, anfangen soll. Er hat nur eben so viel körperliche Kräfte empfangen, als ihm nöthig waren, die Sicherheit und Bequemlichkeit dieses Lebens zu befördern.

dern. Wie viel grösser sind nicht die Kräfte seiner Seele! An jenen übertreffen ihn die Thiere; und nur die lezten sezen seine Schwachheit in den Stand, über alle zu herrschen. Er würde, ohne sie, ein Raub alles dessen seyn, was ihm izt gehorchen muß.

O! mein Sohn, wie kann er sich denn in einer Wahl irren, die ihm so deutlich bestimmt ist? — Er ist unglücklich? Warum? Er entwirft sich ein falsches System von der Glückseligkeit, mit dem sein Beruf so wenig übereinstimmet, als ein Leben, das so vielen Zufällen unterworfen ist: und dann klaget er über diese Zufälle, die seinen Traum, seine seltsame Chimäre zerstören.

Die sinnlichen Ergözungen sind nur Ermunterungen zu fleißiger Betrachtung. Wir würden die Welt wenig betrachten, wenn ihre Gegenstände nicht angenehme Empfindungen in uns erregten. So werden wir gleichsam durch das Vergnügen auf den grossen Schauplaz gezogen, um uns die ersten Begriffe zu sammeln. Begriffe gehen voran; Urtheile und Schlüsse sollten nach-

folgen.

folgen. Aber wir bleiben bei dem ersten Vergnügen der Sinne stehen; wir überlassen uns den süssen Empfindungen; wir fangen an, die Gegenstände, die sie erregen, zu lieben, sie zu wünschen; unsere Begierden gebähren Leidenschaften, und wir lassen uns verführen, in der Befriedigung dieser Leidenschaften unsere Glückseligkeit zu suchen. Da, da ist die Quelle der Unglückseligkeit!

Die mannichfaltige Einrichtung der Seelen machet, daß die sinnlichen Gegenstände auf verschiedene verschieden wirken; verschiedene Leidenschaften müssen darauf erfolgen. Vielleicht aber sind von allen folgende die Hauptleidenschaften, unter welchen sich die übrigen begreifen lassen: Begierde nach Ehre, nach Reichthum, nach Vergnügen. Nach diesen läßt sich das ganze menschliche Geschlecht abtheilen; diese sind die Hauptsach in dem Entwurfe, den sie sich von der Glückseligkeit machen.

Es ist wahr, das gemeine Auge läßt sich durch den Glanz dieser weltlichen Güter blenden. Den Begriffen von Reichthume haben sich Neben-

begriffe

begriffe angehangen, die seinen Werth ungemein erhöhen. Man ist gewohnt, nicht an den Reichthum zu denken, ohne Ueberfluß, eine Abwesenheit von Sorgen und Schmerzen, und ein reiches Maaß von allen Vergnügungen zugleich zu denken. Die Thorheit der Eigennüzigen, und die Seufzer der Armen, die zu schwach sind ihre Armuth zu ertragen, haben dem Reichthume ein Ansehen gemacht, und eine Glückseligkeit beigelegt, die der Reiche selbst nicht empfindet. Denn laß uns nur sehen, worinn seine Glückseligkeit besteht. Fang von den Mitteln an, wodurch er gemeiniglich erworben wird, und höre bei den höchsten Freuden auf, die er gewähret, wenn man ihn erlanget hat.

Die Begierde reich zu werden, sezet den Sklaven den sie eingenommen hat, in die gefährlichsten Stellungen, wo er Ruhe, Unschuld und Gewissen aufzuopfern, in Gefahr steht: sie stürzet ihn zu oft in einen Kampf mit der Menschenliebe und Billigkeit. Hier muß er die Einfalt betriegen, dort sein Herz gegen die Thränen der Leidenden verhärten; hier muß er die Dienste

der Menschenliebe versagen, dort muß er mit Gewalt erpressen, was er durch List nicht erhalten kann. Niederträchtigkeiten und Bosheiten, Vervortheilung, falsche Versprechen, Verrätherei, Meineide, Meuchelmord, das sind die Vorbereitungsmittel zu derjenigen Glückseligkeit, die der Durst nach Reichthum zu erwerben suchet. Ohne Durst nach dieser Glückseligkeit würde sich kein Hortensius von Betrügern in ein falsches Testament eines Verstorbenen, der nicht wußte, ob ein Hortensius war, haben einschieben lassen (*); ohne Durst nach dieser, würde Septimulcius den abge-

(*) Cum admodum locupleti L. Minucio Basilio falsum Testamentum quidam in Graecia sudjecissent, ejus denique confirmandi gratia potentissimos civitatis nostrae viros M. Crassum & Q. Hortensium, quibus Minucius ignotus fuerat, tabulis haeredes inseruerunt. Quamquam evidens fraus erat, samen uterque pecuniae cupidus facinoris alieni munus non repudiavit. Valerius setzet hinzu: — Lumina curiae, ornamenta fori, quod scelus vindicare debebant, inhonesti lucri captura invitati, auctoritatibus suis texerunt! *Valer. Max.* L. IX. c. IV.

abgeschlagenen Kopf seines Freundes nicht auf seinem Spiße durch die Stadt getragen, nicht mit Blei ausgefüllt haben (*) — Vortrefliche Zubereitung zu einer Glückseligkeit! Was für Endzwecke versprechen nicht solche Mittel!

Nach tausend Sorgen, tausend Gefahren, nachdem sie tausendmal Ehre und guten Namen verwirket, tausendmal ihre Freiheit dem Gefängnisse, und ihren Hals dem Schwerdte entzogen haben, gelangen sie auf den Gipfel ihrer Wünsche. — Und wozu dienet ihnen nun dieser Reichthum? Wie gebrauchen sie ihn? Werden sie denen Brod geben, die durch sie Hunger leiden? Werden sie die Wittwen unterstüzen, welche sie arm gemacht, oder die Waisen bekleiden, welche sie ausgezogen haben? — Wenn sie ihren gan-

(*) L. Septimulcius — cum C. Gracchi familiaris fuisset, caput ejus abscindere, & per Urbem pilo fixum ferre sustinuit: quia Opimius consul auro id se repensurum edixerat. Sunt, qui tradunt, liquato plumbo eum cavatam partem capitis, quo ponderosius esset, explesse. Ebenderselbe am angezogenen Orte.

ganzen Reichthum der Gerechtigkeit aufopfern, so könnten sie vielleicht die Sünden wieder vergüten, wodurch sie ihn erworben haben. Aber betrachte die grosse Glückseligkeit, welche sie erhalten! Einige haben das Vergnügen, ihn zu verschwenden, andere ihn gar nicht zu geniessen. Diese werden durch ihre Schäze ärmer, als sie jemals waren, und jene sezen sich durch Laster wieder in den Stand herab, woraus sie sich durch andere Laster empor gehoben hatten. Wer ist der Glücklichste von beiden?

Der Geizige hat nichts von dem, was er besizt. Seine Schäze sind verwünschte Schäze, die sich nur zuweilen ihm sehen lassen. Es ruhet ein Fluch darauf, der sie zur Unbrauchbarkeit verdammet. Sie sind ihm nicht gegeben; er ist nur der Wächter der sie vor den Händen der Diebe, und was noch mehr ist vor seiner eigenen noch raubbegierigern Hand verwahren soll. Nach allen seinen Bestrebungen, für alle seine Ungerechtigkeiten leidet er Hunger und Durst; erträgt er die Hize der Sonne, und die Beleidigungen des Win-

ters; und alle seine Glückseligkeiten zusammengenommen, bestehen in dem Begriffe, haben.

Ein Thor, saget Nero, ist der, der rechnet: der Reichthum hat keinen bessern Gebrauch, als daß man ihn verschwende (*). Und freilich, wer rasen will, der handelt klüger, wenn er prasset, als verhungert. Der Verschwender hat vielleicht noch auf eine Zeitlang einige Freuden. Er genießt wenigstens den Reichthum, dessen Erwerbung ihm Unschuld, Ehre und sein gutes Gewissen kostete. Zwar armseliger Genuß ohne Ruhe! Elende Freuden, denen Eckel, Ueberdruß, Krankheit und Verzweiflung folgen! — Und wehe ihm! Die größte Sorge ist die, daß die Millionen, wovon der Geizige seinem Hunger keinen Heller erlaubet, nicht zureichen, die Zunge eines Schlemmers zu vergnügen. Der Geizige stirbt vor Gram, daß er von Tausenden für seinen Unterhalt einen Pfenning weggeben soll; Apicius endiget durch

Gift

(*) Divitiarum & pecuniae fructum non alium putabat, quam profusionem: sordidos & deparcos esse, quibus impensarum ratio staret. *Suet.* in Nerone. L. VI. c. XXX.

Gift ein elendes Leben, weil er nach einem Reichthum von mehr als zwei Millionen, endlich nichts mehr, als einige hundert Tausende verzehren konnte (*).

Welch ein Schwelger mußte der seyn, den hundert Tausende noch Armuth dünken! Aus Sorge bei einer Summe, die andere als eine Glückseligkeit wünschen, nimmt dieser Gift. Wahrhaftig, für einen so Unsinnigen war das der heilsamste Trank!

(*) Cum sestertiûm millies in culinam congessisset, cum tot congiaria Principum, & ingens Capitolii vectigal singulis commessationibus exsorpsisset; ære alieno oppressus rationes suas tunc primum coactus inspexit. Superfuturum sibi sestertiûm centies computavit: & velut in ultima fame victurus, si in sestertio centies vixisset, veneno vitam finivit. Quanta luxuria erat, cui sestertiûm centies egestas fuit? — Sestertiûm centies aliquis extimuit; & quod alii voto petunt, veneno fugit. Illi vero tam pravæ mentis homini ultima potio saluberrima fuit. *Senec.* de Conf. ad Helv. c. X. XI.

Doch nicht alle sind Geizige, oder Verschwender! — Was sind sie denn? Besizen sie die Weisheit, zwischen beiden unsinnigen Lastern eine vernünftige Mittelstrasse zu gehen: sind sie so mäßig, ihren Aufwand nach Bedürfnissen der Natur und ihres Standes einzuschränken; begnügsam zu seyn, ohne zu darben, ihr Vergnügen zu befördern, ohne zu verschwenden; so sind sie Thoren gewesen, daß sie für so hohen Preis einen Reichthum erkauft haben, den sie nicht brauchten. Die Natur, mein Sohn fodert wenig. Valerius lebete ruhiger, ruhmwürdiger, unglücklicher, als Crassus, ohne die Schäze des Crassus zu besizen.

Zwar der Besiz des Reichthums hebt die Glückseligkeit nicht auf. Es sind gewisse Sorgen, wovon er seinen Besizer befreien, und gewisse Vergnügen, die er ihm verschaffen kann. Der beste Gebrauch überflüßiger Schäze besteht in dem Vermögen, welches sie geben, wohlzuthun, die Nothdurft anderer zu erleichtern, und das zu thun, was der arme Menschenfreund nur wünschen kann. Aber um diese bessern Freuden zu empfin-

empfinden, muß man ein besseres Herz haben, als unsere Verschwender. Diese suchen umsonst in ihren Schäzen die Glückseligkeit, welche sie sich versprachen. Die sinnlichen Vergnügen sättigen bald. Wer in Wasser seinen Durst gelöschet hat, empfindet keine Begierde mehr zum Weine; ein Hunger, der mit Hülsenfrüchten gesättiget ist, hat einen Eckel vor der kostbarsten Speise. Man kann nur satt seyn: und satt seyn, ist keine Glückseligkeit.

Ach! man empfindet es, wie wenig satt seyn eine Glückseligkeit ist, und suchet mit Fleiß langsam seinen Hunger zu stillen, um lange eine Begierde übrig zu behalten. So bald diese aufhöret, so ist das Vergnügen hin: denn essen, wenn der Hunger nichts verlanget, ist mehr eine Strafe, als ein Vergnügen. Nur die rasenden Schlemmer Roms bestritten selbst den Eckel der Natur, und wollten länger hungrig seyn, als sie. Wer die ganze Glückseligkeit eines Schwelgers sehen will, der betrachte den Vitellius an der Tafel seines Bruders, oder vor dem Schil-

de der Minerva (*). Wie manches Pulver muß er nehmen! und doch umsonst: die Menge überwindet die Lüsternheit. Unglücklicher Vitellius! Der Himmel hat dich erschaffen, um jedes gefräßige Vieh zu beneiden!

Und

(*) Wie weit die Schwelgerei bei den Römern gieng, können diejenigen, welche mit ihren Schriftstellern nicht bekannt sind, bei dem Abte von St. Real lesen. Ein ausserordentliches Beispiel davon ist das Gastmahl, womit Vitellius von seinem Bruder bewirthet wurde. Famosissima super ceteras fuit cœna data ei adventitia a fratre: in qua duo millia lectissimorum piscium, septem avium adposita traduntur. Hanc quoque exsuperavit ipse dedicatione patinæ, quam ob immensam magnitudinem *clypeum Minervæ* dictitabat. In hac scarorum jecinora, phasianorum et pavonum cerebella, linquas phoenicopterum, murænarum lactes a Parthia usque, fretoque Hispanico, per navarchos ac triremes petitarum, commiscuit. Er war gewohnt, drei bis viermal (Eutropius saget bis fünfmal) des Tages zu essen; er half seiner Lüsternheit durch Vomitive: Facile omnibus sufficiens, vomitandi consuetudine. *Suet.* in Vita Vitellii. L. VII. c. XIII.

Und welcher Schwelger kann von seinen Reichthümern Glückseligkeit hoffen, wenn Vitellius nicht glücklich war? — Vielleicht der, der sich besinnt, daß er mehr, als einen Sinn hat, welcher fähig ist, belustiget zu werden! Vielleicht der, der Preise für diejenigen aufsezet, welche neue Vergnügen erfinden können: der erst darben, und begehren lernet, um Begierden zu haben, die er hernach befriedigen kann: der einen Theil seines Lebens verschwendet, neue Bedürfnisse zu erfinden, und den andern, sie zu vergnügen: wie böse Aerzte Kranke machen, um lange heilen zu können.

Doch was sage ich, Vergnügen? Wo stehen die Begierden still, wenn der Reichthum mit ihnen aushalten will? Wo die eine zum Eckel geworden, da hebt die andere wieder an; bis die ganze Natur nicht mehr reich genug ist, die lezte zu vergnügen. Denn der Prasser selbst, an allem ersättiget, weiß nicht mehr, was er will. Seine lezten Tage kriechen in einer langwierigen, geschmacklosen Gleichgültigkeit hin: sein Leben, worinn er keine Freude mehr geniessen kann, wird

ihm eine Last. Die Seele hasset Ruhe und Gleichförmigkeit: aber die sinnlichen Begierden sind endlich. Und wenn ihre Vergnügen erschöpfet sind, so ist der Prasser so arm, als der Geizige: nur mit dem Unterschiede, daß dieser seinen Reichthum nicht gebrauchen will, und jener ihn nicht mehr gebrauchen kann.

„Aber der Reichthum giebt Musse.„ Musse ist nicht Glückseligkeit. Die Glückseligkeit der Seele besteht in Thätigkeit. „Er giebt Sicherheit, und entfernet die drückenden Nahrungssorgen.„ — Sicherheit? Wer ist wohl sicherer, nichts zu verlieren, als der, der nichts hat? Betrüger, Diebe, Flammen und Kriege können ihm nichts nehmen (*). Die drückenden Nahrungssorgen entfernt der Fleiß und die Genügsamkeit besser, als der Reichthum. „Reichthum macht

(*) Pauca licet portes argendi vascula puri,
Nocte iter ingressus gladium, contumque timebis,
Et motæ ad lunam trepidabis arundinis umbram;
Cantabit vocuus coram latrone viator.
Iuv. Sat. X.

macht Freunde und Ehre." Freunde, die den Reichen auffressen, und ihn dann verlassen; wie gemästetes Ungeziefer davon kriecht, wenn der Pallast einstürzet; Ehre, welche Schmeichler geben, die selbst keine Ehre haben, oder der Pöbel, der die Ehre nicht kennet. "Der Reichthum machet "unabhängig." Von den Gesezen? So ist er eine gefährliche Lockung zu Lastern und Verbrechen. Von der Hülfe unserer Nebenmenschen? — Löset er die Bande auf, womit die Natur uns hat verbinden wollen? Hebt er unsere Bedürfnisse, ohne Dienste fremder Hände? Oder wovon macht er uns unabhängig? Von Beleidigungen, von den Zufällen, von uns selbst, und unserm Gewissen? — Nur der ist unabhängig, der sich mit Unsträflichkeit gegen die Geseze, mit Fleiß gegen die Sorgen des Lebens, mit Menschenliebe gegen die Beleidigungen, mit Unschuld gegen sein eigenes Gewissen in Sicherheit sezen kann.

Nimm nun alle schimmernde Herrlichkeiten des Reichthums zusammen, mein Sohn, und entscheide, ob ihre Glückseligkeit nicht mehr in der Meinung des blinden Haufens, als in wahren

Vorzügen bestehe! Es ist schön, einen Haufen von Menschen um sich zu sehen, wovon der eine Theil uns bedienet, der andere uns schmeichelt; es ist schön, einen Pallast zu bewohnen, und die Hände der Künstler für uns zu beschäftigen; es ist schön, sich vom Ueberflusse umringet zu sehen (*). — Ich gestehe es, der Reichthum kann einiges Vergnügen geben: aber um glücklich zu leben, muß man mehr, als reich seyn. Man muß auch das besitzen, was ohne Reichthum glückselig machen kan.

Wenn dieses einzige dem Metellus (**) gefehlet hätte, so würde das Glück, mit aller seiner verschwendeten Güte sich umsonst bemühet haben, ihn glücklich zu machen. Seine Tage, von seiner Geburt an, bis an seinen Tod, waren nur so viel Stufen, wodurch er von einem Glücke zum andern fortgieng. Er wurde in einer Stadt geboren, die über die Welt herrschte: er stammte von den berühmtesten Aeltern ab, besaß die vortref-

(*) - - Suave est ex magno tollere acervo.
Hor. Sat. I. L. I.

(**) Siehe den *Valer Max.* L. VII. c. I.

treflichsten Gaben der Seele, und die seltensten Kräfte des Leibes. Seine Gemahlinn machte ihn durch ihre keusche Liebe zum glücklichsten Gatten, und durch ihre Fruchtbarkeit zum glücklichsten Vater. Er erhielt die Ehre eines Consuls, dann eines Imperators, hernach eines Triumphes. Von dreien Söhnen sah er den einen als Consul, den andern als Censor auf dem Triumphwagen, den dritten als Prätor. Er sah drei Töchter glücklich verheurathet, und hatte die Freude Enkel zu küssen. So viele Söhne, die ihm Ehre machten, so viele Enkel, so viele bekleidete Ehrenstellen, so viele Glückwünsche, ohne eine einzige Leiche, eine einzige Trauer, eine einzige Ursache zur Betrübniß! So glücklich dieses Leben war, so glücklich war der Beschluß desselben. Er starb im höchsten Alter des sanftesten Todes, unter den Küssen und Umarmungen seiner liebsten Kinder; und seine Söhne trugen seinen Leichnam auf ihren Schultern durch die Stadt nach dem Scheiterhaufen.

Aber auch solche Glückseligkeiten biethen sich umsonst einen Herzen an, das nicht in der Verfassung

fassung ist, sie geniessen zu können. Nur der kann das Vergnügen eines äusserlichen Glückes recht empfinden, der auch ohne dasselbe glücklich seyn würde. Meinest du, daß Abdolonimus (*) nicht damals schon glücklich war, als er noch mit seinen Händen seinen kleinen Garten bearbeitete? Nur Alexander schien es nicht recht zu begreifen, wie er die Armuth hätte ausstehen können (**). Er bedachte nicht, daß seine Hände ihm so viel erwerben konnten, als die Bedürfnisse der Natur fodern: daß man nichts vermisset, wenn man nichts begehret. „O könnte ich als König so vergnügt seyn, als ich in meiner Armuth gewesen „bin!„ sagte der glückliche Greis, da er das Grabscheid mit dem Zepter verwechselte. Ein grausamer Verweis für den Alexander, den eine ganze Welt noch nicht ersättigen konnte!

Das Leben dieses Macedoniers ist die Geschichte aller derer, welche ihre Glückseligkeit ausser sich suchen. Sie suchen immer, ohne zu finden.

Sie

(*) Siehe den Curtius im vierten Buche Cap. 1.

(**) Ebenderselbe: libet scire, inopiam qua patientia tuleris? fraget Alexander.

Sie besizen alles, ohne es zu wissen; und schmachten nur nach dem, was sie noch besizen könnten. Sie haben Reichthümer ohne reich zu seyn, Vergnügungen ohne Freude des Herzens, Ansehen ohne Ehre, Musse ohne Ruhe. Sie schwimmen, wie ein Tantalus, in Strömen des Ueberflusses, und können ihren Durst nicht löschen. Jede Welle, wonach sie schnappen, entwischet, und benezet nur eben ihre durstigen Lippen.

Unglücklicher Reichthum, unglückliche Gewalt, wenn Thoren oder Lasterhafte sie besizen! Alle Freuden, die sie geben können, sind bald erschöpft. Was bleibt ihnen übrig, wenn die Erfindung keine neue Vergnügen ersinnen kann? Wie arm sind sie, wie quälen sie sich, um sich ein Vergnügen zu machen! Domitian ist satt vom unmäßigen Schmausen; Alexander hat nichts mehr zu überwinden. Verhaßte Musse! Zu welchen lächerlichen Thorheiten, oder zu welchen unmenschlichen Grausamkeiten zwingst du diese beiden Götter der Erden! Jener fängt Fliegen (*), und dieser zündet

(*) Quotidie secretum sibi horarum sumere sole-

zündet eine Stadt an. Armselige Herrschaft der Welt! Wenn das die höchsten, die lezten Wollüste sind, die du geben kannst! —

Ja! auch Nero, dieser unsinnige, dieser in allen Wollüsten ersoffene Narr, vergißt seine kaiserlichen Freuden, seine Sucht zu bauen, seine Buhler und Buhlerinnen, seine bachanalischen Feste; und findet, daß es eine Glückseligkeit sei, mit den Sängern um den Vorzug zu streiten. Alle Wollüste haben keine Reizungen für ihn, wenn das Volk seiner Stimme nicht Beyfall giebt (*). Man kömmt zusammen; mit welcher

solebat: nec quidquam amplius, quam muscas captare, ac stilo praeacuto configere. *Suet.* in Domitiano L. VIII. c. III.

(*) Cantante eo, ne necessaria quidem caussa excedere theatro licitum erat. Itaque & enixae quædam in spectaculis dicuntur, & multi tædio audiendi laudandique clausis oppidorum portis, aut furtim desiluisse de muro, aut morte simulata funere elati. Quam autem trepide anxieque certaverit, quanta adversariorum aemulatione, quo metu judicium, vix credi potest. *Suet.* in Nerone. L. VI. c. XXIII.

cher Angst fängt der Kaiser den Wettstreit an! Mit welchem Eifer suchet er, seine Gegner zu überwinden! Wie fürchtet er sich vor seinen Richtern! Er singt; man klatschet in die Hände, um den Streit bald zu entscheiden. Aber er wird des Lobes nicht so bald satt, als die Zuhörer seiner Stimme. Man mag nicht mehr klatschen, mag nicht mehr loben; aber er hat die Stadtthore verschliessen lassen; der Kaiser singt fort, und zwingt die Versammlung zu hören: die Frauen gebähren, die Jünglinge retten sich über die Mauer, die Männer lassen sich, als Leichen, aus der Stadt tragen, aus Angst, ihren Kaiser länger singen zu hören, der umsonst ein Narr seiner Unterthanen geworden ist, um einige Stunden lang auf eine lächerliche Art glückselig zu seyn.

XVI. Brief.

An denselben.

Der Schöpfer hat alles so vollkommen erschaffen, als es zu dem Zwecke, wozu er es bestimmte, seyn mußte. Nichts ist ohne Zweck; und alles hat diejenigen Kräfte empfangen, welche seinem Zwecke gemäß sind. Betrachte alle Reiche der Natur, mein Sohn, und laß dich eine allgemeine Erfahrung von dieser wichtigen Wahrheit überzeugen! Der Baum bezahlet endlich die Mühe seines Pflanzers mit süssen Früchten; seine ganze Natur ist zur Fruchtbarkeit eingerichtet, und in dieser besteht seine Vollkommenheit. Betrachte die Erde, diesen Wohnplaz so mannichfaltiger Geschöpfe! Fehlet ihr eine von denen Kräften und Eigenschaften, welche sie nöthig hatte, um die Mutter und Ernährerinn aller Geschöpfe zu seyn? Sie verjünget sich jährlich, und die Sonne vollendet nur deswegen

ihren

ihren unveränderten Lauf, um ihre Kräfte wirksam zu machen. Dann steigt aus ihrem fruchtbaren Schoose alles, was die unzählbaren Geschöpfe, Vieh, Vogel, Fisch und Insect, zu ihrer Erhaltung bedürfen. Hier biethet sie ihren warmen Schooß zum Auffenthalte denjenigen Geschöpfen dar, die das Licht scheuen; dort bereitet sie in ihren Gewässern dem Fische seine Wohnung und Nahrung; hier läßt sie Gebirge und Felsen in die Wolken ragen, um den wilden Thieren eine Zuflucht zu geben; und hier beschattet sie sich mit Wäldern, zum Aufenthalte der Vögel.

Doch auf diesen reichen Wohnplaz würde alles umsonst verschwendet seyn, wenn nicht jedes Geschöpf, welches lebet, gewisse Kräfte empfangen hätte, das zu geniessen, was die Erde ihm giebet. Sieh, wie weise Gott alles zur Glückseligkeit seiner Geschöpfe eingerichtet hat! Geh in Gedanken die zahllosen Geschlechter der lebendigen Geschöpfe durch, und erstaune über die unbegreifliche Verschiedenheit ihrer Kräfte und Fähigkeiten! Betrachte die veränderten Grade der Stärke, der Klugheit, der Geschwindigkeit; die Waffen, die

Gliedmassen, die Triebe! Jedes hat seine eigene Bestimmung, und alle Werkzeuge, welche es nöthig hat, um in dieser Bestimmung seine Zwecke zu erfüllen, und so glücklich zu seyn, als sein Zustand — es leidet. Nach diesem sind seine Kräfte, Triebe, Glieder genau abgemessen. Hier ersetzet ein höherer Grad des Gefühles den Mangel des Gesichtes, der entbehrlich war; dort vertritt ein scharfsichtiges Auge die Stelle des geringern Gehöres; und dort ersetzet die Feinheit des Geruchs die Schwäche aller übrigen Sinne. Die Natur, welche für jedes Wesen seine besondere Nahrung erschuf, gab jedem auch eine Empfindung dessen, was seiner Erhaltung gemäß war; und leitet es durch einen treuen Instinkt, das seinige zu suchen und zu finden. Sie versah alle mit Waffen, die sie nöthig hatten, um sich vor äusserer Gefahr zu schützen; gab dem Stiere seine Hörner, der Biene ihren Stachel; und dem, was wehrlos blieb, gab sie selbst in dem Bewußtseyn seiner Schwäche, in der Furcht, diejenigen Waffen, die es brauchte, der Gefahr zu entkommen. So lebet, so erhält, so pflanzet sich alles fort, beweist

weist in eben dieser Fortdauer die Vollkommenheit seiner Einrichtung; und was aus dieser Vollkommenheit entspringt, seine Glückseligkeit.

Wer zweifelt, daß nicht alle ihre Zwecke erfüllen, und in dem Grade glücklich sind, worinn ein jedes glücklich seyn konnte! — Aber der Mensch! — In welcher Absicht ist er erschaffen? Kann er nicht auch glücklich seyn; so ist er das einzige unvollkommene Geschöpf; ein Geschöpf, das entweder ohne Zweck erschaffen ist, oder das wenigstens nicht die Kräfte empfangen hat, die seinem Zwecke gemäß sind. Ist er glücklich? — Ist er es nicht? Die Stimmen sind getheilet. Jeder hält seinen Nachbar für glücklich, und gesteht, daß er es selbst nicht sey.

Freilich, ich glaube, daß wenige in der That glücklich sind: doch das ist nicht die Frage, welche entscheiden muß. Ob Gott, oder ob er selbst Schuld sey, wenn er unglücklich ist; ob er es aus Mangel, oder aus Misbrauch seiner Kräfte sey, das muß den Streit entscheiden.

Was nennen wir glücklich seyn? — Ach! was frage ich? Wissen es die selbst, welche die

Glückseligkeit suchen? Wissen sie, was sie gesucht haben? — Was macht so viele Narren, so viele Bösewichter, ja so viele Unselige? Bloß die Sucht nach Glückseligkeit! Jeder hat sich seine eigene Geliebte aus dem Stoffe gebildet, den eine seiner herrschenden Leidenschaften hergab. Das Gespenst tanzet so lange vor ihm her, als jene heftig genug ist, ihm nachzujagen; oder bis eine andere Leidenschaft neue Begierden und neue Träume erschaffet. Endlich sieht er, daß sein Leben unter Träumen hingegangen ist: und nachdem er oft erhalten, was er gewünschet, und nie beglückter durch den Besitz geworden war, als er in der Hoffnung gewesen; gesteht er beschämt sich selbst (*): „Ich wünsche alles ungeschehen, „was

(*) Quidquid feci adhuc, infectum esse mallem: quidquid dixi, cum recogito, multis invideo: quidquid optavi, inimicorum exsecrationem puto: quidquid timui, dii boni, quanto levius fuit, quam quod concupivi? Cum multis inimicitiam gessi, & in gratiam ex odio redii: mihi ipsi nondum amicus sum. Omnem operam dedi, ut me mul-

„was ich bisher gethan habe: wenn ich das über„lege, was ich gesagt habe, so wünsche ich stumm „gewesen zu seyn: was ich mir wünschete, halte „ich izt für Flüche meiner Feinde; was ich fürch„tete, ach! wie weit unerheblicher war das, als „was ich begehrte! Ich habe mit vielen Feind„schaft gehabt, und habe mich mit ihnen versöh„net; aber noch bin ich nicht mein eigener Freund „geworden. Ich habe mir alle Mühe gegeben, „mich von dem Pöbel zu unterscheiden, und mich „durch Talente hervorzuthun; aber ich habe mich „nur den Pfeilen bloß gestellet, und der Bosheit „etwas dargereichet, woran sie nagen könnte. „Alle diejenigen, welche Talente loben, Reich-

multitudini educerem, & aliqua dote notabilem facerem: quid aliud quam telis me opposui, & malevolentiæ, quod morderet, ostendi? Vides istos, qui eloquentiam laudant, qui opes sequuntur, qui gratiæ adulantur, qui potentiam extollunt? Omnes aut sunt hostes, aut esse possunt. Quam magnus mirantium, tam magnus invidentium populus est. *Sen.* de Vita beata, c. II.

„thümer suchen, der Gnade schmeicheln, und die „Macht erheben, sind entweder alle meine Fein„de, oder können es werden. Der Haufen der „Neider ist immer so groß, als der Haufen der „Bewunderer.„

Viele, welche mit einer thörichten Wuth der Glückseligkeit nachjagen, (und wie wenige sind davon ausgenommen!) scheinen sie, wenn wir anders aus ihren Handlungen schliessen dürfen, in einem Uebermaase zu suchen; und jeder fällt an der einen, oder der andern Seite, auf das Aeusserste. Der eine überzählet die Menge der Schmerzen und Unglücksfälle; ohne die Freuden des Lebens zu berechnen; und glaubet, die Abwesenheit derselben sey das, was man Glückseligkeit nennen müsse. Er hütet sich demnach vor der gefährlichen Freude, und überspannet die menschlichen Kräfte, um sich gegen die Schmerzen zu verhärten. Der andere bringt nichts, als Vergnügen in seine Rechnung, und scheuet den Schmerz. Jener ist frostig und kaltsinnig: dieser raset in seiner Glückseligkeit. Ein Thor bestrafet den an-

dern,

dern, weil er auf eine andere Art unglücklich ist, als er.

Die Natur liebet in allem das Mittel, und ist eine Feindinn alles Uebertriebenen. So einfältig die Schönheiten sind, womit sie sich schmücket, nicht überladet; so weit sie sich von verschwenderischer Pracht und häßlicher Armuth entfernet; so sehr hasset sie auch übertriebne Freuden, und kalte Fühllosigkeit. Sie zieht das von der Dauer ab, was das Maaß übertrift; und machet für den, dem es glücket, unempfindlich gegen die Schmerzen zu seyn, auch die sanften Vergnügen unschmackhaft. Wie viele wahre Freuden sind nicht vor diesem verschlossen? Freuden, worauf verschiedene Fähigkeiten der Seele, und selbst die Sinne dem Manne von besserm Gefühle ein Recht geben? Und wie bald verderbet sich nicht der andere den Geschmack durch Uebermaaß im Genusse? Jener ist freudenlos, vielleicht ohne Schmerzen; und dieser rasend, anstatt glückselig zu seyn.

Einige, die den Wechsel der Dinge betrachten, ziehen sich gänzlich in sich selbst zurück, und

wollen ihre ganze Glückseligkeit in den Fähigkeiten ihrer Seele, oder in der Betrachtung suchen. Allein die Natur, welche den Menschen zu grössern Absichten erschuf, als zu bloser Betrachtung, erinnert sie, ohne Unterlaß, an den Körper, den sie gern vergessen wollten, und zieht sie mit Gewalt aus ihrer Einsamkeit unter die Menschen hervor. Viele, die der Himmel mit demjenigen genugsam beschenket hat, was die Bedürfnisse des Lebens fodern, finden eine Zeitlang in ihrer Einsamkeit unter den Todten eine angenehme Unterhaltung; und scheinen gegen das Vergnügen, das aus der Erkenntniß der Wahrheiten fließt, allen andern Freuden gern zu entsagen. Allein bald empfinden sie, daß man für sich allein nicht glücklich seyn kann, daß die Glückseligkeit unter die Güter gehöret, welche mitgetheilt und umgesetzt seyn wollen, und daß nicht ewige Ruhe, sondern vielmehr Thätigkeit ein nothwendiges Stück sei, der Glückseligkeit gleichsam ein Leben zu geben. Sie fühlen Triebe bei sich, die ihre Ruhe bald unterbrechen, und sie unter die Menschen zurück rufen, welche sie verlassen hatten. Der

Ma-

Magen ist nicht gesund, der mit unersättlicher Begierde annimmt, ohne das empfangene verdauet den übrigen Gliedern mitzutheilen. Eckel und Krankheit müssen im kurzen der Begierde folgen. So ist es mit der Gelehrsamkeit; sie sättiget bald, wenn sie sich nicht mittheilet. Sie liegt bei dem, der alles nur für sich weiß, wie ein todter Schatz, und trägt keine Zinsen an Freuden ein.

Glücklich, rief Sabinus, wenn die Vorsehung gemacht hat, sein Vergnügen in sich selbst zu finden! Wer einen Durst nach Wissenschaft fühlet, und eben genug hat, sein Leben zu unterhalten, daß keine Nahrungssorge ihn stöhre, noch seine Begierde unterbreche, diesen edlen Durst zu sättigen! — Der Himmel gewährte ihm seinen Wunsch; er ward reich, und erbte mehr, als er bedurfte, sich vor den körperlichen Sorgen in Sicherheit zu setzen. Wie froh stürzte sich Sabinus in sein Gemach, wo er den Geist aller Weisen der vergangenen Jahrhunderte um sich versammlet sah; und begrub sich unter einer Gesellschaft von Todten, bei welchen er die Welt, und die Lebendigen vollends vergessen lernen wollte. Ein heisser Durst

glaubet, Bäche auszutrinken, und eine heftige Leidenschaft bildet sich ein, nie des Genusses satt zu werden, wenn sie einmal ihren Gegenstand besitzt. Aber beide vergessen, daß die Natur allem ein gehöriges Maaß bestimmet hat, über welches kein Durst reichet, und keine Leidenschaft fortdauert. Bey den letzten besonders ist die Heftigkeit ein gewisser Vorbote des Endes. Sabinus glaubete bald, so viel zu wissen, daß er andere belehren könnte: sein voller Kopf konnte unmöglich mehr fassen, wenn er sich nicht von Zeit zu Zeit entladete. Mit einer etwas andern Stimme sprach er itzt: „Wozu habe ich mir alle diese Schätze von „Weisheit erworben? Bisher vielleicht hat das „Vergnügen, zu lernen, mich für alle andere Freu„den, welche der Umgang der Menschen giebt, „schadlos gehalten. Bisher bin ich glücklich ge„wesen: aber wenn der Durst gelöschet ist, so „ist kein Vergnügen mehr im Trinken. Die Wol„lust höret auf, und die Glückseligkeit hat ein „Ende. Soll ich so fortfahren, zu lernen, zu le„sen, zu denken? Wer nicht mittheilet, es sey „worinn es wolle, und nur sammlet, um selbst

„zu

„zu haben, der ist ein Geizhals; und den Geiz-
„hals hat noch niemand glücklich gepriesen. Was
„hilft mir, gelehrt zu seyn, wenn die Menschen
„es nicht wissen? —„

Sabinus empfand itzt, daß noch mehr Neigungen in der menschlichen Natur liegen, als die eigennützigen; diese drängten sich itzt hervor, und verlangten ihr Recht, zu seiner Glückseligkeit das Ihrige beizutragen. Er fand ihre Foderung sehr großmüthig; denn sie trieben ihn an, die Welt zu belehren. Er gehorchte und schrieb. — Womit wird die Welt seinen Eifer bezahlen? Mit dem, was die würdigste Belohnung für Genie und Verdienst ist, mit Lobe. Wie aber kann der Sabinus, der alle seine Glückseligkeit in sich selbst suchte, kann der begierig nach dem Lobe der Welt seyn? — Nein! er möchte nur gern wissen, was sie von ihm saget. Mit einer Hand hat die Welt ihn schon ergriffen, um ihn aus seiner Einsamkeit wieder an sich zu ziehen. Was hilft ein Lob, das wir nicht hören? Er wird aufmerksam; man schweigt noch; seine Aufmerksamkeit wird Verlangen. Itzt hängt seine Glückseligkeit von dem Ur-

theile der Welt ab. Ein Theil derselben lobet ihn; er wird stolz: der andere verachtet ihn; — wo wird er izt seine Glückseligkeit suchen?

Kehre noch einmal in deine Stille zurück, Sabinus, und laß deine Todten dich eine andere Weisheit lehren! die Weisheit, was es heisse, seiner Natur gemäß leben! Dann wirst du begreifen, daß dreierlei Neigungen einen gleichen Theil ihrer Befriedigung suchen: daß sie alle harmoniren müssen: daß keine, ohne Schaden der andern zu wenig, oder zu viel thun darf: daß es das Geschäfte der Vernunft ist, sie in dieser Harmonie zu erhalten, und daß ohne Uebereinstimmung dieser vier Kräfte keine Glückseligkeit sei.

Ach! alle, die eine andere Glückseligkeit suchen, überzeugen uns nur durch ihren Irrthum von dieser Gewißheit. Betrachte die, welche die Erhaltungsleidenschaften, oder die gemeinen mit Nachtheil der übrigen allein zu befriedigen suchen. Sie sind alle nicht glücklicher. In der einen Hälfte ihres Lebens rasen sie, in der andern sind sie elend, in keiner einzigen geniessen sie die Glückseligkeit, wornach sie ringen.

Nomentan schließt: da die Seele so sehr von dem Leibe abhängt; da sie alle Begriffe, und alle Gedanken nicht anders, als durch die Organe des Leibes erhalten kann; da jede Veränderung des Körpers in sie wirket, und alle ihre Empfindungen von den äusserlichen Eindrücken abhangen; so ist der Leib die Hauptsache, wenn von der Glückseligkeit die Rede ist. Weide die Augen, vergnüge das Ohr, reize den Geschmack, den Geruch, das Gefühl: verhüte alle unangenehme Eindrücke, das ist das wahre Geheimniß, glückselig zu seyn!

Wenn das die Glückseligkeit ist, so siehst du, daß sie sehr partheyisch ausgetheilet seyn muß. Ich fange an, den Himmel für sehr ungerecht zu halten, daß er nur wenige Lieblinge ausgesucht hat, um sie glücklich zu machen; daß er diese Glückseligkeit an Schätze gebunden, welche der Betrüger öfter besitzt, als der Redliche. Es ist da nicht die Frage, wer Verdienst, wer Tugend, wer Frömmigkeit besitzt, wer der würdigste Mann ist; es ist die Frage, wer Geld hat? Geld ist die Hauptsache. Man muß es auf alle Weise suchen, wenn es glücklich macht; Geld, wenn man

kann,

kann, durch rechtmäßige Mittel; wo nicht, auf alle andere Art, Geld (*).

Das ist der Weg zur Schande, zum Kerker, zum Gerichte, wirst du sagen! — Aber verwundere dich, wie viele die Glückseligkeit auf diesem Wege suchen! Wer nicht die ganze Glückseligkeit hoffen darf, der begnüget sich an einem Theile, und wählet das, was ihm am besten dünket. Einige fallen auf die Raserei, zu bauen, und unermeßliche Gärten anzulegen, worinn sie den Osten in Westen verpflanzen; bis die Gläubiger endlich ihre Glückseligkeit stöhren, und den Bauherrn in eine schmutzige Hütte wandern heissen. Andere halten sich Sängerinnen, und haben ihre ganze Seligkeit in den Ohren: die meisten ergeben sich der Wollust, oder der Unmäßigkeit; oder sie wechseln auch ab, und wählen das, wozu ihre eigensinnige Leidenschaft sie jedesmal treibt.

Und

(*) --- Rem facias: rem,
Si possis recte: si non quocunque modo, rem
Hor. Epist. I. L. L.

Und gieb ihnen alles, um diese Glückseligkeit in ihrer höchsten Vollkommenheit zu betrachten. Frage nicht, wodurch ist sie erworben; frage nicht, wo ist ihre Sicherheit, frage nicht, wie lange kann sie dauern? Ach! solche gewaltige Fragen kann diese Glückseligkeit nicht aushalten. Alles ist hier auf eigennützige Neigungen erbauet; die gemeinen Leidenschaften wirken hier gänzlich als Sklavinnen der ersten, und dürfen ihnen nicht im Wege stehen. Laß Wittwen und Waisen weinen; laß betrogene Nebenbürger klagen; laß gedrückte Unterthanen gen Himmel seufzen; laß das Gewissen des Glückseligen so fest schlafen, als es kann; und betrachte blos seine Glückseligkeit. Die Musik, die er ewig höret, wird ihm zuletzt ein Getöse; der Wein, den er unmäßig trinkt, der dem Nüchternen ein Labsal ist, wird ihm ein Gift; die Wollust, die geläutert bei dem Keuschen Liebe ist, und sein Herz mit zärtlichen Freuden erfüllet, entkräftet jenen, und erwecket Eckel nach dem Genusse; die Speise, die den Mäßigen zu seinen Verrichtungen stärket, und gesund erhält, beschweret

ret ihn durch die Uebermaaße, und machet ihn zum Sklaven der Aerzte.

Aber wenn auch Klugheit, oder wenn das Glück vor diesen Störern der Glückseligkeit bewahret; so ist doch unsere Natur so eingerichtet, daß sie gewohnte Vergnügen nicht mehr empfindet: und so setzet sie endlich den, der alles dieses hat, mit dem, der nichts von allem hat, in eine völlige Gleichheit herab.

Und ach! welch eine Kleinigkeit, welch eine verstockte Neigung, oder Thorheit unsers Herzens, die wir nicht achteten, vielleicht nicht einmal bemerkten, kann nicht den ganzen stolzen Bau unserer Glückseligkeit zerstören?

Was helfen dem Nero seine gefürchtete Gewalt, seine glücklichen Buhlschaften, seine Schwelgereien, seine Pracht, seine Götterfeste, alle seine güldnen Hoffnungen vergrabner Schäze, wenn sie auch alle erfüllet wären (*); so lange noch ein Sai-

(*) Ein römischer Ritter hatte dem Nero versprochen, daß er ihm große Schätze entdecken wollte, welche Dido und Tyrus nach Africa ge-

Saitenspieler da ist, der ihn auf der Citter, noch ein Sänger, der ihn mit der Stimme, noch ein Dichter, der ihn im Versmachen übertrifft? Um ihn mitten in seiner Glückseligkeit elend zu machen, (wofern ein Bösewicht einen glückseligen Augenblick hätte!) bedarf es nicht der Gespenster des Seneka, oder der Oktavia; nicht der Seelen seiner Mutter, oder geschlachteten Christen: sende ihm den Lukan, und laß ihn lesen! — Kann ein Kaiser, der auch ein Dichter ist, das Lob ertragen, wenn eine bewundernde Menge den Nebenbuhler erhebt? Er muß sich abkühlen, er muß frische Luft schöpfen, wenn er nicht bersten soll! Soll Nero sich den Lorbeer entreissen lassen? — Man muß dem Verwegnen den Markt, man muß ihm die Bühne verbiethen, der schönere Trauerspiele macht, als Nero! Was hilft ihm Thron, Macht, Reichthum; was helfen ihm alle seine Wollüste, wenn Niobe nicht das schönste Trauerspiel ist (*)?

Das

gebracht, und daselbst in Höhlen versteckt haben sollte. *Suet.* L. IV. c. XXXI.

(*) Aegre ferens (Lucanus, recitante se

Das Glück ist nicht vermögend, mit allen seinen verschwendeten Gunstbezeugungen den Neidischen vergnügt zu machen: eine weise Strafe des Himmels, wodurch er die Menschen verbinden wollte, die gemeinen Neigungen mit den eigennüzigen in ein gleichgewicht zu sezen! Gieb ihm mehr Schäze, als Crassus besaß, mehr Ehre, als Camillus verdiente, mehr Gemächlichkeit, als Lukullus genoß, mehr Glück, als selbst Metellus hatte; du wirst ihn um nichts glücklicher machen, so lange noch ausser ihm Menschen sind, die auch glücklich leben. Laß ihn erst alles allein haben, mache das ganze menschliche Geschlecht unglücklich; dann vielleicht wird er mit seinem Schicksale zufrieden seyn, wenn er alle verachten kann, und keinen beneiden darf.

subito, ac nulla nisi refrigerandi sui causa, indicto Senatu, Neronem recessisse. *Suet.* in Vita Lucani.

Lucanum propriæ causæ accendebant, quod famam carminum ejus premebat Nero, prohibueratque ostentare, vanus adsimulatione. *Tacit.* Ann. L. XV. c. LXIX.

Und sind nicht alle Leidenschaften, welche aus dem Schoose der eigennützigen Neigungen entspringen, wenn sie die herrschende in dem Charakter des Menschen werden, misgünstig, eifersüchtig, neidisch? Sie haben nimmer genug, und alle ihre Sorgen, Absichten und Bemühungen gehen ohne Aufhören dahin, allen alles zu rauben, und sich zuzueignen: gleich Strudeln, die weit umher das Meer in Bewegung setzen, um alles, was sich ihren Wirbeln nähert, an sich zu reissen, zu verschlingen, und nichts zurück zu geben.

Wer kann dem Ehrsüchtigen so viel Ehre geben, als er fodert; dem Schwelger so viel Leckenspeisen, als er wünschet; dem Geizigen so viel Geld, als er begehret? Kronen, alle Reiche der Natur, alle Goldminen sind dazu nicht reich genug.

Welchen Kleinigkeiten unterwerfen diese Thoren ihr Leben und ihre Glückseligkeit? Nach dem Maase des Reichthums an Gelde, Gemächlichkeit und Musse, in einer Welt, die so reich ist an Nahrung, sollte man den Glutton für sehr glücklich schätzen. Zwanzig Diener warten auf seinen Wink, hundert Schmeichler erbauen sein Ohr mit

seinen Verdiensten; zwanzig Köche bemühen sich, seinen Geschmack, und zwanzig Künstler sein Auge zu vergnügen. — Warum ist er heute rasend, hasset sein Leben, und verfluchet seinen Reichthum? Was richtet alle diese grausamen Verwüstungen in seiner Glückseligkeit an? — Ach! ein Pfirsich, wornach es lüstern ist! Hat er nicht Recht? Können alle seine Schäze wohl ein Pfirsisch bezahlen, wenn die Natur ihn nicht wachsen läßt? Und kann er glückselig seyn, ohne das zu essen, was im Winter nicht zu haben ist?

Das ist die Glückseligkeit, die so sehr ins Auge glänzet! Das ist die Glückseligkeit, die den grösten Haufen blendet! Das ist die Glückseligkeit, die man für würdig hält, sie durch Schande und Betrügereien zu kaufen!

XVII. Brief.

An denselben.

Weswegen werden diejenigen zu Thoren, die ihre Glückseligkeit also wählen? Nicht, weil sie den Schmerzen zu entgehen, und Vergnügen zu erhalten suchen. Nicht, weil sie den Erhaltungsleidenschaftrn, oder den eigenen Neigungen folgen: sie fehlen darinn, daß sie diese zum Nachtheile der gemeinen Neigungen überspannen, durch die Heftigkeit ihrer Freuden ihre Dauer zerstören, und das Vergnügen zulezt in Schmerz verwandeln.

Freuden und Schmerzen gränzen nahe zusammen: und Sokrates empfand es: als man ihm die Ketten abnahm, die seine Füsse gedrückt hatten, daß oft die Freude ein Kind des Schmerzens ist. So, umgekehrt, wird oft das Vergnügen die Mutter des Kummers: ihr ganzer Abstand besteht in dem Maase und Uebermaase. Der Schmerz, oder wenigstens eine unangenehme Empfindung,

bereitet das Vergnügen vor; seine Dauer ist so lang, als der Genuß das rechte Maas hält; zu wenig erzeuget ein mangelhaftes Vergnügen, zu viel löset es wieder in das auf, woraus es entstand, und verwandelt es in Schmerz. Das Vergnügen, sich zu sättigen, entsteht aus dem Hunger: aber der Eckel folget der Unmässigkeit des Genusses.

Wie kann die Natur uns deutlicher lehren, wie wir mit der Freude umgehen sollen, als wenn sie ihren Genuß allein auf das Maas einschränket, und alle Uebertrettung mit Schmerzen bestrafet? Die Blume der Freude trägt ihren Honig oben, auf dem Boden liegt der Gift. Man muß sie nur oben kosten, nur oben ab geniessen; wer zu tief kömmt, der wird den Gift mit dem Honig verschlingen.

Das ist das Maas, welches die Natur im Genusse der Erhaltung und eigennüzigen Neigungen vorgeschrieben hat. Ausser oder unter dieser Gränze, ist entweder keine Glückseligkeit, oder eine mangelhafte. — Doch weit gefehlt, daß diejenigen, die ihre Glückseligkeit in sinnlichen Ergö-

zungen

zungen suchen, und bloß ihre eigenen Neigungen befriedigen; weit gefehlet, daß diese die Summe ihrer Vergnügen grösser machen, und in diesem Uebermase fehlen: sie schränken sie vielmehr zu enge ein; sie übersehen eine grössere Anzahl der wichtigsten, und überlassen sich nur denen, die am gefährlichsten sind. Weil sie die ersten übersehen; so sollen die lezten sie wegen dieses Mangels schadlos halten, und daher geniessen sie das wenige, was sie haben, im Uebermase.

Aber das ist nicht Freude, was nun unangenehmen Empfindungen, Kummer, Eckel oder Reue den Weg bereitet; und gesezt, daß diese entfernt sind, so ist doch eine Abwechselung bloß sinnlicher, eigennüziger Freuden noch keine Glückseligkeit für einen Menschen. Die Glückseligkeit ist ohne Mangel, wenn sie gleich nicht Ueberfluß hat; ist sicher, obgleich nicht ohne Gefahr; ist froh, obgleich nicht ohne Widerwärtigkeiten. Sie befriediget die Begierden der Erhaltungsleidenschaften ohne Unmässigkeit; den Trieb zur Ruhe, ohne Musse; das Verlangen nach Ehre, ohne Thorheit; nach Grösse, ohne Stolz; nach Vergnügen, ohne Wollüste.

Und steht sie hier stille? Findet sie keine andere Triebe, als diese, die zu befriedigen sind? Sie befriediget auch die gemeinen Leidenschaften, und hier liegt ihr ganzer Vorzug. Sie hat, ohne Freunde erkaufen zu können, mehr Freunde, als der Reiche; ohne den Ruhm zu bestechen, mehr Ehre, als der Grosse; ohne den verschwenderischen Aufwand mehr und weit süssere Entzückungen, als Fürsten für Gold erkaufen können.

Diese Glückseligkeit möchtest du kennen! — Worauf kömmt es an? — Worauf sonst, als auf die Befriedigung unserer Natur? — Unserer Natur? — Wie? sind denn diejenigen glücklich, welche die Triebe und Wünsche der Natur befriedigen? Was thun jene, die ihren Begierden folgen? Doch sind sie unglücklich; Reue, Eckel und Thränen folgen auf diese Befriedigung. Sie folgten dem Gebothe ihres Herzens: sie suchten Vergnügen, und fanden Schmerzen; suchten Ehre, und fanden Schande; suchten Frieden, und fanden Unruhe! Lebeten sie nicht nach der Natur? —

Nein! Sie wußten nicht einmal, was es heißt, nach der Natur leben. Sie verstanden un-

ter der Natur nichts mehr, als die eigennüzigen Neigungen und die Leidenschaften, welche aus diesen entstehen. Sie schränkten alle Begierden eines vernünftigen Menschen auf die Begierden ein, in deren Befriedigung das Vieh seine Glückseligkeit findet! Sie vergassen, daß sie nicht ganz für sich allein erschaffen waren; wenn sie noch so viel Gedanken hatten, zu erkennen, daß eine Mässigung nothwendig ist, in der Befriedigung der eigenen Neigungen, um den ersten Zweck, ihre Erhaltung, nicht zu vernichten. Eine dritte Gattung von Neigungen, einen andern Zweck, au[illegible]r ihrer eigenen Erhaltung, vergassen sie gänzlich.

O! Kurzsichtige! Hat denn der Schöpfer etwas erschaffen, bloß für sich selbst zu seyn? Durchschauet die ganze Natur! Ist sie nicht ein Inbegriff unzählbarer Kräfte, die alle zur Erhaltung des Ganzen wirken? Die leblosen Geschöpfe dienen zur Nahrung und Bequemlichkeit der Lebendigen. Die ganze Leiter des Lebens, vom Insekt bis zum Menschen, ist ein Zusammenhang von Kräften, welche in einander wirken, und Glückseligkeit empfangen und geben.

Soll der Mensch nur empfangen, und nicht wieder geben? Die Natur hat ihn nicht bestimmt, für sich allein zu leben. Sie hat seine Sicherheit, sein Dasein, seine Glückseligkeit mit fremden Interessen vermischt, und ihm gemeine Neigungen, Geselligkeit und Liebe ins Herz gelegt. Er mag diese vergessen, wenn er will; er mag alle die Tugenden, die aus dieser entstehen, in der Geburt ersticken: aber dann fodere er nicht, glückselig zu seyn. Glückseligkeit ist ein Erfolg, der aus der Ausübung aller seiner Grundneigungen, und ihrer mannichfaltigen Leidenschaften entspringt.

Ich sagte dir, mein Sohn, es sei eine schwere Kunst, die Kunst glücklich zu seyn! Niemand ist es geworden, ohne sich selbst zu erkennen; ohne die Verbindungen einzusehen, worinnen er steht; ohne alle Zwecke seiner gesammten Kräfte zu verstehen, und sie alle durch Vernunft so zu ordnen, daß eine der andern hilft, und sie nicht störet. Eine Maschine behält dann nur ihren Gang, und erreichet ihren Entzweck, wenn keines ihrer Triebwerke falsch geht, wenn jedes einen gemessenen Grad der Stärke und Geschwindigkeit hat. So

bald ein Rad steht, so bald eine Feder zu schwach wirket; so geräth das Ganze in Unordnung, und verfehlet seinen Zweck.

Vier Grundkräfte treiben den Menschen. Erhaltungsleidenschaften, eigene und gemeine Neigungen, und die Vernunft. Jene bewegen; diese ordnet, bestimmet jeder den gehörigen Grad ihrer Stärke, und regieret. Wenn alle diese so ordentlich, so harmonisch gegen einander spielen, daß eine die andere befördert, nicht hindert; so entspringt aus dieser Vollkommenheit die Glückseligkeit. Aber ihre Verbindung ist so unter einander, daß allemal die gar zu grosse Stärke des einen eine Schwäche, und umgekehrt, eine gar zu grosse Schwäche ein Uebermaaß an Stärke bei der andern voraussezet: in beiden Fällen ist gar keine, oder eine mangelhafte Glückseligkeit zu erwarten, wofern diese den Namen verdienet.

Die ersten Leidenschaften gehen auf unsere Sicherheit und Vertheidigung. Oft verrichten sie zu wenig, weil sie zu schwach sind; oft zu viel, weil sie das Maas überschreiten. In beiden Fällen erzeugen sie Mängel und Leidenschaften, die

unsere Glückseligkeit stören. Sie sollen uns nur einen gemässen Grad der Furcht, einen gemässen Grad der Empfindlichkeit über Beleidigungen geben; aber jene gebiert im Uebermaase die Furchtsamkeit. Jede Gefahr macht uns zittern, jeder Schein jaget uns Schrecken ein. Wir sind ausser uns; und unsere Zerstreuung erlaubt uns nicht, der Gefahr die besten Mittel entgegen zu sezen. Verdacht, Argwohn, Mistrauen, Sorgen sind die unglücklichen Kinder ihrer Zucht, welche ohne Unterlaß unsere Ruhe und Glückseligkeit verfolgen, Gift in unsern Wein streuen, unsere frohen Aussichten mit einer traurigen Finsterniß überziehen, und mit Gespenstern, ihren eigenen Geschöpfen, die Ruhe und den Schlaf von unserm Bette jagen. Fehlet sie gänzlich, so tritt eine Verwegenheit an ihre Stelle, die uns allen Gefahren aussezet, welche die Furchtsamkeit besorget, indem sie uns gegen die sicher machet, die wirklich vorhanden sind.

Wer Beleidigungen zu sehr empfindet, ist eben so wenig glücklich, als wer sie zu wenig fühlet. Den ersten treibt blinde Rache in tausend Gefahren und drücket alle die Dolche, die er dem Beleidiger

leidiger nicht fühlen lassen kann, in sein eigenes Herz. Der andere ist der Narr aller Narren, und sieht sich allen Beleidigungen bloß gestellet, weil er nicht den gesezten Muth hat, sich gegen eine einzige zu vertheidigen. Doch vielleicht ist die lezte, in unserer bürgerlichen Einrichtung, noch die glücklichste von beiden. Aber wie unglücklich macht jene? Wozu verleitet nicht Haß, Zorn, oder Rachbegier? Derjenige, der sich diesen überläßt, ist, ausser der grausamen Zerstörung in seinem eigenen Busen, seiner eigenen Handlungen nicht mächtig. Er taumelt, gleich einem Betrunkenen, durch alle Gefahren hin. Die Wuth bemächtiget sich seines Herzens und seiner Vernunft: und bewafnet seine grausame Hand. Er höret nicht mehr den Ruf der Menschenliebe, nicht mehr die Sitmme der Vernunft, nicht mehr die schrecklichen Drohungen der bürgerlichen Geseze. Er dürstet nach Blut, und sezet sein eigenes Leben, blos gegen die elende, die gottlose Freude, seinem Feinde zu schaden, in Gefahr. Befriediget er eine Leidenschaft nicht, welche er einmal ihr Maas hat überschreiten lassen; so kehret sie die Schärfe ihres Dolches auf

seine Brust, und entladet sich aller ihrer Wuth gegen ihn selbst. Löschet er ihren Durst, so wird er ein Mörder, von dem die Gerechtigkeit das Blut, was er vergossen hat, zurück fodert. Und sein Leben, das er hingeben muß, wenn er nicht als ein Verbannter, auf dem der Fluch ruhet, die Erde durchirren will, ist noch nichts, gegen die folternde Reue, womit ihn sein eigenes Gewissen bestrafet, wenn seine Vernunft wieder zurück kömmt.

So viel erfordert blos unsere Sicherheit, unsere Erhaltung! Aber unsere Natur begehret mehr. Die reiche Erde hat Güter, welche wir als wirkliche betrachtet, zu besizen wünschen; Güter, deren Besiz uns dieses Dasein bequem und angenehmer machen soll. Unsere Natur verlanget unsere Vollkommenheit, und weißt uns durch Privatleidenschaften dahin. Auch diese Triebe müssen ein Ebenmaas beobachten, und der Grad ihrer Stärke muß dem Maase des Gutes, und seiner Erhaltung genau entsprechen. Sind sie zu heftig, so machen sie uns rasend, statt glücklich; sind sie zu schwach, so werden wir unthätige Schläfer.

Wer

Wer kann das gehörige Maas treffen, der nicht die Grösse des Zweckes mit der Stärke der Begierde vergleichen kann, und folglich den wahren Werth der mannichfaltigen Güter zu beurtheilen weiß? Aber oft, was doch niemals geschehen sollte, greift die Leidenschaft der Vernunft vor, und wirft sich trozig über ihre Regentinn zur Tyranninn auf. Daher so viele Wünsche, die wir hernach für Flüche halten; Bemühungen ohne Zweck, Arbeiten ohne Absicht, Aufwand ohne Vortheil, Sorgen ohne Lohn! Daher strebet einer nach Reichthum, und erhält Gold; der andere nach Hoheit, und erhält Titel; der dritte nach Ehre, und erhält Luft; der vierte nach Ruhe, und erhält Langeweile; der fünfte nach Wohlleben, und findet, daß er nichts mehr kann, als satt seyn. — Einigen gewähret ihre unvernünftige Hitze, nach unermüdeten Arbeiten, eine Glückseligkeit, die völlig ihrer Mittel werth ist: und einer ersieget sich mit dem Namen eines Thoren eine Welt, die er nicht beherrschen kann, oder erwirbt sich einen Schaz, wobei er verhungert: der andere suchet Ruhm, und findet Schande; will groß seyn, und

ist ein Bösewicht; oder strebet nach Klugheit, und wird ein Betrüger.

Eine übermässige Liebe des Lobes oder Eitelkeit, führet ihren Sklaven durch Niederträchtigkeiten zur Schande; wie die Brunst nach Gewalt durch Mord und Gewaltthaten zur Tyrannei: und der Mangel beider Leidenschaften läßt den Gleichgültigen in Schimpf und Staube zurück.

Und hier hat die Glückseligkeit des Pöbels seine Gränzen. In diesem kleinen Kreise läßt er sich von seinen eigenen Neigungen herumtreiben; bis der Schwindel seinen Kopf drehet, und er selbst nichts mehr weiß, als daß er ein Thor ist. Verzweifelnd, daß die Natur eine andere Glückseligkeit habe, fängt er an, selbst zu erfinden, und biethet Preise für den aus, der etwas neues ersinnen kann. Thorheit, oder Wahnwiz löset diese Unmässigkeit ab; Nero, der satt ist, wird ein Saitenspieler; und Alexander, dem die halbe Welt gehöret, zündet eine Stadt an.

Nicht, als wenn der Saamen der schönsten Leidenschaften nur in einige bessere Seelen gestreuet wäre: die unpartheyische Natur hat ihn in alle ge-

legt.

legt. Aber er ist von langsamern Wachsthume; und weil der gemeine Haufen nur die eigenen Leidenschaften wartet, so schiessen diese in wilde Pflanzen auf, und ersticken jene. Diese gehen auf uns selbst, und scheinen mehr zu unserer Glückseligkeit beizutragen, als jene, die für den Nuzen anderer arbeiten.

Aber in ihrem Schoose werden Neigungen geboren, welche unser Leben verschönern, und reicher an Vergnügen sind, als alle jene zusammen. Zuneigung, Liebe, Dankbarkeit, Freundschaft, welche Quellen von Freuden, wenn sie wohl gewartet, und von der herrschenden Vernunft geordnet, geleitet, und in ihrer Bahn erhalten werden! Dieses sind die verschiedenen Triebwerke des Menschen, die alle mit gegen einander abgemessenen und geordneten Kräften spielen müssen, wenn er durch seine Handlungen die Glückseligkeit erreichen soll. Aber so lange wir nur einer oder der andern folgen, ohne den Trieb der übrigen zu fühlen, werden wir irren; so lange sie unordentlich und vermischt, ohne gegen einander abgemessene Kräfte in unserer Seele liegen, wird eine jede blind-

lings treiben, und ohne Endzweck wirken. Die Vertheidigunsleidenschaften müssen ein gehöriges Verhältniß mit unserer Gefahr, die Privatleidenschaften mit unsern Begierden und Bedürfnissen, die gemeinen Leidenschaften mit den Gefahren und Bedürfnissen anderer haben. Alle aber müssen gegen einander in dem gemessenen Grade der Stärke stehen.

Diese verschiedenen Kräfte gegen einander abmessen, sie so ordnen, daß keine die andern hindert, und so handeln, wie es der ganzen Summe am gemässesten ist, heißt nach der Natur leben.

XVIII. Brief.

An denselben.

Wer soll diese verschiedenen Interessen aus einander sezen, und bestimmen? Wer soll den Kräften ihr Maaß vorschreiben, ihren Streit ent-

entscheiden, und sie so leiten, daß sie zu einem Endzwecke arbeiten? — Die Vernunft!

Die Vernunft uebersieht die Bewegung des Ganzen, vergleicht, ordnet, bemerket, und entfernet die Fehler der Triebwerke; hemmet, wenn eine Kraft zu stark wirket, und treibt fort, wenn ihre Bewegung zu schläfrig wird. Wie Gott, die grosse Seele der Schöpfung, in allen Theilen derselben lebet, die Bewegungen leitet, die Kräfte ordnet, und ihre mannichfaltigen Zwecke zu einem Hauptzwecke leitet, bis das mannichfache Gemisch von Kräften in schöner harmonischen Eintracht spielet, und Dauer, Vergnügen und Glückseligkeit des Ganzen erzeuget. Ohne diesen ordnenden Verstand würde diese Welt ein Chaos von Kräften seyn, die wider einander arbeiten, und sich bald zerstören: eine immerdaurende Zwietracht der Elemente, der Leidenschaften und der mannichfaltigen Interesse, ohne Verbindung unter einander, ohne Hauptzweck gemacht, um sich selbst zu zerstören. Ohne diesen ordnenden Verstand würde der Mensch ein unvollkommenes Kunststück seyn; ein beständiger Widerspruch, mit sich selbst, und mit

andern; ein zweckloses Gemisch von kämpfenden Kräften; ein Geschöpf, gemacht, um ein Spiel seiner Leidenschaften zu seyn; zu begehren, zu arbeiten, und selbst seine Begierden durch andere Begierden zu bekriegen, und den Preis seiner Arbeiten durch entgegengesetzte zu zerstören; so blind als geschäftig, so geschäftig als unsinnig; ein Thor, oder ein Bösewicht, und allemal ein Unglücklicher.

Betrachte den Mann, der sich allein seinen Trieben überläßt, und ohne Vernunft lebet. Jede Leidenschaft, wie sie kömmt, reißt ihn fort, und schrecket ihn zurück. So oft die Empfindungen der äusserlichen Eindrücke abwechseln; so oft verändert eine neue Leidenschaft den Zustand seines Herzens. Itzt hasset er, itzt ist er ein Freund, dürstet in diesem Augenblicke nach Blute, und vergießt in dem andern Thränen: itzt trotzig und übermüthig, itzt furchtsam und kriechend; er liebet, er hasset, wünschet und verabscheuet; wählet, um zu verwerfen, genießt, um zu bereuen, hoffet, um zu verzweifeln; will alles, und erhält nichts!

Siehe,

Siehe, wie Bubo sich durch den Streit seiner Leidenschaft alles erlaubet, und alles versaget, und immer den Zweck vernichtet, den er eben im Begriffe stand, zu erhalten. Er wünschet sich Gesundheit und lebet unmäßig; suchet Reichthümer und verschwendet; dürstet nach Ehre und verwirket seinen guten Namen; schmachtet nach einem Freunde und beleidiget alle Menschen; begehret alles, und genießt nichts von allem, was er erhält: und eben der Mann, der mit ausserordentlicher Heftigkeit alle Neigungen seiner Natur zu befriedigen suchet, ist krank, dürftig, verachtet und ohne Freunde. So lebet er und stirbt, als ein Geschöpf, das ohne Zweck erschaffen war; oder als ein Thor, der ohne Vernunft glückselig seyn wollte, ohne sich selbst, oder der Welt, mit allen nützlichen Eigenschaften genützet zu haben.

Bubo ist das allgemeine Gemälde vieler Thoren in einem zusammen gefaßt. Willst du es in seine Theile auflösen, und jedes in einem eigenen Bilde sehen; so betrachte den Mann, der aus Wuth seiner eigennützigen Leidenschaften den Zweck der Erhaltungsneigungen; aus Wuth der Erhal-

tungstriebe die Absicht der eigennützigen; aus Wuth einer oder der andern den Zweck der gemeinen Neigungen; und aus Wuth der gemeinen so gar selbst den Zweck der gemeinen zerstört.

Apicius liebet das Leben; aus Brunst zum Wohlleben nimmt er Gift und endiget sein Dasein. Opimius besorget, daß er verhungern möchte, und sparet weise einen Ueberfluß für die Zukunft. Wozu will er ihn brauchen? Du meinest, um im Alter Pflege zu haben, oder Hülfe, wenn er krank wird? Ach! nein! er liegt gefährlich in einer Schlafsucht. Ermuntere dich, ruft der Arzt. Sieh doch nur, die habsüchtigen Erben zählen schon dein Geld. Diesen Augenblick werden sie dir alles nehmen! „Wie? schon bei meinen Lebzeiten?„ So lebe denn, damit du es hüten könnest! „Ach! laß mich!„ Du wirst Hungers sterben, wenn du deinen schwachen Magen nicht bald durch Nahrung stärkest. Nimm geschwind diesen Stärkungstrank! „Wie theuer?„ Sehr Wohlfeil! „Aber wie theuer?„ Sechs Heller! „Ha! ist es nicht gleichgültig, ob ich durch „Krankheit, durch Diebe oder Verschwendung, „Hun-

„Hungers sterbe (*)?„ Alexander läßt tausend Scythen erschlagen, macht einige hundert Gefangne, nimmt ihnen tausend Pferde ab: dann sendet er den Ueberwundenen sehr gnädig die Gefangenen zurück, und überläßt es ihnen, zu beurtheilen, wie großmüthig er sei. Sie werden schon erkennen, daß er nicht aus Zorn oder Feindschaft einige tausend erschlagen habe, sondern bloß aus Begierde, ihnen zu zeigen, daß er sie alle erschlagen könnte, wenn er wollte! Denn

(*) Etwas verändert nach dem Horaz

Ni tua custodis, avidus jam hæc auferet hæres.
„Men' vivo! „ Ut vivas igitur, vigila: hoc age. „ Quid vis ? „
Deficient in opem venæ te, ni cibus atque
Ingens accedat stomacho fultura ruenti.
Tu cessas? agedum sume hoc ptisanarium oryzæ.
„Quanti emtæ? „ Parvo „ Quanti ergo? „ Octussibus. „ „ Eheu
Quod refert, morbo, an furtis pereamve rapinis.

Hor. Sat. III. L. II.

er erwürget nie anders, als um zu zeigen, daß er tapferer ist, als seine Gegner (*). Nomentan versaget keinem seinen Tisch, seinen Wein, und seine Casse; aber alle seine Nachbarn sind seine Gläubiger, und einer geräth nach dem andern an den Bettelstab. Mit vieler Menschenliebe ist Nomentan ein Betrüger, der eine halbe Stadt unglücklich machet.

Die Vernunft allein kann diesen Widerspruch berichtigen, und die streiten Leidenschaften in eine Uebereinstimmung setzen, wo sie zu einem Zwecke arbeiten. Sie nimmt das als moralische Verbindungen an, was die Natur durch Triebe dem Menschen gebietet; und ordnet diese Verbindungen

(*) Die Betrachtung des Curtius kann ohne allen Zwang diese Erklärung leiden. Nachdem er die Niederlage der Scythen erzählet hat, saget er: moverat eos Regis non virtus magis, quam *clementia* in devictos Scythas: quippe captivos omnes sine pretio remiserat: ut fidem faceret sibi cum ferocissimis gentium *de fortitudine*, *non de ira*, fuisse certamen. L. VII. C. IX. Ein seltsamer Bewegungsgrund, Menschen zu erwürgen!

dungen nach der Größe ihrer besondern Zwecke so, daß der Streit aufhöret, und eine Vollkommenheit des ganzen Geschöpfes hervorgebracht wird. Sie überspannet nicht, sondern erwecket; erstickt nicht, sondern mäßiget; und ist eine Freundinn, eine Rathgeberinn, eine Führerinn von allen.

Die wilden Leidenschaften der Erhaltungstriebe, welche ohne ihre Wartung Furchtsamkeit oder Verwegenheit, Rachgier oder Kleimüthigkeit waren; alle Feinde der Ruhe und Glückseligkeit, alle Peiniger des Herzens sind durch ihren sanften Einfluß Vorsorge oder Muth, Mäßigung und Standhaftigkeit. Ihre Aufmerksamkeit erzieht aus den grausamen Kindern der eigennützigen Neigungen sittsamer Freunde, die das menschliche Leben verschönern, und bildet die Eitelkeit in Liebe der wahren Ehre, die verächtliche Gleichgültigkeit in sanftes Gefühl, die Schwelgerei in Mäßigkeit, den Geiz in Sparsamkeit, die Verschwendung in Bequemlichkeit, die Trägheit in Thätigkeit, um. Und unter ihrer Aufsicht erzieht der Eigennutzen, vermählet mit der Liebe der Menschen, die schönsten Leidenschaften der Natur, die gesellschaftli-

chen Tugenden, Mitleiden, Dankbarkeit, Wohlwollen, Liebe, Freundschaft, Aufrichtigkeit und Großmuth.

Alle die verschiedenen Interessen, welche diese in unserer Natur und Vollkommenheit haben, verbindet sie so, daß alle zu einer Harmonie zusammen stimmen, und leget sie dem, der glückselig seyn will, als Verbindungen auf. — So ist das System unserer Natur; und diesem muß unser Leben entsprechen, wenn wir seine Vollkommenheit wollen.

Der ist nicht gleich gesinnt, dessen Leben ein beständiger Streit mit sich selbst ist; der nicht ruhig von aussen, dessen Begierden in einem ewigen Kampfe mit der Welt liegen: der genießt nicht der Stille der Seelen, der Wünsche auf Wünsche häuft, und von dem Sturme widerwärtiger Leidenschaften hin und her getrieben wird: der hat nicht Sicherheit, vor dem sich alle fürchten, und der alle fürchten muß: der hat nicht Ehre, der Schande; der nicht Hochachtung, der Verachtung verdienet: der lebet nicht wohl, der alles Vergnügen durch Unmäßigkeit in Schmerz verwan-

wandelt: der ist nicht gesund, der den Saamen der Krankheiten durch Schwelgen dünget: der ist nicht reich, der im Ueberflusse darbet: der ist nicht weise, der seine Zwecke durch falsche Mittel zerstöret; und der nicht glücklich, der ein Gut wünschet und seinen Schatten erhält.

Aber nenne mir nur ein Gut unter allen denen wovon der Thor den Schatten erhaschet, oder das er durch seine eigenen Mittel verliert; nenne ein einziges, was je Menschen besessen, Weise geschäzet, und selbst Thoren bewundert, oder gewünschet haben, welches der Mann nicht erhalten sollte, der nach der Natur lebet? Seze die Glückseligkeit in Ehre oder Reichthum, in Würde, oder Liebe, in Thätigkeit, oder Ruhe, in Sicherheit von aussen, oder Freude von innen; seze sie in einem einsamen Leben, oder in Geselligkeit und Freundschaft; oder nimm vielmehr alle diese Stücke, mit allen ihren entzückenden Folgen zusammen, und lege sie, recht verstanden, dem Manne bei, der die aus seiner natürlichen Einrichtung entspringende Gemüthsfassung und Gesinnungen mit Sorg-

falt

falt bauet, und der ihren Verbindungen mit einer Fertigkeit im Handeln genug thut.

Was ist die Ehre? ein Lohn der Verdienste, das Urtheil der gesunden Vernunft von dem Werthe unserer Handlungen. Und kann denn diese Vernunft dem Manne, dessen Handlungen sie selbst geleitet, selbst gebilliget hat, diesen Lohn versagen? — Der Narr versaget ihm vielleicht sein Lob: aber der Narr kann gar nicht loben. Oder ist die Stimme der Vernunft nicht laut genug, wenn der Ruhm nicht in tausend Ohren klingt? Armseliger Zusatz! der Gedanke, daß er Verdienste hat, ist in jeder vernünftigen und billigen Seele wirklich: muß ihn die Sprache erst münzen, wenn er gültig seyn soll? Verändern zwo Silben, oder ein Hauch, ein Odem, das Wesen der Begriffe? Elende Begierde, von dem Pöbel genannt zu werden, der seinen Mund durch die Namen so vieler Nichtswürdigen verunreiniget, und in einem gleichen Ausrufe einen Mäcen, und einen Tigellin, einen Harvey und einen Gaukler (*) nennet!

Wo

(*) Harvey, der Erfinder der allernützlichsten Wahr-

Wo suchest du den Reichthum? Bei dem Narren, der sich aus Verzweiflung umbringt, weil

Wahrheit in der Arzneiwissenschaft, nämlich der Circulation des Blutes. Man hat hier die nützlichste Erfindung, einer der unnützesten entgegen gesetzt: und nur ein sehr unachtsamer Leser könnte denken, daß der Ehre dieses großen Mannes im geringsten zu nahe geschehen sey. Für den unbestimmten Namen, Gaukler, hätte ich lieber den Namen des Mannes gesetzt, dessen in den Lettres d'un François gedacht ist; aber der Verfasser hat seinen Namen nicht genannt. J'ai vu, saget er, l'an passé aux Courses d'une petite ville, un Gentilhomme en disputer le prix contre un cordonnier & le perdre: la Canaille couronna de Lauriers son Héros, & le conduisit ainsi par-tout en triomphe. Ce Manant est un gaillard très-dispos. Il passe six Mois de l'année à faire des souliers, bien ou mal, & les six autres monté sur son Bucéphale il parcourt le Pays &c.

Diese Kunst ist in England so sehr in Ehren, daß man die Pferde malen läßt, und daß sogar ein Verfasser eine Geschichte aller Pferde, die gesieget haben, in drei Folianten mit Kupfern unter Händen gehabt haben soll.

weil er nur noch eine Million zu verschwenden hat; oder bei dem Unsinnigen, der bei vielen Millionen verhungert? Reichthum ist das, was genug ist, unser Leben zu erhalten. Der König kann darben, wenn er wie Apicius, oder wie Opimius prasset; und der Bettler kann reich seyn, wenn er wie Kyrle lebet (*). Reichthum richtet sich nach allen Ständen. Der Fürst bedarf mehr, als sein Minister, der Minister mehr, als der, der einen niedrigen Rang bekleidet, der höhere Stand mehr, als der niedrige, der Adel mehr, als der Bürger, der Bürger mehr, als der Bauer: daß alle genug haben, machet eine und dieselbe Tugend, die Mäßigkeit.

Die Würde, was ist sie sonst, als ein Inbegriff von Tugenden und Verdiensten, von Ehre und Großmuth? Ohne sie ist das Band — ein Band, und der Stern — ein Werk der Nadel, das dem Sticker mehr Ehre macht, als dem, der ihn trägt. Würde ist nicht das Kleid, das der

(*) John Kyrle, der Mann von Roß, wie ihn Pope nennet. Man sehe seine Moral Essays, den vierten Brief.

der Stolz trägt; und Titel und Orden sind an einem Nichtswürdigen so wenig Ehrenzeichen, als der Ring an dem Finger Sejans ein Beweis seines Adels (*). Liebe kann sich niemand anmassen, als der sie durch Wohlthun verdienet: und der mächtigste Fürst, der alles durch seinen Befehl vermag, muß sich zur Güte, zur Wohlthätigkeit verstehen, wenn er sie verlanget. Er muß sich dem Geseze unterwerfen, was die Vernunft einem jeden auflegte, der nach der Natur lebet, ein allgemeines Gut seinem Privatgute vorzuziehen. Oder erhält er sie, wenn er die eine Hälfte seiner Unterthanen erwürget, um über die andere, gesichert durch den Schrecken seines Namens, desto freier zu tyrannisiren?

Thätigkeit und Ruhe, zwei Begriffe, die in dem Verstande des Thoren und Weichlings sich entgegengesezt sind, bei wem können sie anders zusammen in Verträglichkeit und Eintracht leben, als bei dem Manne, bei dem eine aus der andern entspringt? Die Ruhe ist nichts anders, als die im Herzen gefühlte Stille, die Zufriedenheit

(*) Juvenals erste Satyre.

heit, die aus dem Bewußtseyn entspringt, daß man seinen moralischen Verbindlichkeiten genug gethan habe: und diese Verbindlichkeiten sezen Handlungen und Thätigkeit, nicht Musse und Trägheit, voraus. Suchest du eine andere Ruhe, so lerne sie von dem Gasto (*). Mache das Bette zu deiner Welt, pflege deinen Rücken, und siehe zu, ob du Langeweile für Ruhe halten, und in dieser Ruhe glücklich seyn kannst!

Wer hat Sicherheit von aussen? Nicht der, welcher seinen Feinden nichts, als Wachen und unmächtige Waffen entgegen sezen kann. Die Gefahr schleicht sich mitten durch die Schaaren der Bewaffneten; wer sicher seyn will, muß keinen Feind haben. Und wer hat Freude von innen? Nicht der, der mit der Vernunft im Kampfe liegt. Der Mann, der die Menschen liebet, und ihre Liebe durch Wohlthun verdienet der

(*) Man sehe Withofs Gedicht, die moralischen Kezer. Herr Withofs führet etwas unrichtig den II. Band der Memoires des Baron von Pölniz an; es ist der XXXV. Brief im dritten Bande.

der Mann, dessen Vernunft jede seiner Handlungen billiget, hat die äusserliche Sicherheit und die innere Freude: er ist der Schöpfer seiner Freuden, und der Künstler seines Lebens (*). Er hat eine Glückseligkeit, die sich für jeden Stand, für jede Lebensart schicket, für den Thron und für die Hütte in der Einsamkeit, und in der Gesellschaft, auf dem Lande, und in der Stadt: eine Glückseligkeit, die ich dir oben beschrieben habe, die aus der Harmonie unserer Regungen, Leidenschaften und Handlungen entsteht; eine Glückseligkeit, welche der Zweck unserer Natur war.

Wer dieser Natur gemäß lebet, wer alle ihre Verbindungen erfüllet, der ist tugendhaft: und Thoren suchen demnach eine andere Glückseligkeit, als die, welche die Tugend giebt!

(*) So nennet ihn *Seneca* Artifex vitæ. De Vita beata. C. VIII.

XIX. Brief.

Strephon an den Sterontes.

Ich habe mich umsonst bemühet, dich zu versöhnen; selbst mein Unglück hat nicht Stärke genug gehabt, dein feindseliges Herz zu erweichen, und deinen Haß gegen mich zu entwaffnen: izt, Sterontes, habe ich nur noch einige Augenblicke übrig, die ich dieser menschlichen Bemühung widmen kann. Ich sehe meinem Tode und einem andern Leben entgegen, und wünsche, wo nicht Freunde, die meine Asche beweinen, und mein Grab segnen, doch wenigstens nicht einen Feind zu hinterlassen, der der Stelle fluche, wo meine Gebeine ruhen!

Laß mich noch einmal zu dir reden, und laß den Zuspruch eines Sterbenden nicht ganz ohne Wirkung seyn! In dieser Stellung, worin ich izt bin, nahe an dem Rande des Lebens, zwischen dem Himmel und der Erde, redet der Sterb-

liche am feierlichsten: und diejenigen sollten ihn hören, welche sein Tod erinnert, daß sie auch sterblich sind. Sie werden ihm folgen! So lange sie unter der Sonne leben, wandeln sie auf ihrem Grabe, das, wer weis wie plözlich! unter ihren Füssen einsinkt, und ihnen vielleicht nicht Zeit läßt, das zu bereuen, was sie bereuen sollten!

Ein Sterbender hat das Vorrecht, freier zu reden, und ernsthaftere Wahrheiten zu sagen, als der Lebendige. Man ärgert sich selten an den heilsamen Lehren oder Betrachtungen, die er saget; weil man in der Lage, worinn sein Herz sich befindet, weder Eitelkeit noch Rachbegierde, noch Stolz von ihm vermuthen kann. Die ernsthafte Stunde, die immer vor seinen Augen steht, und die feierlichen Betrachtungen, welche sie bei ihm veranlassen muß, haben längst diesen irdischen Leidenschaften, deren Eitelkeit er izt kennet, in seiner Seele gedämpft. Was noch von Begierden in ihm bleibt, ist der Wunsch, ruhig zu sterben, und sich zu der grossen Bestimmung seines Daseyns würdig vorzubereiten: die Begierde, von allen Be-

leidigten die Vergebung zu erhalten, die er allen Beleidigern giebt.

Wenn vielleicht hundert anders sterben: so glaube mir doch, daß ich so sterben werde. Ich habe, so viel die menschliche Schwachheit sich überwinden läßt, keinen meiner Nebenmenschen, so gar keinen meiner Feinde gehasset. Vielleicht wallete mein Zorn bei Beleidigungen auf: allein, mein beruhigtes Herz hat sich immer wieder dargebothen; es hat sich selbst mit Reue wegen seiner Uebereilungen bestrafet, und keinen Haß zurück behalten. — Doch wenn es auch damals durch gewisse Besorgnisse, durch eine natürliche Begierde, glücklich zu seyn, und durch andere Triebe, die von dem Leben nicht wohl zu trennen sind, noch eine Art von Haß oder Verachtung behalten hätte: so muß mein naher Tod mich izt von allen diesen lossprechen. Der, welcher versichert ist, daß er nicht länger leben kann, ist auf einmal von allen Regungen frei, welche der Liebe zum Leben anhangen. Er hat kein Interesse mehr auf der Welt; die Bande, welche ihn mit vergänglichen Gütern verbanden, sind aufgelöset. Der Vorhang

ist zugezogen, und verbirgt ihm auf ewig die gül-denen Aussichten einer irdischen Glückseligkeit, wel-che nur der Lebendige noch hoffen kann. Er hof-fet hier nichts mehr; und wer nichts hoffet, der hat nichts zu fürchten. Er steht gleichsam allein, in einer Entfernung, und sieht auf die Lebendigen zurück, zu denen er nicht mehr gehöret. Seine Lidenschaften hören da auf, wo seine Hoffnung aufhöret, sie befriedigen zu können. Er hat — oder wenigstens sollte er nichts mehr mit den Le-bendigen gemein haben. Ganz andere Zwecke, ganz andere Wünsche und Hoffnungen erwachen in seinem sterbenden Herzen; und welcher Eigen-nuz, Neid, Zorn, Stolz sterben in dem Augen-blicke in ihm, wo ein gewisser Tod ihn der Aus-sicht in ein zweites Leben näher rücket.

In dieser Stellung befindet sich izt der, den du gehasset hast. Wenn er noch einmal mit dir redet; wenn er dich an vergangene Begeben-heiten erinnert; so wirst du ihn, in diesem Au-genblicke, nicht in dem Verdacht haben können, daß er noch, ehe er stirbt, eine schlechte Leiden-schaft befriedigen wolle, und daß Stolz, oder

eine Begierde, sich zu rächen, Antheil an seinen Worten habe.

Ich wiederhole es, ich habe dich nie gehasset: ich bin mir nicht bewußt, deinen Haß verdienet zu haben. Sei unpartheyisch, Sterontes, und wiederhole nur die kurze Geschichte unserer Verbindung! Dem Schicksale gefiel es, mich immer in eine Stellung zu sezen, wo ich deine Eifersucht erregte. Die Welt legte mir das Lob einiger Geschicklichkeiten bei, welches ich vielleicht nicht verdiente: aber wenn Redlichkeit und Treue gegen jeden Mitbürger, Gewissenhaftigkeit und Eifer in unsern Gewerben, Dienstfertigkeit und Menschenliebe gegen alle Menschen nicht vielmehr Pflichten eines jedweden genannt werden müssen, und sich einiges Lob anmassen dürfen; so schäze ich mich ihres Lobes nicht ganz unwürdig. — Dieses Lob fieng an, dir zu misfallen; du glaubetest, an mir einen Nebenbuhler zu finden. Die Welt, welche zu gütig gegen mich war, war vielleicht zu ungerecht gegen deine Verdienste. Ich wurde zu einem Schritte befördert, den du zu thun wünschtest, und zu dem du ein vorzügliches Recht

vor

vor mir zu haben glaubtest. Dieser Vorzug, gestehe es dir selbst, erbitterte dich. Mich aber kränkte es, daß jemand seyn sollte, den mein Glück misvergnügt machte. Ich wünschte mehr die Liebe aller meiner Nebenbürger, als den Vorzug vor einem einzigen derselben: der Preis für jede Ehrenstelle war mir zu theuer, wenn sie mir einen Feind zuzog. Ich mußte indeß dem Befehle meines Königes gehorchen, und konnte dir nicht gefällig werden, ohne gegen diesen undankbar zu seyn. Ich suchete, dir diese Gesinnungen zu entdecken; ich bemühete mich, mir diesen Vorzug zu Nuze zu machen, um dein Glück zu befördern und wandte alle Mühe an, dir ein Herz zu zeigen, das dich hochschäzte und liebete; das nur wünschete, sich dir zu eröfnen, und nichts von dem Hochmuthe fühlete, den du bei mir argwöhntest. Allein, wie schwer ist es, eine Eifersucht zu überwinden, welche sich einmal des Herzens eines Nebenbuhlers bemächtiget hat! Jede Mine, jede unserer Bemühungen, sie durch Versicherungen, Gefälligkeiten und Dienste zu dämpfen, ist ein Oel, wodurch wir ihre Flamme nähren, du hieltest

test meine freundschaftlichsten Bemühungen für eine Verstellung; du glaubtest so gar, jede meiner aufrichtigsten Handlungen sei ein Triumphe und eine Spötterei über dein Schicksal; und schriebest alles das, was ich aus Freundschaft that, einem Stolze zu, der dich meinen Vorzug empfinden lassen wollte. Vielleicht hatte ich geheime Feinde, welche mich dir von dieser Verhaßten Seite vorstelleten, und deinen Zorn aufs äusserste trieben. Ich sah zwar, daß ich keinen Dank verdienen würde; doch ließ ich nie die Hoffnung und nie den Vorsaz fahren, dich von meiner Unschuld zu überzeugen. Wie sehr wünschte ich mir eine Gelegenheit, welche alle Zweifel gegen meine Aufrichtigkeit entkräften könnte! Das Glück schien mir auch diesen Wunsch zu gewähren, und ich glaubete, mich izt deiner Freundschaft versichern zu können.

Die Güte der Regenten des Staates wollte mich zu einer Ehre hervor ziehen, die ich nicht verdiente. Ich verbath mir diesen so sehr beneideten Vorzug; und meine Verstellungen — verzeih mir, daß ich es wiederhole, und glaube nicht, daß ich dich aus Stolze daran erinnere, um dir eine Wohl-

that vorzurücken! Ach! was hat ein Sterbender, der seine ganze Glückseligkeit von der Gnade Gottes erbitten muß, was hat der für ein Recht, seinen Mitbrüdern Wohlthaten vorzurücken? — meine Vorstellungen fanden Gehör; die Stelle wurde dir bestimmt, und ich bath nur um die Gnade, daß es ein Geheimniß bleiben möchte, zu welcher Ehre der Staat mich ausersehen hätte.

Voll von der Freude, dir gedienet zu haben, eilte ich zu dir, und wollte nur das Vergnügen, dir zuerst Glück zu wünschen, zur Belohnung für meine Freundschaft haben. Aber man hatte dir das unschuldige Geheimniß verrathen. Ein Mann, der vielleicht sein Glück darinn suchete, wenn er uns entzweiete, hatte dir meinen uneigennüzigen Eifer von der verhaßtesten Seite vorgestellet, und betrog mich um das Vergnügen, worauf ich glaubete einiges Recht zu haben. Ich fand dich aufgebracht; Du beantwortetest meinen Glückwunsch mit Verachtung. Ich verachte, sagetest du, eine Ehre, welche ein anderer, der schlechter ist, als ich, anzunehmen sich geweigert hat; und ich verachte sie doppelt, wenn ich sie dem verdanken soll,

den ich hasse. Diese Verachtung war der Lohn für meine Freundschaft. Sie kränkte mich, aber sie erbitterte mich nicht. Du allein kannst es wissen, wie sehr dein Haß von diesem Augenblicke an gegen mich zugenommen hat. Man brachte mir von allen Seiten Zeugnisse von dem bittersten Hasse, womit du meine Ehre verfolgetest. Man sagte mir, daß du dich so tief herabgelassen hättest, die gehässigsten Verleumdungen wider mich auszubreiten. Ich gab keiner einzigen Gehör; ich glaubete, meine Unschuld könnte für mich reden, und wollte keine einzige widerlegen.

Eine unglückliche Stunde brachte uns zusammen. Auch diesen Zufall wollte ich nicht ungebraucht lassen; ob ich gleich verzweifelte, dich von deiner Ungerechtigkeit zu überzeugen. Ich wagte es noch einmal, dir alle Versicherungen von meiner Redlichkeit zu wiederholen. Aber du konntest meine Gegenwart so wenig ertragen, daß jede deiner Gebärden, jedes Wort mir den Haß ausdrückte, den ich so wenig verdiente. Der Stolz, die Verachtung, die gehässigen Vorwürfe, womit du mich vor den Augen einer Gesellschaft zu be-

schimpfen suchtest, überwanden einmal meine Geduld. Ich bekenne dir meine Schwachheit, und verlange sie so wenig zu entschuldigen, daß ich dich bitte, sie mir zu vergeben. Ich ließ mich von dem Zorn übereilen, und antwortete in dem Tone, worinn ich angeredet wurde. Dein Zorn brach in Wuth aus, und du zwangest mich, meinen Degen wider dich zu ziehen. Kaum hatte mich meine Schwachheit zu dieser Uebereilung fortgerissen, so bereuete ich schon diesen unvorsichtigen Schritt. Die Vernunft kam bei mir zurück, und ich vertheidigte mich mit kaltem Blute wider den Angrif eines Erbitterten, den die Heftigkeit eines unvorsichtigen Zornes allen Gefahren des Zweikampfes allein aussezete. Mein Glück, und deine Unbehutsamkeit geben mir einen Sieg, den Vernunft und Menschenliebe mir nicht zu misbrauchen gebothen. Ich entwafnete dich; dein Leben war in meiner Gewalt. „Du hast den Sieg „riefest du: ich bin dein Feind; hätte ich gesiegt, „so müßtest du sterben. Was bedenkest du dich! „Ich verlange keine andere Gesinnungen von dir; „tödte mich! „ — Ich gab dir deinen Degen zu-

rück.

rück. Und was verlangete ich dafür? — Dein Herz! — Du schienest über diese Handlung verwirrt zu seyn; und ich glaubete nun in der That, gesiegt zu haben. Ich umarmte dich, bath dich um Verzeihung, beschwor dich, mich nicht mehr zu hassen, und vergab mir selbst eine Sünde, weil sie mir Gelegenheit gegeben hatte, sie durch eine gute Handlung gewissermassen zu vergüten.

Ach! wie hast du mich dafür belohnet! — doch ich will nicht klaren! Wenn wir mit Einem Schritte die Gränze unsers Lebens erreichen können, und das Ende unsers Unglücks nahe vor uns sehen; so höret unsere Empfindung auf, und es ist uns gleichgültig, ob wir da, wo wir waren, glücklich oder unglücklich lebeten, wenn nur beides ohne Sünde geschah. Ob wir tugendhaft lebeten, unsere Pflichten erfülleten, unser Gewissen befriedigten; darauf kömmt es im Sterben an; nicht, ob wir glücklich waren. Aber ich habe noch Einen Feind, den ich versöhnen muß, ehe ich sterbe. Der Gedanke, von einem meiner Nebenmenschen gehasset zu seyn, beunruhiget mich. Ich wünsche, mit der Welt Frieden zu haben, ehe ich sie verlasse.

Gieb

Gieb mir das, warum ich dich so oft umsonst gebethen habe; und laß deine Feindschaft sich wenigstens mit dem Leben deines Feindes endigen. Sie war unverdient, diese Feindschaft; ja, laß mich ihr den wahren Nahmen geben, und dir nicht schmeicheln; sie war ungerecht. Bedenke, wie weit du sie triebest! Eine Handlung, welche die Welt großmüthig nannte; (ich nenne sie nur Pflicht;) eine Handlung, welche mir wenigstens deine Freundschaft hätte erwerben sollen, entflammte deinen Haß nur noch mehr, und du beschlossest von dem Augenblicke an, da das Schicksal dein Leben in meine Gewalt gegeben hatte, meinen Untergang. Ja, du warest nicht damit zufrieden, ihn heimlich zu beschliessen; du schwurest ihn öffentlich, du liessest ihn mir drohen. Du hast dein Wort gehalten. Meine lezten Tage sind von dem Glanze, und von dem äusserlichen Glücke entblößt gewesen, welche die vorhergehenden verschönerten. Ich habe so lange, als ich mich noch unter die Lebendigen zählen konnte, mein hartes Schicksal empfunden; ich habe geseufzet, ja ich habe vielleicht über dich geseufzet: aber

meine Empfindung hat keinen Haß, keine Rachbegierde bei mir hinterlassen. Mein Unglück ist überstanden; ich stehe im Begriffe auf eine Scene zu treten, wo ein ganz anderes Leben anheben soll. Alle meine Gedanken ziehen sich von dem, was schon hinter mir liegt, zurück, und wenden sich mit ungetheilter Aufmerksamkeit auf die Vorbereitung zu dem, was vor mir ist. Ich vergesse demnach alle Zufälle des vorigen Lebens, und vergebe meinen Beleidigern desto herzlicher, je weniger Antheil ich an dem nehme, was mich nicht mehr angeht.

Vergieb auch du mir eben so herzlich: wenn wir nicht als Freunde leben konnten; so laß uns wenigstens als Versöhnte und Freunde sterben. Glaube mir, die Stunde des Todes verändert unsere ganze Denkungsart; wir beseufzen in diesem Augenblicke manche Handlung, worüber wir in gesunden Tagen unserer betrogenen Eitelkeit schmeichelten. Die festeste Ueberzeugung wird da wankend; und wir finden, daß sie die unglücklichste Verbindung war. Aber es ist dann zu spät, und wir bezahlen unsere Halsstarrigkeit mit Reue

und

und Gram, welche unser Sterbelager elend machen. Du wirst es zu spät bedauren, wenn du mich ohne Versöhnung scheiden lässest, und mich dann gewiß mit Thränen wieder zurück wünschen, wenn du selbst empfindest, was sterben heißt.

Erspare wenigstens dir selbst diese künftige Unruhe. Komm, als ein versöhnter Freund, gieb mir deine Hand, segne einen Sterbenden, und laß dich von ihm segnen!

XX. Brief.

Sperchon an den Syrmes.

Ich schreibe dir unter Thränen, liebster Syrmes, eine Nachricht, welche dich nicht weniger Thränen kosten wird. Thränen vergiessen ist das einzige, was wir noch um unsern Zarem können: ach! ihm helfen, ist vielleicht ausser unserer Gewalt. Er ist verloren: unsere Befürchtungen sind wahr geworden; seine unglückliche

Leidenschaft hat ihn endlich ins Verderben gerissen; seine weinende Stella hat einen zärtlichen Gemahl, seine armen Kinder haben die väterliche Hülfe, und wir einen redlichen Freund verloren. O! unglückliche, o! verfluchte Spielsucht! Welche grausame Zerstörung einer ganzen Familie, welches Unglück, welche Seufzer, welche Thränen hat sie angerichtet!

Wir schmeichelten uns, unsern Freund durch die Gefahr, davon wir ihn zweimal gerettet hatten, von seiner ausschweifenden Liebe zum Spiele geheilet zu haben: aber unsere Freude, und unsere Hoffnung, ihm selbst, seiner zärtlichen Stella, und seinen Kindern Ruhe und Sicherheit wieder gegeben zu haben, hat uns betrogen. Er ist in der unglücklichsten Stunde seines Lebens auf seine alte Thorheit zurück gefallen, und eine Karte hat den Untergang seines ganzen Hauses entschieden.

Die sanftmüthige, die tugendhafte, die unglückliche Stella ließ mich durch einen Bothen die Hälfte ihres Unglücks errathen, und bath mich, ihrem unglücklichen Gemahle zu Hülfe zu eilen. Ich floh mit der Beängstigung eines Freundes,

der für das Leben seines Geliebten fürchtet, zu seiner Wohnung. Mit hinströmenden Thränen, mit gerungenen Händen, zitternd, blaß, wie eine Todte, kam Stella mir entgegen. „Ach! großmüthiger Freund, Retter meines unglücklichen Zarems, du Vater dieser armen Hülflosen, die mit ihrer gekränkten Mutter weinen, hilf ihm, wenn du noch helfen kannst! Hilf einem Unglücklichen, einem Verblendeten, einem Verführten, der nicht aus Bosheit, nicht aus einem lasterhaften Herzen, sondern aus Schwachheit, durch eine unglückliche Leidenschaft fortgerissen, sich und sein trostloses Weib in ein Verderben gestürzet hat, worüber er sich selbst verabscheuen wird! Eine unglückliche Gelegenheit zum Spiele hat alle deine Vorstellungen, alle meine Bitten und Thränen, alle seine festesten Entschlüsse überwunden. Drei Zeilen von ihm, die durch ihre Schrift die Verzweifelung verrathen, worinn sie aufgesezet sind, lassen mich die kleinste Hälfte meines Unglücks wissen, und die schrecklichste errathen. — Unser ganzes Vermögen — und noch mehr, dasjenige; womit Freunde uns unterstüzet hatten, ist verlo-

ren. Ich bin arm, bin mit Schulden beladen; diese unglücklichen Zeugen unserer Liebe sind wie verstossene, arme Waisen, deren ganzes Erbtheil nur Armuth, Elend und die Thränen ihrer Mutter seyn wird! — Doch wie gern lernen wir dieses Schicksal ertragen: aber mein unglücklicher Gemahl, wo ist er? — Ach! wo ist er? — Gieb ihn mir wenigstens wieder. Ich habe sein Glück mit ihm getheilet, laß mich auch sein Unglück mit ihm theilen! —„

Ich las die Zeilen mit flüchtigen Augen. Sie enthielten Regungen eines Verzweifelnden, der sich zum Selbstmorde entschlossen zu haben scheint, aber noch mitten in dem grausamsten Kampfe seiner streitenden Entschlüsse, die Gewalt der Liebe gegen seine Geliebte und seine Kinder, fühlet, und ihnen den Schrecken einer so verhaßten Nachricht ersparen will.

„Ihr seyd unglücklich, du, die mir theurer „ist, als mein Leben, meine Kinder, meine Freun„de, — und vor euch allen, ich! Höre die schreck„liche Nachricht, liebste, theuerste Stella: mein „ganzes Vermögen ist hin; höre sie, und fluche

mir!

„mir! — Ja, fluche mir! — Ach! meine „Stella! — Ach! meine unschuldigen Kinder! „Wo soll ich mich vor euren Thränen verbergen! „— Doch das weiß ich schon; ja das weiß ich! „Aber wie soll ich euch vor dem Elende retten? „— Der Himmel rette euch! — Ich — heute „kann ich euch unmöglich wieder sehen: aber seyd „um mich unbekümmert; denn ich habe euch un„glücklich gemacht! „

Ich verließ, nach diesem schrecklichen Winke, die unglückliche Stella mit einer Unruhe, welche mir kaum erlaubete, ihr einen Muth zuzusprechen, oder sie zu trösten. Ich kannte den Zarem. Eine vertraute, eine zärtliche, eine durch viele Jahre bestätigte Freundschaft hatte mir sein ganzes Herz eröfnet, und keine von seinen Schönheiten, oder Schwächen verbergen können. Seine Redlichkeit trat seiner zärtlichen Freundschaft bei, mir sein Herz zu eröfnen. Ein redliches, ein tugendhaftes Herz hat keine Regungen, die es verbergen dürfte. In eine redliche Seele kann kein hämischer Anschlag, kein häßlicher Vorsaz, keine sträfliche Gesinnung kommen, welche das Licht scheuen, und sich

dem Auge der Rechtschaffenen entziehen müßte. Sie ist sich ihrer eigenen Güte bewußt, und scheuet sich nie, ihre innersten Gedanken und Empfindungen auszugiessen. — Ich wußte, wie sehr Zarem die Tugend liebete; ich kannte die Zärtlichkeit seines Gewissens und den hohen Grad der Reue, wozu er nach jeder begangenen Schwachheit fähig war. Ich kannte seine Ehrliebe und die Gewalt der Scham, wozu sie ihn treiben konnte; ich kannte seine unbeschreibliche Zärtlichkeit gegen seine Stella, und seine ungemeine Vaterliebe zu seinen Kindern. Alle diese mächtigen Leidenschaften waren izt durch den unglücklichen Fehltritt rege gemacht. Er, der die Tugend so hochschäzete, mußte sich für einen Thoren und Lasterhaften halten; er hatte das beleidiget, worinn er seine Ehre sezete; hatte das gekränket, was er so heilig hielt; hatte diejenigen arm und unglücklich gemacht, die er mehr liebete, als sein Leben. Was für Hoffnung konnte er sich machen, sich und seiner geliebten Familie von diesem grausamen, diesem lezten Falle wieder aufzuhelfen! Was für Entschlüsse war ein Zarem fähig, in dieser gänzlichen

Verzweifelung, von Reue, Gewissen, Scham und Furcht bestürmet, zu fassen!

Ich zitterte für das Leben eines so theuren Freundes; und der Untergang seines Hauses war in diesem Augenblicke das geringste Unglück, was ich befürchtete. Ich eilte, um ihn aufzusuchen, und in seiner Verzweiflung die Hand zurück zu halten, die er vielleicht an sich selbst zu legen im Begriffe stehen möchte. Meine ahnende Angst hatte nicht falsch geweissaget. Grosser Gott! welche Verbrechen ist der schwache Mensch fähig zu begehen, wenn er sich einmal von einer Leidenschaft über die Linie, welche die Geseze der Tugend vorgezeichnet, hat fortreissen lassen! Ach! wir Blinden, wir Elenden! Wir sehen nicht, welche Keime des Verderbens in jedem kleinen Fehler, so gar in jeder Thorheit, liegen! Der Tugendhafte selbst sieht sich oft durch eine übereilte Handlung, durch einen Fehler, auf einmal an die äusserste Gränze der Laster hingerissen, und muß über die schnelle Verwandlung, über den plozlichen Uebergang von der Tugend zur Bosheit erstaunen!

Liebster Syrmes, wie hätten wir wohl gedacht, daß Zarem, dieser mässige, gütige, weise Zarem, dieser großmüthige Freund seiner Freunde, dieser zärtliche Gemahl, dieser liebreiche Vater, der vielleicht sonst keine Schwachheit besaß, als eine Liebe zum Spiele; wie hätten wir wohl gedacht, daß der durch diese Schwachheit würde zu dem schrecklichen Entschlusse getrieben werden, sein eigener Mörder zu seyn! — Sein Entschluß war gefaßt; ja die That selbst war geschehen; nur hatte die Vorsehung, welche mit besonderer Gnade über den Tugendhaften wachet, und nur zuläßt, um ihn zu warnen, aber ihn erhält, um ihn zu bessern, den völligen Mord verhindert. Ich fand ihn endlich, aber zu spät. Er hatte durch einen Schuß ein Leben endigen wollen, welches er so unglücklich gemacht hatte; der Schuß war mißlungen, und die Kugel war bei der Schulter durchgegangen. Mehr das vergossene Blut und die Verspätung der Hülfe, als die Gefahr der Wunde, hatte ihn ohnmächtig gemacht. Ich trat in das Zimmer, wohin man ihn eben gebracht hatte.

Ach! Geliebter, welch ein Anblick für mich, der izt nichts weniger erwarten konnte, als von den sterbenden Lippen den lezten Segen eines Freundes zu hören! — Ich sah ihn auf einem Stuhle mit hingelehntem Haupte, herabhangenden Händen, mit geschlossenen Augen, Todesblässe auf seinen Wangen. Ich floh hinzu, umarmete den unglücklichen, theuren, geliebten Freund; drückte meine brünstigen Lippen auf den blassen Mund, und schämte mich nicht, vor den wenigen Gegenwärtigen, der Thränen, die unbehutsam hinströmeten.

So hieng ich an seinen Lippen, und könnte nicht reden. Endlich erwachte er unter meinem Kusse, schlug die schweren Augen auf, kannte mich, versuchte seine Hände aufzuheben, um mich zu umarmen, und seufzte. Ich bemühete mich, mit Hülfe der Aerzte, ihn durch Stärkungen zurück zu bringen, und wich nicht von seiner Seite, bis ich gewisse Merkmaale fand, die mich versicherten, daß weder die Wunde, noch die Verblutung den Tod nach sich ziehen könnten! Welch eine überschwengliche Freude, o Syrmes, wenn

wir hoffen können, einer zärtlichen, weinenden Frau ihren Führer, Beschüzer und Geliebten, und ihren unglücklichen verwaiseten Kindern ihren Vater wieder zu geben! — Aber hätte ich sie auch glücklich machen, hätte ich ihr sinkendes Haus aufhalten können? — Ich schmeichelte mir wenigstens mit der Hoffnung, ihr Unglück, wo nicht zu heben, doch zu erleichtern. Ach! daß weder mein Credit, noch mein Vermögen groß genug war, mir diese Freude zu verschaffen!

Ich hatte ihn bisher mit einer kränkenden Erinnerung an seinen unglücklichen Verlust verschonet, um seiner Gesundheit nicht zu schaden. Izt fand ich ihn ausser Gefahr, und wagete es, das ganze traurige Geheimniß von ihm zu erfragen, damit ich auf Mittel sinnen könnte, den unglücklichen Folgen vorzubeugen. Liebster Zarem, sagete ich, indem ich ihn umarmete, das, was mir, und deinen Freunden das kostbarste ist, das Leben unsers Geliebten, ist ausser Gefahr. Glaube mir, wir wissen diesen Gewinn zu schäzen, und sind bereit, ihn gern für unser Vermögen zu erkaufen. Verhele mir nichts, theurer Zarem, und sei versichert,

sichert, daß wir jeden Preis für die überschwengliche Freude, die mit dem Leben das, was das Leben angenehm machen kann, auch die Ruhe und Glückseligkeit, wieder zu geben, für gering achten. Sei offenherzig, und laß uns verdienen, den ehrwürdigen Nahmen deiner Freunde zu führen: sage uns nur den Preis deiner Glückseligkeit!

Er sah mich mit einem Blicke an, der den ganzen Kummer seiner Seele ausdrückte, und sprach mit einem tiefen Seufzer: den Preis für meine Ruhe? — Was kann sie mir wieder geben! Ach! mein Freund, laß mich unglücklich seyn! Mangel und Gram, wo nicht Schande und Gefängniß, warten auf mich. Und mit Recht: ich habe sie alle verdienet. Entzieh mich nicht der Strafe, welche die göttliche Gerechtigkeit den Lastern zum Lohne bestimmet hat. Ich ruhig! Ich glückselig: — Nein, die Zeiten sind verflossen. Niemand kann sie mir zurück geben. — Ach! großmüthiger Freund! verschwende nicht noch einmal deine Milde an einem Freunde — an einem Undankbaren, und tödte ihn, dem du das Leben wünschest, nicht durch eine brennende Scham. Laß mich meine

ganze Schande allein wissen; und erzeige alle deine Liebe, die bei mir verschwendet wäre, einer Dankbaren, meiner unglücklichen Stella, meiner armen hülfbedürftigen Kindern!

Die Thränen flossen in Strömen von seinen Wangen. Ich hörete nicht auf, in ihn zu dringen; er antwortete mit Seufzern. Genug, ich bin unglücklich, und niemand kann mir helfen. Ist es nicht genug, daß meine Raserei so vielen Unschuldigen Ruhe und Glückseligkeit kostet: soll ich auch noch meine großmüthigen Freunde fruchtlos mit in meinen Fall ziehen? Soll Ihnen die Erhaltung eines unendlich kleinen Theils meiner Zufriedenheit ihr ganzes äusserliches Glück kosten! — Ach! Freunde, ihr wisset nicht, wie wenig der eurer Güte würdig ist, dem ihr euer Glück aufopfern wollet! —

Ich bestritt alle diese Einwürfe mit Gründen, welche mein Herz mir vorsagete. So meinest du denn, sagete ich ihm, daß man ein Freund seyn kann, ohne für diesen preiswürdigen Namen etwas aufzuopfern? Nein, Zarem, so würdst du nicht denken, wenn ich der Unglück-

glückliche wäre, der du izt bist. Freunde haben keine Glückseligkeit allein. Jedweder Gleichgültige, wofern er kein böses Herz hat, wird es gern sehen, daß andere um ihn glücklich sind: soll ein Freund nichts mehr thun? Nur das Unglück seines Freundes giebt ihm eine Gelegenheit, sich von denen zu unterscheiden, welche bloß nach einem allgemeinen Triebe der Menschenliebe handeln. Die Menschenliebe erfreuet sich nicht nur über das Glück anderer; sie hilft auch dem Unglücklichen. Aber mein Freund ist mehr, als mein Nebenmensch. Ist wohl eine einzige Tugend ohne Verläugnung? Und soll die Freundschaft allein sich selbst nicht etwas versagen? — Sich selbst versagen! Nein: man versaget sich das nicht, was man seinem Freunde giebt. Eben das Blut, was das Herz durch die Glieder austheilet, fließt wieder ins Herz zurück, und dieses gewinnt nur so viel Gesundheit, als es jenen mittheilete. Mein Freund ist die Hälfte meiner selbst: in ihm bin ich glücklich, in ihm leide ich; und Schmerzen, die ich in ihm heile, sind meine eigenen. Wie unglücklich bin ich mit

ihm,

ihm, wenn ich nicht anders kann, als mit ihm leiden, wenn ich ihm für verächtliches Metall Thränen zahlen muß! Ach! Freund, wer hält es für eine Verläugnung, Gold hinzugeben, wenn er Thränen dafür ersparen kann! — Verbirg mir nichts von deinem Unglücke. Freuden und Gram halten unter Freunden beständig ein Gleichgewicht: und ich kann nur so glücklich seyn, als du bist.

Die Freundschaft machte mich beredt, und die Gleichheit seiner Empfindungen machten ihn aufmerksam auf Gesinnungen, deren sein eigenes H.rz sich bewußt war. Doch konnte ich mit allem Bitten seine Schamhaftigkeit nicht überwinden. Ich fand ihn in einem traurigen Tiefsinne, Thränen im Auge, Seufzer, statt einer Antwort. Ich befürchtete, ihn wieder in einen Kampf versezet zu haben, der ihn zu einem so schrecklichen Entschlusse getrieben hatte; und stellete ihm meine Besorgniß vor. Er drückte mir mit den lebhaftesten Worten seine innige Reue über seine lezte Handlung aus; er gab mir sein Erstaunen über sich selbst zu erkennen, daß er

sich

sich jemals so weit von aller Vernunft und Religion hätte entfernen können; und sein Gesicht drückte mir den ganzen Schrecken aus, den seine Seele bloß bei dem Gedanken empfand. Ich bath ihn endlich, mir sein Unglück zu schreiben, wenn er Bedenken tragen könnte, es mir zu erzählen. Er mußte mir dieses versprechen: und ich erhielt folgenden Brief.

XXI. Brief.

Zarem an den Sperchon.

Ich habe mit so vjel Ruhe, als mein unglücklicher Zustand mir erlaubet, die Folgen meiner Raserei, und dein großmüthiges Erbiethen überleget. Ich habe das ganze Unglück, worein ich mein unschuldiges Haus gezogen, und den ganzen Gräuel, wozu mich meine Verzweifelung verleitet hat, mit den Augen eines Richters betrachtet, den keine Eigenliebe verblendet.

Ach! theurer Sperchon, ich erschrecke vor mir selbst. Zu welcher abscheulichen That habe ich mich verleiten lassen! An welchem Abgrunde stand ich! Wo war meine Vernunft? Wo war die Ehrfurcht für die heilige Religion? — Du weißt, ob ich sonst Ehre, Tugend und Religion verehret habe; ob ich ein eifriger Freund, ein treuer und zärtlicher Mann, ein gütiger und liebender Vater, ein guter und sittsamer Bürger war. Ich glaube, daß ich es war; und finde keine Eitelkeit darinn, es selbst zu sagen. Ach! was für eine Eitelkeit kann es seyn, sich solcher Eigenschaften zu rühmen, ohne welche man ein Nichtswürdiger, ein Lasterhafter ist!

Aber wie habe ich alle die heiligen Pflichten, welche in diesen Benennungen zusammen gefaßt sind, so sehr vergessen, so grausam beleidigen können! — Kann ich mir noch, nach solchen Beleidigungen, schmeicheln, daß ich jemals tugendhaft war? Ich sehe izt meine Verblendung. Der ist noch weit von der Tugend entfernet, der Schwachheiten in sich duldet, die ihn verführen können, alle Pflichten zu übertretten.

Ich

Ich schmeichelte mir mit dem Besize der Tugend; und nichts, als die göttliche Gnade, hielt mich ab, ein Bösewicht zu seyn! Unsichere Tugend der Menschen! Eine einzige Schwachheit reißt uns in die Tiefe zurück, wenn wir auf dem Wege der Tugend eine nicht gemeine Höhe glauben erstiegen zu haben! Izt zertheilet sich das Zauberwerk meiner Verblendung. Ich sehe, was ich in der Sicherheit, worein mich die Einbildung sezete, die Tugend könne wohl mit menschlichen Schwachheiten bestehen, nimmer sehen konnte. Unglücklich sind diejenigen, welche sich von dieser thörichten Einbildung hintergeheu lassen! Sie werden bald in ihrer Verbindung weiter gehen, Lieblingsleidenschaften für unschuldig, und grobe Fehler für Schwachheiten anzusehen. Ich Unglücklicher bin ihr Beispiel! Ich hielt das Spiel für einen unschuldigen Zeitvertreib; meine Neigung wurde zu einer Leidenschaft, und die Leidenschaft brachte bald die Vernunft auf ihre Seite. Der Ausgang sezete beide erst in Feindschaft; die hingerissene Vernunft, durch das Unglück, was sie nicht vorher gesehen hatte, durch meinen Unter-

tergang unterrichtet, sah izt diese Leidenschaft in ihrem verhaßtesten Lichte, und bestrafte mich mit unerträglichen Vorwürfen.

O! diese armselige Vernunft, die wir Kurzsichtigen gern zu einer Göttin, zu einem Orakel erheben möchten, was ist sie? Bald eine Sklavinn derjenigen Leidenschaften, die sie beherrschen sollte; bald eine Tyranninn, welche durch ihre späten Vorwürfe unser Herz mit Reue zerreißt, und das Leben zu einer Quaal machet. Unser Fall muß sie erst aus der Schlafsucht erwecken; sie läßt uns ohne Warnung fallen; und wenn wir liegen, bestürmet sie uns mit den grausamsten Vorwürfen: anstatt uns Mittel zu lehren, wie wir uns wieder erheben sollen, vollendet sie unsere Verzweifelung und unsern Untergang.

Durch ihre Vorwürfe wurde ich in den unglücklichen Zustand gebracht, worinnen du mich fandest. Kaum war mein Vermögen verloren; so stellete sie mir alle schreckliche Folgen, und in denselben die ganze Schwärze meines Verbrechens vor: eine unglückliche und elende Zukunft,

kunft, Armuth und Schande, den Namen eines Betrügers, eine zu grunde gerichtete Familie, eine arme unglückliche Frau, weinende Kinder, welche alle grausame Folgen der Armuth zu erwarten haben. So viele Gedanken sie mir eingab, so viele Wunden in mein Herz! Ohne Trost, ohne Rath, ohne alle Hülfe, sah ich die unmittelbare Verfolgung meiner Gläubiger; Verachtung von meinen Freunden, Beschimpfung von meinen Feinden, Mangel und Gefängniß, vor mir. Ich sah eine Zukunft, von der ich kein besseres Schicksal erwarten konnte, als alle Folgen der Noth und des Mangels. Ach! was das unerträglichste war, ich sah, daß die Unschuldigen mit dem Schuldigen leiden mußten. Meine geliebte unschuldige Stella, meine unglücklichen Kinder! — Mein Herz fassete eine solche Last von Schmerzen nicht. Ich konnte nicht daran denken, sie in dem Stande wieder zu sehen, worein ich sie gestürzet hatte. Ich verfluchte mich, als einen treulosen Freund gegen meine Freunde, als einen treulosen Mann gegen meine Stella, als einen treulosen Vater gegen meine Kinder. Ich war mir selbst abscheu-

lich; ich hassete das Licht und das Leben, und eilete, meine Verzweifelung zu endigen. So weit brachten mich die Vorwürfe der Vernunft! nur noch ein Schritt, so war ich ein Bösewicht; und nichts, als die Gnade des Himmels hat diesen lezten, diesen abscheulichsten Schritt verhindert. Sie allein war es, welche in dieser furchtbaren Minute über mir wachte. Von ihr kam der Schauer, der in dem Augenblicke, wo ich das tödtliche Gewehr gegen meine Brust wandte, durch meine Glieder fuhr. Meine Hand bebete, und die Kugel verwundete mich nur, anstatt mich zu tödten.

Mit Thränen der Reue danke ich auf meinen Knien der gütigen Vorsehung für das Leben, das sie vor meinen eigenen Händen beschüzet hat — so elend auch dieses Leben seyn mag! Ich will mich geduldig dem Schicksale untermerfen, und das ertragen, was ich verdiene. Sorge nicht, mein Geliebter, daß ich noch einmal fähig seyn könne, mein eigener Mörder zu werden. Der Schauer, der mich ergreift, so oft ich an den Augenblick gedenke, wo meine wüthenden Leidenschaften mich zu dem schrecklichen Entschlusse fort-

rissen; der Abscheu und die Reue, die ich in meinem Herzen empfinde, sind dir eine vollkommene Sicherheit für das Leben deines Freundes. Aber dieses Leben, ach! wie unglücklich wird es seyn! Ganz unbekannt mit jeder Freude, die ich in den Armen meiner Stella, in der Gesellschaft meiner Kinder und meiner Freunde genoß! Ich werde meine übrigen Tage nur leben, um mir tausendmal mein Verbrechen vorzuwerfen, und über das Unglück zu weinen, worein ich diejenigen, die ich glücklich machen sollte, gestürzet habe.

Aber ihr meine großmüthigen Freunde, überlasset mich meinem Schicksale, und vermehret nicht meine Quaal durch eine Schaam, die mir unerträglicher als der Tod ist! Gebet die edelmüthige Hofnung auf, mich noch einmal zu retten, und mein sinkendes Haus wieder herzustellen. Wie wünsche ich, meiner Stella, meinen armen Kindern das wieder geben zu können, was ich ihnen geraubet habe! Wäre mein Leben der Preis dafür: wie glücklich würde ich mich schäzen, ihre Ruhe durch einen so geringen Preis zu erkaufen? Aber eitler Gedanke! Nichts kann sie wieder her-

stellen, als ein Wunder. Ihr würdet euer Vermögen verschwenden, und euch selbst schaden, ohne ihnen zu helfen.

Ach! meine Freunde, wie wenig hat der, dem ihr eure Hülfe anbiethet, diese Hülfe von euch verdienet! Erkennet in mir den Undankbarsten unter allen Menschen, und ziehet eure Hände von mir ab. Nicht nur das, was ich selbst besaß, auch das, womit ihr mich so großmüthig unterstüzet habet, ist verloren. Ich bin mehr als arm; meine und eure Güter werden nicht mehr zureichen, die Foderungen meiner Gläubiger zu befriedigen.

Könnte ich dir die Reue ausdrücken, die mich foltert, die quälenden Vorwürfe, womit meine späte Vernunft mich bestrafet: könnte ich Worte finden, dir zu sagen, wie ich mich meiner Undankbarkeit schäme, wie ich wünsche, meine Schande vor den Augen der Welt zu verbergen, und den Blicken meiner Wohlthäter zu entgehen; ach! Freund, so würdest du den, den du verachten mußt, noch bedauren.

Ver-

Vergieb mir wenigstens, wenn ich in diesem Augenblicke, wo ich meine Handlungen verabscheue, und vor Schaam und Reue vergehe, Vergebung verdienen kann: und willst du noch immer im Wohlthun fortfahren; so erinnere dich einer armen unglücklichen Frau, verstossener vaterloser Kinder. Alle Glückseligkeit, welche ich noch empfinden kann, wird diese seyn, wenn diese Unschuldigen nicht mit mir leiden.

XXII. Brief.

Zarem an seine Stella.

Unter allen meinen Schmerzen ist der der unerträglichste, daß ich dich, meine Stella, die ich über alles liebe, mit mir zugleich unglücklich gemacht habe. Sperchon machet sich umsonst die Hofnung, mein sinkendes Haus aus dem Schutte wieder aufzurichten: die Großmuth unserer Freunde kann nicht so viel wieder herstellen als eine unsinnige Thorheit, als eine rasende

Spielsucht deines Mannes zu Grunde gerichtet hat. Aus dem wüthenden Entschlusse, mir selbst das Leben zu nehmen, schliesse auf meine äusserste Verzweifelung; und diese Verzweifelung sage dir, wie wenig du zu hoffen hast! Der Himmel hat den Streich abgewandt, der mein quaalvolles Leben endigen sollte, um mir eine Zeit zu lassen, daß ich alle Folgen meines Verbrechens empfinden, und mit ganzer Reue zu der Tugend wieder zurück kehren könnte, von der ich mich so weit entfernet hatte; und ich strecke, voll brünstiger Dankbarkeit, meine Hände zu ihm aus: aber wollte er seine Gnade vollenden; wollte er, nach der Vergebung des Verbrechens, auch den Schuldigen der grausamen Quaal entziehen, ein Zeuge des mannichfaltigen Unglücks zu seyn, das ich angerichtet habe, ach! meine Stella, wie gern, wie gern wollte ich sterben!

Ich erröthe, und brenne vor Schaam, dir mein ganzes Verbrechen zu entdecken, und zittere, dir zu sagen, wie sehr unglücklich du bist. — Aber soll ich schweigen, soll ich dich trösten, soll ich dir mit Hoffnungen schmeicheln, damit der un-

unerwartete Streich dich ungewarnt darnieder schlage? — Und doch kann ich kaum schreiben. Meine bebende Hand versaget mir den grausamen Dienst; mein schlagendes Herz widersezet sich meinem Entschlusse, und überströmende Thränen benezen das Blatt, welches ersehen war, dein ganzes Unglück zu fassen. — O! meine theure, meine inniggeliebte Stella! O! meine unschuldigen, unglücklichen Kinder! Welch ein Urtheil der Verdammung, des furchtbarsten Todes ist so schrecklich, als die Notwendigkeit, die einen Gemahl und einen Vater zwingt, alle denen, die er liebet, Schimpf, Mangel und Elend anzukündigen! — Alle diese mußt du erwarten; du und die Unglücklichen, welche vormals die Freude ihres Vaters waren. Und durch wen? Durch den, der sie hätte glücklich machen können, der es wünschte, sie glücklich zu machen!

Du weißt es, meine Stella, mit welcher zärtlichen Liebe ich euch alle umfieng. Mein ganzes Herz stand bis in das Innerste vor dir offen, und jeder meiner Wünsche war, dir zu gefallen. Wir waren tugendhaft, und genossen einer stillen

Glückseligkeit ohne Neid. Wir fanden in unserer Liebe alles, was wir wünschen konnten. Unsere seligen Stunden verflossen in süsser Eintracht. Was konnte ich noch wünschen! als ein glücklicher Gemahl, ein glücklicher Vater sah ich alle Freuden, die ich erregen konnte, alle Liebe, die ich empfand, von dir, meine Geliebte, von meinen Kindern und Freunden erwiedert. Ach! denkest du noch an die Frühlingsstunden unsers Lebens, wenn du an meine Brust gelehnet, deine Hand in die meinige gedrückt, mit mir die unschuldigen Zeugen unserer Liebe um uns spielen sahest; wenn wir an jeder ihrer kindischen Freuden Theil nahmen; wenn wir sie die ersten Gedanken stammeln hörten, und jugendliche Freude aus ihren Augen strahlen sahen; wenn wir eine güldene Zukunft durchdachten, und uns diejenigen als ruhmwürdige Bürger der grossen Gesellschaft, als eine Freude, eine Ehre, und eine Stüze ihrer Aeltern vorstelleten, welche wir als Kinder vor uns sahen? — Denkest du noch an diese Stunden der Glückseligkeit, die wir mit den Freudenthränen bemerkten, welche unsern Augen entflossen! — Sie sind

nicht

nicht mehr, ach! meine unglückliche Stella, sie sind nicht mehr. Eine einzige Raserei hat alles verwandelt. Bittere Thränen werden da fliessen, wofern wir uns jemals da wieder sehen, wo die Glückseligkeit an unserer Seite stand. Wir sind Fremdlinge in unserm Eigenthume; Gläubiger, izt die rechtmässigen Herren dessen, was unser war, werden uns, ohne Mitleiden, hinaus stossen, und Armuth statt der gewohnten Bequemlichkeit, Gram statt Freude, Verachtung statt Ehre werden uns hin in einen Winkel begleiten, wo wir unsere vorige Glückseligkeit beweinen.

Welch eine Verwandlung! Ach! meine Stella, kannst du daran denken, ohne den zu verfluchen, der sie gemacht hat? — Aber was sage ich, du solltest mich verfluchen? O! meine theure, meine tugendhafte Stella, kennte ich nicht dein Herz! Du wirst fortfahren, mich zu lieben: du wirst den beweinen, der dich unglücklich gemacht hat, und wirst mit Verlust deiner Ruhe, mit Verlust dessen, was dir und deinen Kindern das Leben bequem und angenehm machen sollte, Elend, Armuth und Verachtung mit ihm theilen wollen.

Aber wenn du noch glauben kannst, daß ich meine Stella liebe, daß ich ein Vaterherz habe, daß ich die Tugend noch verehre, ob ich gleich heilige Pflichten beleidiget habe: so laß es dir bei allen diesen geschworen seyn, daß ich dich niemals mit mir will leiden sehen! Du sollst nicht, mit diesen Unschuldigen, für meine Sünden büssen. Laß mich der Gerechtigkeit, und den Verfolgungen meiner Gläubiger allein über; und strafe mich nicht zehnfach, indem du dich und unsere Kinder, meinem Schicksale aufopferst. Trenne in diesen unglücklichen Augenblicken dein Schicksal von dem meinigen; und bedenke nur die Pflichten, die du deinen Kindern schuldig bist. Ein Theil deines Vermögens ist noch in deiner Gewalt: zwar ein geringer Theil von dem, was du mir brachtest: und auch mit diesem wirst du gegen dein voriges Leben arm seyn. Aber es wird dich doch vor dem grausamsten Uebel, dem Hunger, in Sicherheit sezen. Laß dich nicht durch deine treue Liebe verleiten, diesen kleinen Rest für mich aufzuopfern. Du bist mir nichts mehr schuldig; du kannst dem, der dein gröstes Vermögen

durch ein verfluchtes Spiel in fremde Hände gebracht hat, nichts schuldig seyn.

Ich will indeß mein Schicksal geduldig erwarten. Ich will mich den Händen meiner Gläubigen überlassen: sie mögen ihren Zorn an mir sättigen; wenn ihr Geiz seine Befriedigung nicht mehr finden kann. Sie mögen mich meine unglücklichen Tage im Gefängnisse zubringen lassen; wenn sie nur ihre Hände nicht nach dem wenigen ausstrecken können, was dir und meinen Kindern das harte Leben erleichtern kann. Ach! denke daran, meine Stella, daß einer für viele büssen muß; wenn alle nicht glücklich seyn können: denke daran, daß der mit Recht allein leidet, der allein verdienet hat, zu leiden. Mein kurzes Leben, welches Gram und Sorgen bald endigen werden, ist keiner Glückseligkeit mehr fähig. Ob ich meine wenigen traurigen Tage im Gefängnisse; oder ob ich sie unter allen Drückungen des unerträglichsten Mangels, in einem Winkel, unter einer gleich unglücklichen Familie, deren Thränen und Seufzer mir täglich mein Verbrechen vorwerfen, vollende, ist nur in so weit unterschieden, daß ich mir hier

durch

durch tägliche Qualen, durch den beständigen Anblick des Unglückes, das ich gestiftet habe, einen Schatten der Freiheit erkaufe, den ich dort nicht habe. Dort werde ich wenigstens eure Thränen nicht sehen: dort werde ich die Seufzer nicht hören, gegen welche ich alle Strafen der menschlichen Gerechtigkeit für Gnade halte. Ich werde zwar von dir, meine Stella, von meinen geliebten Kindern, von meinen Freunden getrennet seyn; aber ich werde dann nicht euch in Mangel und Elend vergehen sehen, noch in jedem Blicke meiner Freunde tödtende Vorwürfe lesen. Hier werde ich ohne Freiheit in Dunkelheit leben: aber ich selbst scheue das Licht, und vermisse die Freiheit nicht, die ich aus Scham vor der Welt mir selbst nicht erlauben würde. Was ist Freyheit, wenn man sich nicht seiner Tugend bewußt ist, nicht wagen darf, seine Augen aufzuschlagen, und immer fürchten muß, nur Blicken der Verachtung zu begegnen? — Ach! erspare mir diese Quaal, unter Menschen zu leben, die mich verachten: laß mich meine wenigen Tage in Dunkelheit, von der Welt geschieden, gleich einem vergessenen Todten, leben.

Ich werde mein Gefängniß segnen: ich werde den Himmel bitten, alle die Glückseligkeiten auf dich auszuschütten, welche ich nicht mehr verdiene: ich werde mich mit der Freude trösten, daß meine geliebte Stella, daß meine unschuldigen Kinder, zwar vielleicht um mich bekümmert, aber doch nicht im äussersten Mangel leben.

Wolltest du mir alles aufopfern? Wolltest du, ohne alle Hofnung eines Vortheiles, alles weggeben, und mich in Freiheit sezen, um mit dir in der äussersten Armuth jeden Augenblick unsers Lebens zu beweinen? In eine Freiheit, die meiner ganzen Familie den völligen Untergang zuziehen muß, und mir nichts nüzet? Ach! bedenke, was für Trost kannst du in der Gesellschaft eines Verzweifelnden hoffen? — Vormals fanden wir unsere Glückseligkeit in unserer Gegenwart. Aber diese Zeiten sind nicht mehr! Wenn die Liebe zu einer Quelle von Sorgen und Pein wird; wenn sie keine andere, als Thränen der Verzweiflung weinen kann; wenn sie ihre süssesten Zärtlichkeiten in stechenden Martern verwandelt; was für Trost können wir dann von einander hoffen?

Bedenke, was du alles verlieren, bedenke, in welch eine Tiefe von Noth du dich mit mir stürzen wirst, wenn du mich erhalten wolltest! Kannst du ohne Verzweiflung daran denken, daß du allen Bequemlichkeiten des Lebens entsagen mußt? Bist du standhaft genug, dein Haus, alle Vortheile, alle Ruhe ohne bittere Thränen zu verlassen; deinen Schmuck mit einem Kittel; deine Wohnung, wo Reinigkeit, Freude und Bequemlichkeit, dir aufwarteten, mit einem Winkel, wo Mühsamkeit, Sorge und Mangel wohnen, zu vertauschen? Willst du Arbeit und Hunger, ewige Thränen, und verachtete Armuth, für die kleinen, die wenigen Freuden erkaufen, welche die Liebe dir noch versprechen kann? Freuden? — Ach! was für Freuden kann sie dir versprechen? Hoffe nichts anders von deinem unglücklichen Manne, als Thränen, als tägliche Seufzer über seine Laster, als Klagen für Trost, Wehmuth für Liebe, Verzweiflung für Zärlichkeit.

Was für Trostsprüche kannst du unter einer Anzahl von weinenden Kindern, welche den Unterhalt fodern, den wir ihnen nicht geben können, von

von einem unglücklichen Vater erwarten, der ihr Vermögen verschwendet hat? Alles, was er um sich sieht, erinnert ihn an seine Schuld. Die Liebe seiner Stella, die Tugend, die Großmuth, womit sie für ihn alles verleugnet; jeder ihrer zärtlichen Zusprüche, wodurch die Unschuldige den Schuldigen trösten will, werden folternde, grausame Martern für ihn. Die Liebkosungen seiner Kinder, die er nicht bekleiden, die er kaum sättigen kann, sind Dornen, die sein Vaterherz zerreissen. Er ist keiner Freude fähig, und theilet seine Betrübniß seinem ganzen traurigen Hause mit. Er weinet um alle, und alle weinen mit ihm.

Solch ein Leben, o Stella, würde das unserige seyn! Und fühlest du nicht Triebe in dir, welche dir sagen, daß du nicht alle für einen aufopfern darfst? Widersezen sich nicht die Regungen der Mutter der Zärtlichkeit gegen den Vater? Ach! bedenke, diese Unmündigen bedürfen aller deiner Sorge und Hülfe! Das Leben, welches wir ihnen gegeben haben, wird ihnen eine Last, wenn sie es in dieser Armuth vollenden müssen.

Sollen

Sollen sie allem Rechte auf seine Freuden entsagen, und unglücklich seyn, weil ihr Vater sträflich war? Mein Leben nähert sich seinem Ende; das ihrige hebt erst an. Sollen alle Hofnungen, wozu sie geboren wurden, zu Grunde gehen? Sollen sie nicht die Vortheile der Erziehung geniessen? Sollen sie ohne Pflege und Wartung, gleich wilden Pflanzen, aufwachsen, die nur dem Boden schaden, worinn sie wachsen, und ohne Zweck sind? Ach! Stella, bedenke die grossen Pflichten einer Mutter! Deine Kinder haben keinen Vater mehr; sie müssen ihn in der Mutter wieder finden. Wolltest du die Mittel, die ihre Erziehung erfodert, ihnen gewissenlos entwenden, und sie gleichsam mit ihrem der Welt entstorbenen Vater ins Grab senken? Ich bin so gut, als ein Todter: die Erde hat keine Geschäfte mehr für mich, als etwa das grausame Geschäfte andere mit mir unglücklich zu machen: die Todten bedürfen der Sorgen der Lebendigen nicht mehr: wende sie alle auf diejenigen, welche erst anfangen zu leben. Vielleicht wirst du in ihnen, für dich und mich, Gehülfen im Alter erziehn. Vielleicht belohnen sie dereinst

einst mit Wucher das wenige, was du auf ihre Cultur verwenden kannst. Vielleicht werden sie die Stüzen, die dereinst unser gesunkenes Haus wieder aufrichten. Wenigstens wirst du die Pflichten einer Mutter erfüllen, und ich werde noch den Trost haben, daß ich sie nicht aller Vortheile des Lebens beraubete; daß ich allein die Folgen meiner Thorheit ertrug, ohne sie mit in meinen Fall zu ziehen!

XXIII. Brief.

Stella an den Zarem.

Kaum höre ich Unglückliche, daß du noch lebest; so sezest du mich in alle die vorige Angst durch die Nachricht zurück, daß wir uns auf ewig trennen sollen. Ach! Zarem, was nüzet es mir, daß du lebest, wenn wir geschieden sind? Tod und Trennung sind für die, welche lieben, gleich verhaßte Gedanken. Wir hören auf, uns

zu sehen, uns zu umarmen, uns Freuden mitzutheilen, wenn wir sie haben, oder an unserer Brust Thränen zu vergiessen, wenn es so unser Schicksal will: wir hören nicht mehr die süssen Tröstungen, welche die Liebe allein reden und empfinden kann: geniessen keine einzige auch der kleinsten Freuden, welche sie auch noch dann giebt, wenn sie unglücklich ist: was könnten wir weniger, wenn der Tod uns gänzlich getrennet hätte? Und wohin willst du gehen? Dahin, wohin der Zorn eigennüziger Gläubiger, welche jedes Versehen, das ihren Geiz kränket, für Bosheit und Betrug halten, dich führen wird; in eine schimpfliche Gefangenschaft? — Welch ein Tod ist nicht erträglicher, als das Gefängniß! Ach! kannst du glauben, daß ich die kleine Befriedigung einer Eitelkeit so hoch, daß ich den Mangel für ein so hartes Uebel schäze, um jene nicht gern für deine Freyheit aufzuopfern, oder diesen nicht willig für deine Gegenwart zu ertragen?

Denke nicht daran, mich zu verlassen; wenn ich nicht vor Gram und Scham vergehen soll. Laß uns zusammen leben; auch in Mangel und Armuth

muth werden wir dann noch glücklich seyn. Die Liebe hat nicht nur Freuden im Glücke: sie hat auch Freuden, welche über die rauhesten Wege Blumen streuen, und über die finstere Traurigkeit frohe Strahlen ausbreiten. Für mich wird jeder Winkel ein Pallast, jedes Strohlager ein festliches Brautbette, jedes Gewand ein Feierkleid seyn; wenn deine Gegenwart ihn erheitert, wenn ich an deiner Seite ruhe, wenn ich dir nur gefalle. Ach! was rühret mich das Urtheil derjenigen Welt, die es nicht begreift, daß man um der Tugend willen sich etwas versagen könne! Ich will nicht dieser Welt gefallen: ich will nicht durch ihr Urtheil glücklich seyn. Dir, dir will ich gefallen, für dich will ich leben; denn durch dich allein kann ich glücklich seyn.

Schäzest du das für Verlust, wenn man für Geld, seine Ruhe, seine Zufriedenheit erkaufet? Unbrauchbares, verächtliches Metall! wozu ist es nüze, wenn wir es mit Mühe erwerben müssen, ohne uns für unsere Mühe mit Freuden bezahlt zu machen! Ach! tausende sind bei unsäglichen Schäzen elend; weil sie für ihr unbrauchbares

Gold das nicht zu kaufen wissen, was ihnen am nothwendigsten ist, die Zufriedenheit. Laß mich dich mir erhalten; laß mich um diesen Preiß arm seyn; Armuth ist kein theurer Preis für unsere Glückseligkeit.

Meinest du, daß du allein leiden könntest? Hast du vergessen, daß deine Stella ein Theil von dir ist? Wenn hat sie gezeiget, daß sie eine Freude geniessen kann, die sie nicht mit dir theilet; wenn hat sie sich einer Sorge geweigert, die deine Last erleichtern konnte? Liebster Zarem, nie, nie hast du mich gekränket, als wenn dein gar zu zärtliches Herz eine geheime Sorge vor mir verbarg. Diejenigen Stunden unsers ganzen Lebens waren allein unglücklich für mich, wo deine Liebe mir den Kummer verleugnete, den deine Augen mir verriethen. Wie glücklich schäzte ich mich, wenn endlich dein Geheimniß ausbrach! Mit jedem Worte, worinn sich dein Schmerz vor mir ausgoß, floß eine sanfte Linderung in mein Herz; unser getheilter Kummer trat in gemeinschaftlichen Thränen aus; und unsere Liebe fand bald die Mittel, einen Augenblick voll Sorgen

durch

durch Stunden herzlicher Freuden zu vergüten. Es ist ein gewisses Vergnügen in der Empfindung der Schmerzen anderer; ein sanftes Gefühl; eine mit Betrübniß vermischte Entzückung; eine innige Beruhigung und Zufriedenheit mit uns selbst, indem unsere Thränen für andere milde hinströmen. Unsere gerührte Seele giebt sich selbst, indem sie fremde Wunden empfindet, einen stillen Beifall über ihre Zärtlichkeit, und freuet sich ihrer eigenen Menschenliebe. Eine einzige solcher herzlichen Thränen ist entzückender, als das Gelächter des Thoren, als die wilden Freuden des Uebermuthes.

Und soll denn diese Gemeinschaft unter uns aufhören? Wenn wir nicht mehr eine einzige Freude zu theilen hätten, so laß uns wenigstens zusammen weinen; auch dieses gesellschaftliche Weinen wird Freude seyn. Mit dir getheiltes Unglück wird mir vollkommener seyn, als ein Glück, das ich allein geniessen soll —

Allein? — Wolltest du mich verlassen? Wolltest du dich von meinem Herzen reissen? Denke, wie mannichfaltige, wie starke Bande uns auf ewig verbinden! Die Liebe, die Ehe; [illegible] Na-

men, die Pflichten, die Freuden und Sorgen der Aeltern, welche heilige, welche unverlezliche Bande! Du könntest deiner Stella, du könntest deinen Kindern nicht mehr nüzen? — Was ist denn eine Heerde ohne Hirten; ein schwaches Weib ohne Gemahl; ein hülfloses Kind ohne Vater; eine trostlose Familie ohne Haupt? Wer soll sie schüzen, wer soll ihr Rath ertheilen, zu wem soll sie ihre Zuflucht nehmen?

Denke an dein hülfloses Weib, das ohne dich das Leben hasset! Sie fodert nicht die Befriedigung eitler Begierden, oder Wünsche; sie fodert nicht das, was man äusserliche Glückseligkeit nennet: nein, sie fodert nichts, als Liebe. Denke an deine Kinder! Diese Hülflosen fodern ihren Vater zurück; reich oder arm, glücklich oder unglücklich, wenn sie nur einen Vater haben: das ist ihr Reichthum, das ist ihr Glück. Ach! hast du sie gezeuget, um sie zu verlassen? Sollen alle Hoffnungen, die sie sich von dem wahren Genusse ihres Lebens machen können; sollen die Zwecke, wozu ich sie gebahr, verloren seyn? Könnte das wenige Geld, was sie gern für ihren Vater hin-

geben wollen, wenn sie es auch behielten; ja könnten alle Schäze, wenn sie sie besässen, ihnen den Verlust ihres Vaters vergüten? — Sie sind arm: aber du wirst sie lehren, diese Armuth zu ertragen, und ihr hartes Schicksal durch grosse Tugenden zu verbessern. Ach! sollen sie lieber reich, als edel, verdienstvoll und tugendhaft seyn? Jeder ihrer Seufzer, jede Thränen, die sie, unbekannt mit ihrem Schicksale, mit den Thränen ihrer bekümmerten Mutter vermischen, ruft ihren Beschüzer, ihren Lehrer, ihren Vater zurück. Der Staat vereiniget mit ihren Seufzern seine Befehle, und fodert seine Söhne von deinen Händen. Ihm hast du sie gezeuget; ihm bist du schuldig, sie als würdige und brauchbare Glieder zu liefern.

Du bereuest, sagest du, den Vorsaz, dich selbst zu tödten, und dankest der Vorsehung, daß sie den Selbstmord verhütet hat. Ach! wie kannst du ihr dafür danken, wenn du in demselben Augenblicke einen neuen Mord begehst! Das Leben, welches du dir nicht nehmen darfst, besteht nicht in einer Stille, und unthätigen Ruhe: es besteht

in einer ununterbrochenen Thätigkeit; in der Ausübung aller Pflichten des Lebens; in der Erfüllung aller derer Verbindungen, die dich als einen Bürger mit der Welt, als einen Gemahl mit deinem Weibe, als einen Vater mit deinen Kindern, als einen Freund mit deinen Freunden, als einen Menschen mit deinen Brüdern, verknüpfen. Diese Thätigkeit, dieses Denken, Sorgen, Wachen, Beschüzen, Unterweisen, Ermahnen, Beglücken, wenn du kannst, oder Trösten und Aufrichten, wenn du nichts mehr kanst, diese mannichfaltige Ausübung von tausend Geschäften, welche der Himmel mit eben so viel süsser Freude, als Mühe verbunden hat: diese, diese machen das Leben aus; nicht das blose Athmen, nicht eine zwecklose mechanische Bewegung. Wenn du dich jenen entziehst; wenn du dir von dem ganzen Leben nichts übrig lässest, als das blosse unthätige Daseyn; so wirst du noch einmal eben den Mord begehen, den du bereuet hast. Der ist todt, der den Lebendigen verlohren ist, er mag im Gefängnisse, oder in der Erde begraben seyn.

Und

Und soll ich zu diesem Morde meine Hände reichen? Soll ich das Urtheil unterschreiben, das dich zu steter Gefangenschaft verdammet? Grausamer Zarem, womit hat deine Stella dich beleidiget; welche Untreue hat sie wider dich begangen, die dir ein Recht geben kann, eine solche Bosheit von ihr zu erwarten? Habe ich mich nur mit deinem Glücke, mit deinem Reichthume verbunden; und weiß die Liebe, weiß die Ehe von keinen andern Banden, als die der Geiz knüpfet? Ich verabscheue solche Verbindungen, welche nur so lange bestehen, als die Befriedigung schlechter Leidenschaften dauert! Als ich den Zarim zum Gefährten meines Lebens erwählete, hatte keine andere Leidenschaft, als blos die Liebe, Bedingungen zu machen. Seine Person, sein Herz, seine Tugend waren allein die Morgengaben, die ich verlangete. Habe ich dich jemals gefragt, wie reich du warest? Oder kann man mehr verlangen, als glücklich seyn?

Warum verlangest du das von mir, was du selbst für schändlich halten würdest, zu thun? Glaubest du, daß ich weniger um dich thun werde,

als du um mich thun würdest? Ach! ich weiß noch, mit welcher ängstlichen Zärtlichkeit du für deine Stella bekümmert warest; wenn eine nichts-bedeutende Unpäßlichkeit ihre gewönliche Munterkeit unterbrach. Ich weiß noch, wie traurig du an meinem Bette sassest, als ich dir den lezten Sohn geboren hatte. Ich zählte alle Thränen, die du vergossest, und bewahrete alle deine Zärtlichkeiten in dem Innersten meines Herzens auf. „Was helfen mir, sagtest du, alle meine Reichthümer, die mir ein bequemes Leben versprechen, wenn ich nicht durch meine Stella glücklich seyn kann! Gütiger Himmel, nimm mir jene, und laß mir nur diese: „ Soll ich weniger thun? Du hast mich den Werth und den Gebrauch der Schäze kennen gelehret: man giebt sie hin, um das zu erkaufen, was uns theurer ist, als sie. Dein Wunsch wurde erhöret; du behältest izt deine Stella mit der Bedingung, die du selbst gemacht hast: du hast die Ehre, das Opfer gelobet zu haben; laß mir die Ehre, es zu bringen. Sollte ich dem Schicksale das für dich versagen, was du ihm für mich gelobet hast?

Ach! theurer, geliebter Zarem, mein Freund, mein Gemahl, mein Schuz, mein Führer, mein Geliebter, fordere nicht von mir, daß ich ungerechter gegen dich sei, als du gegen mich warest. Fordere nicht, daß ich deine und meine Ehre meiner Bequemlichkeit, meine Ruhe dem Eigennuze, mein Gewissen einer Handvoll Metall' aufopfere. Laß mich arm, laß mich verachtet, laß mich alles das seyn, was du dir vorstellest: aber nicht untreu, nicht gewissenlos, nicht schändlich! Gieb das wenigstens den dringenden Foderungen meiner Pflicht, was du den Bitten meiner Liebe versagen könntest. Sage, welche Betrachtung kann mich von der Schuldigkeit lossprechen, dich zu erhalten? Soll ich leiden, daß man dich alle Härte der Gefangenschaft ertragen läßt, indem ich die Bequemlichkeiten des Lebens geniesse? Soll ich hören, daß man den, den ich liebe, der die Hälfte meiner selbst ist, einen Betrüger nennet; ohne den Schimpf mit ihm zu theilen? Soll ich zugeben, daß sich die Schande auf deine Kinder fortpflanze? Ach! was ist kostbarer, als ein ehrlicher Namen! Wenn wir unsern Kindern nichts

hin-

hinterlassen können; so laß uns ihnen dieses kostbarste, dieses heiligste Erbgut, einen ehrlichen Namen und Tugend, hinterlassen. Versehen lassen sich durch Klugheit und Tugend wieder gut machen; Schäze sind durch Arbeit und Mässigkeit zu erwerben: aber der Verlust der Ehre ist unwiederbringlich. Man wird dich nicht mehr verachten, wenn du ein Gefangener deiner Gläubiger bist; als mich verabscheuen, wenn ich es gelitten habe, um einen Rest meines Vermögens zu retten; aber man wird uns beide bedauren, wenn wir beide leiden, und arm sind.

Eine edle Seele kann unter Armuth und Schande nicht lange wählen. Und kannst du glauben, daß ich einen Augenblick Bedenkzeit nöthig habe, um mich zu entschliessen, ob ich gewissenlos und bequem, oder tugendhaft und im Mangel leben will? — Ach! Zarem, die Wahl ist längst geschehen! Du kannst nicht mehr die Gefangenschaft wählen: deine Freiheit und meine Tugend, dein guter Namen und die Ehre deines Weibes und deiner Kinder sind schon gekauft; für geringen Preis gekauft, für schlechtes Gold!

Komm demnach zu deiner Stella, zu deinen Kindern; bring ihnen einen Gemahl, einen Vater, bring ihnen alle Glückseligkeit zurück! Die Armuth hat nichts, was sie schrecket; wenn sie nur dich in dieser Armuth wieder finden. Komm, sieh, wie freudig deine Stella jedes Schicksal segnet, was sie mit dir gemeinschaftlich genießt. Sieh, wie sie, ohne Eine Thräne zu vergiessen, das Haus, worinn sie nur durch dich glücklich war, den neuen Besizern überlassen wird! Sieh, mit welcher Heiterkeit sie das schlechteste Gewand um ihre Glieder nimmt; wie sie den erstgebohrnen Sohn an der rechten, den zweiten an der linken, und den Säugling an ihrer Brust, wie sie mit diesen einzigen theuresten Schäzen, die sie aus dem Schiffbruche errettet, und mit ihrem Zarem glücklich, froh und stolz durch das Bewußtseyn ihrer Tugend, voll Vertrauen auf die Güte des Himmels, den Pallast verläßt, und dir in eine Hütte folget, wo sie mit dir zwar arm, aber dennoch glücklich leben, und sterben wird!

XXIV. Brief.

Kleomenes an den Hortensius.

Du urtheilest zu strenge von der menschlichen Natur. Sie ist nicht so böse, Hortensius, als sie dir scheint. Deine wiederholten Versuche, Freunde zu haben, sind dir mislungen, und haben dich mistrauisch gemacht. Du hattest das Unglück, Eigennüzige zu finden, die dich durch eine schöne Aussenseite betrogen: du wurdest furchtsam; schlossest von wenigen auf ein ganzes Geschlecht, und zogest dich in dich selbst zurück. Dieser Schluß ist immer falsch. Nein, Hortensius, wahre Freunde sind nicht so selten, als du dich selbst beredet hast. Es giebt Herzen genug, die der edelsten Freundschaft fähig sind: aber diese zärtlich gebildeten Seelen treffen sich selten an. Vielleicht suchen sie sich ihr halbes Leben hindurch, und werden endlich, wenn sie sich öftere Hoffnungen, gefunden zu haben, betrogen sehen, endlich

verschlossener. Ihre Erfahrung macht sie zurückhaltender; und auch dann, wenn sie einen würdigen Freund finden, ist ihr Herz nicht gleich offen: sie wollen den erst kennen lernen, dem sie sich ergeben sollen: sie fangen an, vorsichtiger zu seyn; und diese Vorsichtigkeit giebt ihnen eine gewisse Ernsthaftigkeit, unter welcher ein zärtliches Herz, dem noch Erfahrung fehlet, die sanften Empfindungen einer Freundschaft nicht suchet. Der feurige, in der Freundschaft unerfahrne Jüngling, bereit, sich allen zu ergeben, und von allen eine gleich schnelle Ergebung zu erwarten, wendet sich von diesem weg, und überliefert sich ungeduldig einem andern, der seinem Herzen mit allen äusserlichen Zeichen der Zärtlichkeit entgegen kömmt. Er betriegt sich oft in seinen Erwartungen, und fängt an, an einem wahren Freunde zu verzweifeln.

Es ist wahr, daß die Menschen ohne Unterlaß von Freundschaft reden; daß einer dem andern mit diesen schönen Begriffen schmeichelt, ohne die wahrhafte Freundschaft aus der Erfahrung zu kennen; aber wahre Freunde sind deswegen nicht so

selten, weil einige Herzen der edelsten Freundschaft unfähig waren; sondern, weil zur Freundschaft gebildete Seelen so selten das Glück haben, sich einander anzutreffen. Es ist auch wahr, so sehr es auch der Natur eines freundschaftlichen Herzens gemäß ist, sich selbst zu liefern, und eben so sehr nach einem Gegenstande zu ringen, worauf sich seine Liebe ergiessen kann, als jedwede andere Neigung sich nach ihrer Befriedigung sehnet, daß dennoch die Anzahl der Betrüger die Anzahl der aufrichtigen Seelen weit übertrifft; und daß gütige Herzen leicht von falschen und tückischen Freunden betrogen werden, die dieselben zu ihrer Beute bestimmen, und sie desto leichter erhaschen, weil sie sich selbst liefern: es ist wahr, daß sich endlich ein offenes Herz deswegen wieder zusammen zieht, argwöhnisch, und in der Wahl seiner Freunde behutsam wird. Und diese nothwendige Klugheit geht oft weiter, als sie sollte, und verhindert die besten Gemüther, ihre Uebereinstimmung kennen zu lernen, und eine glückselige Freundschaft aufzurichten.

Dieses

Dieses sind Schwierigkeiten, Hortensius, ich gestehe es, aber sie sind nicht groß genug, dich zu rechtfertigen, wenn du dich gänzlich aus der Welt zurückziehst, und völlig verzweifelst, einen wahren Freund zu finden. Wie traurig wäre es, wenn wir so schimpflich von dem menschlichen Herzen urtheilen müßten, daß es die edelsten Verbindungen unmöglich machte! Nein, urtheile nicht so übel von unserm Geschlechte! Glaube vielmehr, daß die wenigsten Menschen, welche zu den edlen Tugenden eine feine Anlage von der Natur empfangen haben, die wahren Vortheile kennen, die sie durch die Cultur ihrer Gaben, und durch die Ausübung solcher Tugenden gewinnen können, und daß es ihnen mehr an der Aufmunterung, als an Kräften, fehlet. Daher kömmt es, daß das menschliche Geschlecht manches vortrefliche Beispiel und Muster des Guten entbehren muß. Viele, die der Freundschaft fähig wären, kennen die Vortheile dieser Verbindung nicht: sie schäzen daher ihren Trieb der Wartung nicht würdig, und lassen ihn nicht zur Empfindung werden. Er arbeitet in der Dunkelheit fort, und trägt nur wilde Früchte:

Verschwendung, statt wahrer Freigebigkeit; leichtsinnige Unempfindlichkeit, statt der Sanftmuth, unvernünftige Offenherzigkeit, statt der Vertraulichkeit; und statt der Bereitwilligkeit, Freunden zu dienen, die Schwachheit, den unverschämten Anfällen eines jeden ausgesezet zu seyn, und niemanden etwas abzuschlagen, wenn gleich die eigene Erhaltung darunter leiden sollte. Also wachsen auf dem schönsten Boden Gesellschaftlicher Tugenden lauter wilde Früchte, bis er ausgezehret ist, und dieser wilden Fruchtbarkeit eine gänzliche Unfruchtbarkeit folget.

Die Freundschaft hat in sich Vorzüge, wodurch sie liebenswürdig wird: und sie gewähret Vortheile, welche auch die Grossen der Erde einnehmen. Statt, daß der Glanz der weltlichen Hoheit sie verdunkeln sollte, drängen sie sich so stark hervor, daß sie nicht selten dem Monarchen den Zepter verhaßt machen; wenn er sieht, daß er ein Hinderniß wird, welches ihm den Genuß der Früchte der vertrauten Freundschaft verbiethet. Ein zahlreicher Hof ist keine Gesellschaft. Menschengesichter, die ein König täglich um sich sieht,

sind

sind für ihn nicht besser, als eine Gallerie von Gemälden; und werden ihm oft durch den Vorzug ihrer Sprache beschwerlicher, als die stummen Bilder; denn Worte ohne Liebe sind bloß klingende Schellen.

Der Mangel wahrer Freunde ist eine wüste Einsamkeit, wider welche die allgemeinen Gesellschaften in volkreichen Städten keine Zuflucht sind. Oft vergrössern sich dieselbe nur, wenn sie diejenigen, welche an sich selbst, und an ihren Beschäftigungen mit den Wissenschaften, eine lehrreiche Gesellschaft finden, in das Getümmel der Welt rufen, und ihnen die Nothwendigkeit auflegen, durch das leere Getöse des gewöhnlichen Umganges, ihres mit glücklichern Betrachtungen beschäftigten Geist zu betäuben, und zu solchen schlechten Kleinigkeiten zurück zu rufen.

Die Vortheile der Freundschaft, die weder Hoheit noch Güter gewähren können, sind groß. Es ist ein wahrer Vorzug derselben, daß sie unser Herz von der Last befreiet, womit die Leidenschaften dasselbe beschweren. Die Krankheiten des Gemüthes sind den körperlichen Krankheiten ziem-

lich gleich. So wie diejenigen, welche Verstopfungen in den Gefässen verursachen, die Respiration hemmen, Erstickungen veranlassen können, und dem Körper am gefährlichsten sind: so sind auch diejenigen Krankheiten der Seele am gefährlichsten, die das Herz überladen. Man hat Mittel, die Lunge, die Leber und die Milz zu reinigen, und dem Blute einen freien Umlauf zu geben: allein, kein Mittel öfnet das Herz. Nichts, als ein wahrer Freund, kann dafür geordnet werden, dem wir unsere Hoffnung, unsere Furcht, unsern Gram und Kummer, unsere Besorgniß, unsern Verdacht, und alles, was uns auf dem Herzen liegt, eröfnen dürfen.

Niemand bedarf mehr Erleichterung des Herzens, als die Grossen der Erde; und wir finden Beispiele, daß Könige oft mit Gefahr ihres Thrones sich um einen Freund beworben haben. Sie erheben oft niedrige Personen, die sie ihres Ververtrauens würdig schäzen; sezen dieselben fast neben sich auf den Thron, und gehen mit ihnen um, als ob sie ihres gleichen wären. Diese Günstlinge sind das nicht, wofür sie gemeiniglich angesehen

hen werden: sie sind nicht Personen, welche der blinde Eigensinn des Königes groß gemacht hatte, bloß um groß zu seyn: sondern sie sind eigentlich diejenigen, mit welchen der Monarch seine Sorgen theilet, die man weniger beneiden würde, wenn man ihre wahren Umstände näher kennete. Wenn es wahr ist, (und wenigstens ist es sehr wahrscheinlich) daß ein König entweder ein Tyrann seyn, oder einen Günstling haben muß; so verdienen die Günstlinge gewiß mehr Ehrfurcht und Liebe von den Unterthanen eines Fürsten. Sie sind es, die mit ihm die Last der Regierung theilen, die sein Herz erleichtern, und es gegen die Unterhanen liebreich erhalten. Ein argwöhnischer Monarch, der niemand hat, dem er sich eröfnen kann, oder der sich gegen niemand eröfnen will, verzehret sich selbst. Der zurückgehaltene innere Kummer greift endlich den Verstand an: und machet das ganze Gemüth finster, mürrisch, lieblos, und endlich tyrannisch: ein Tiberius und ein Ludwig sind die Beispiele. Ein Freund hingegen verdoppelt unsere Freuden, und verringert unsern Kummer; denn jede Freude wird dop-

pelt empfunden, wenn sie mitgetheilet wird; und die Last der Sorgen wird leichter, wenn ein anderer dieselbe mit uns trägt. So ladet uns die gütige Natur selbst zur Freundschaft ein.

XXV. Brief.

Serena an den Smirnon.

Wenn du den stillen Gram auf meinem Gesichte gelesen hast, den ich dir verbergen sollte; wenn du verstanden hast, was die Thräne sagen wollte, die in deiner Gegenwart von meinen Wangen schlich; wenn Seufzer, die meinem Herzen entwischten, nicht ganz umsonst geredet haben, Smirnon: so mußt du schon zu dieser Nachricht vorbereitet seyn, die dieser Brief dir bringen wird. Ich wage es, an dich zu schreiben und zu dem meine Zuflucht zu nehmen, der meine ganze Verzweiflung verursachet. Ich habe keine Ursache, an deiner Großmuth zu zweifeln: ich

halte dich für edel genug, der Ruhe einer Unglücklichen etwas aufopfern zu können. Der Verlust wird nicht groß seyn: sollte ihn aber dein Herz grösser achten, als er ist; so erinnere dich, daß jede Tugend eine Verleugnung erfodert, und daß diejenige gute Handlung immer die schönste ist, die unserm Herzen das meiste kostet.

Vielleicht sind dir diese Worte ein Geheimniß. — Ach! wie fürchte ich mich, deutlicher zu reden! Aber ich muß: das Geheimniß, wovon mein Herz voll ist, will sich nicht mehr verbergen lassen; die Zeit dringt mich — Deine eigene Ruhe nöthiget mich, mein Herz zu eröfnen. — Ich kann, ich will, ich darf dich nicht hintergeben. — Der Tag rücket her, der mich unglücklich machen soll, und dich mit mir. Ach! Smirnon, in dessen Tugend ich mein ganzes Vertrauen seze, zu dessen Großmuth ich allein meine Zuflucht nehme, vergieb mir, daß ich rede!

Meine Aeltern haben dich für mich zu demjenigen Gefährten erwählet, mit dem ich mein Leben endigen soll. Sie freuen sich, ihre Tochter glücklich zu sehen, und beschleunigen die Stunde,

die uns auf ewig verbinden soll. Du selbst sagest mir, daß du mich liebest, daß du dich glückselig schäzest, mich lieben zu dürfen. Ich weiß nicht, ob die Furcht, meine Aeltern zu beleidigen, so viel Gewalt über mein Herz gehabt, daß es seine Empfindungen zurück hält, oder ob deine Liebe dich verhindert hat, meine Betrübniß und die Seufzer nicht zu verstehen, welche, des grausamen Zwanges ungeachtet, den mir die Pflicht auferlegte, doch oft in deiner Gegenwart ausbrachen: doch das weiß ich, daß ich dir niemals Hoffnung gemacht habe, mein Herz zu erhalten.

Ja, Smirnon, du liebest, eine Undankbare, ich erröthe, es zu bekennen, und schäme mich vor mir selbst, daß ich einen Mann von deiner Tugend, und von deinen Verdiensten nur hochschäze, nur verehre, und nicht liebe? Ich habe mir selbst meine Schwachheit verbergen wollen; ich habe die ganze Glückseligkeit mir vorgestellet, die ich geniessen könnte, wenn die heiligen Bande unser Leben vereinigten; ich habe deine Gaben, deine Verdienste, deinen Ruhm, dein Ansehen, und deine Tugend, mir in dem Glanze vorgestellet, den sie

haben;

haben; ich habe Dankbarkeit, Eitelkeit, Eigenliebe und die Pflichten des Gehorsams, den ich meinen Aeltern schuldig bin, zu Hülfe gerufen, um den Eigensinn meines Herzens zu überwinden, und Neigungen in mir zu erregen, welche endlich in eine Flamme von Liebe ausbrechen könnten: aber umsonst. Die eigensinnige Liebe läßt sich nicht durch Gründe erregen, noch auf Vernunft errichten. Sie erkennet keine Vorschriften, und unterwirft sich keinen Gesezen.

Vielleicht kann ich nie lieben; und hochachten, oder verehren, ist der höchste Grad, wozu meine Neigungen sich erheben können. Vielleicht hat auch der Himmel Liebe und Gegenliebe nur in zwei Herzen geleget, die er zu einer harmonischen Eintracht stimmete. Sie lieben sich schon, ohne sich zu kennen, und ihre Liebe schließt jeden andern Gegenstand aus: wie zwo gleich gestimmte Saiten nur einander antworten, und bei jedem andern Tone stumm sind.

Zanke nicht mit dem Eigensinne der Liebe: alles, was mich beschämen kann, habe ich mir selbst schon vorgeworfen. Wenn du weißt, (und

du weißt es gewiß), wenn du weißt, was für Gewalt die Dankbarkeit, die Pflicht gegen Aeltern über ein Herz hat, das seine Ehre bloß in der Tugend suchet; wenn du die süsse, die unwiderstehliche Macht der zärtlichen Liebe, die wir Kinder gegen die Urheber unsers Lebens empfinden, selbst gefühlet hast: so kannst du einen Theil der Vorwürfe begreifen, womit ich mich selbst bestritten habe. Ach! wenn es hier Sünde ist, diesen heiligen Gehorsam zu beleidigen, so sündige ich nicht ohne Kampf! Geschwiegen, gehorchet, geseufzet, meine Abneigung verleugnet, mein Gesicht aufgeheitert, wenn Thränen in meine Augen treten wollten, gewünscht, gehoft — ach! was habe ich nicht gethan, nicht gelitten!

Vielleicht habe ich Unrecht, daß ich so lange schwieg; und es ist ungerecht, daß ich dir eine Hoffnung ließ, welche dich deine Ruhe kosten wird. — Wenn ich Unrecht habe, so verzeihe mir! Aber bedenke den Zustand eines unglücklichen Mägdchens, das nicht wagen darf, zu reden, nicht mit einem Blicke die Geheimnisse seines gequäl-

quälten Herzens zu verrathen; das zittert, seine Pflichten zu beleidigen, und seine Aeltern zu erzürnen; das gern gehorchen, gern nach ihrer Vorschrift lieben will, und immer noch hoffet, lieben zu können; das keine Zuflucht weiß, keine zu suchen waget, und unter einem beständigen Kampfe von Pflicht und Widerwillen, von Neigung und Hoffnung, fortgestossen wird an den Altar, wo sie sich dem ergeben soll, den sie noch nicht liebet?

Ich habe es gewaget, mich mit Thränen meinem Vater zu Füssen zu werfen; ich habe ihm mein Herz eröfnet; ich habe ihn gebethen, zwo Personen, die glücklich seyn könnten, und vielleicht beide verdienten, glücklich zu seyn, nicht unglücklich zu machen: er hat mich nicht gehöret; er hat meinen Eigensinn bestraft; er hat mir gebothen, ihm künftig meine Thorheit zu verbergen. Auch meine Mutter hat mir alle Zuflucht versaget: sie bestrafet meine Thränen, und heißt mich lieben.

Du der du die Liebe kennen mußt, die du empfindest, sei gerecht gegen mich. Du mußt es wissen, welch eine Pein es ist, sich dem zu erge-

ergeben, den man nicht liebet. Wenn es dich Ueberwindung kostet, mir, die du liebest, zu entsagen; welch eine Ueberwindung muß es kosten, den zu wählen, den man nicht liebet! Wer von uns soll für den andern ein Opfer werden? — Ach! wir werden es beide; beide gleich unglücklich: meine Kaltsinnigkeit wird dich so sehr quälen, als mich deine Liebe.

Glaube nicht, daß du durch Güte jemals Gegenliebe erwecken wirst. Dankbarkeit ist alles, wozu mein Herz fähig seyn möchte; unbefriedigende, kalte Dankbarkeit gegen die heissesten Flammen deiner Liebe. Diese Dankbarkeit wird mich vielleicht bewegen, meinen Gram vor dir zu verbergen: aber er wird mich im Stillen verzehren, und beständige Thränen werden die Beschäftigung derjenigen seyn, mit der du glücklich zu seyn hoffest.

Die Bande, die du dir wünschest, und die man mir drohet, sind heilige, feierliche Bande; der Stand ist ernsthaft; laß ihn uns nicht mit Thränen antreten. Gieb nicht zu, daß väterliche Gewalt dir die gefesselte Hand derjenigen darrei-

che, die dir ihr Herz versaget: und verlange nicht ein Opfer, sondern wähle eine Dankbare, die so viel Liebe und so viel Vergnügen wieder geben kann, als sie empfängt. Sei so großmüthig, als ich dich schäze; und verachte eine eigennüzige Befriedigung deines Herzens, welche anderen kein geringers Opfer kosten würde, als die Glückseligkeit eines ganzen Lebens.

XXVI. Brief.

Smirnon an Serenen.

Dein Brief kündiget mir den Tod an! O! Serena, kannst du ein solches Opfer von mir fodern? Kannst du glauben, daß ich um einen so leichten Preiß liebe? — Ich soll dir entsagen! Du bittest mich, du foderst meine Tugend auf; die Tugend muß etwas aufopfern, sagest du. — Ach! wenn man um einen so hohen

Preiß tugendhaft seyn muß; wie schwer ist es, tugendhaft zu seyn! —

Theure Serena! gieb nicht zu, daß alle meine besten Hoffnungen, woraus ich mir in Gedanken eine so glückselige, güldene Zukunft erbauet habe; gieb nicht zu, daß meine ganze Glückseligkeit zu Grunde gehe. Deine Aeltern haben mich dir versprochen, und du hast dich mir nicht versaget — Nicht versaget; so willst du, daß ich izt reden soll: ach! wie wenig ist das für eine so heisse Liebe, welche Ergebung fodert, freiwillige, gänzliche, herzliche Ergebung! Aber ich will mein Herz auch damit befriedigen; nimm nur auch diesen kleinen Theil meiner Glückseligkeit nicht wieder zurück!

Ja, Serena, ich hatte mich glücklicher geschäzet. Ich verstand die Seufzer nicht, die dir entwischten. Meine eigennüzige Liebe erklärete diese Thränen, die dir entflossen, zu ihrem Vortheile. Ich glaubete zu fühlen, wenn ich deine Hand mit Inbrunst an meine Lippen drückete, daß sie nicht widerstrebte, daß sie jeden Druck der meinigen beantwortete. Ich fragte dich oft,

welch

welch ein geheimer Gram dich beunruhigte, und bath dich, mir dein Herz zu öfnen. Du sahest mich mit einer schüchternen Wehmuth an, seufzetest, und schwiegest. Ich glaubete, Huld in deinen Augen zu lesen, und wagete nicht mehr, deine Unruhe zu vermehren. War das die Ursache deiner Thränen! Ich Unglücklicher mußte diejenige quälen, die ich liebete, und glücklich zu machen glaubete!

Ist es dein Ernst, theure Serena! willst du, daß ich dir entsage, oder denkest du mich nur zu prüfen? — Ach! wäre es Prüfung, wie würde meine Liebe gewinnen! Sie ist stark genug, die härteste auszuhalten; sie kann alles, alles, nur dir nicht entsagen. Wenn Nebenabsichten meine Wahl bestimmet hätten; wenn Wünsche und Begierden des Geizes oder der Eitelkeit bei mir die Stelle der Liebe verträten; so würde der Verlust, den du von mir forderst, zu ersezen seyn: aber wer kann einer Liebe entsagen, die bloß ihre Glückseligkeit in dem Besize des geliebten Gegenstandes suchet?

Glau-

Glaube mir, Serena, wenn du izt nicht liebest, so wirst du mich dereinst lieben. Mein Eifer und meine Zärtlichkeit wird nicht ermüden, alle deine Wünsche zu erfüllen. Du wirst anfangen, mich zu schäzen; deine Großmuth, dein gütiges Herz werden meine Bemühungen befördern, und sich in Liebe verwandeln. Laß es seyn, wie du dich ausdrückest, daß deine Zärtlichkeit ihren Anfang von der Dankbarkeit nimmt; wenn es nur Liebe ist, so bin ich glücklich, und du mit mir. —

Aber sollte ich nichts mehr, als diese Dankbarkeit, erwarten dürfen? Und wenn du dich endlich überwindest, meine Hand anzunehmen, so würde es nur eine Verleugnung seyn, der du dich bloß aus Pflicht und Gehorsam gegen den Befehl deiner Aeltern unterziehst? Die Liebe, die mein Glück machte, würde dein Unglück machen? — Serena, bin ich so sehr bei dir verhaßt? — Wie quälet mich dieser Gedanke! — Ach! nein, mit dieser Bedingung verlange ich deine Hand, nicht! Ich bin nicht eigennüzig genug, meine Glückseligkeit auf Kosten deiner Ruhe zu erhalten.

ten. Welch eine traurige Beantwortung meiner Liebkosungen würden deine Thränen und Seufzer seyn! —

Wozu soll ich mich entschliessen? Selbst mit dir, und in dir unglücklich zu seyn? Oder dich zu verlieren? — Welche Wahl! O! Grausame, und kannst du noch fodern, daß ich entscheiden soll? Kannst du mir eine Wahl aufdringen, die mich an beiden Seiten unglücklich macht? — Warum hast du gelitten, daß ich hofte, und durch Hoffnung meine Liebe nährte? Ist dein Stillschweigen nicht Billigung? Und bist du so ungerecht, erst zu billigen, dann zu verwerfen; Freuden zu erregen, dann sie zu tödten? Eine Billigkeit, die du mir versagtest, foderst du von mir? —

Was schreibe ich! — Vergieb einer Liebe, die ihrer nicht mächtig ist, diese Vorwürfe, wenn sie ungerecht sind! — Du willst, daß ich wählen soll — Du willst es! Was kann ich dir versagen? Aber wenn du glaubest, daß mein Herz seinem Wunsche so bald entsagen kann; daß es keine Ueberwindung kostet, sich zu entschliessen, unglücklich zu seyn; ach: wie wenig mußt du die

Liebe kennen! — Wie wenig? Vielleicht kennest du sie zu sehr: aber eine andere Liebe, als gegen mich. — Glücklicher Nebenbuhler! Ich hasse ihn nicht, aber ich beneide ihn.

Warum aber verschweigst du mir deine geheime Regung? Darf ich nichts mehr wissen, als genau das, was mich unglücklich macht ?c — Vielleicht, wenn du einen andern schon geliebet hast, würde diese Nachricht meinem Siege über mich zu Hülfe kommen. Ich würde mich für einen Störer der Glückseligkeit eines Paares halten, welches die Natur für einander bestimmet hatte: ich würde es für eine Gerechtigkeit halten, dem den Preis zurück zu geben, der ihn schon besaß — Freilich auch dann eben so unglücklich, als izt: aber der Sieg würde mir leichter seyn. — Ach! was kan ich dir in dem Zustande, worinn ich bin, versprechen? — Nichts mehr, als daß ich nicht ungerecht seyn kann!

Laß mich wenigstens erst alles versuchen, was ich vermag — Der Glückseligkeit entsagen, o Serena! ist eine Handlung, die noch immer früh genug geschieht. Laß mich sie so lange noch

in der Hoffnung geniessen, als ich kann. Vielleicht sind noch Bewegungsgründe vorhanden, die einige Stärke über dein Herz haben.

Oft glauben wir, Serena, daß wir nicht lieben: aber unser Herz hat eben so wohl seine Veränderungen, wie unsere Gedanken. Die Liebe kömmt nicht immer freiwillig; sie läßt sich auch erzwingen: und wenn Zärtlichkeit, wenn alle wohlthätige Neigungen, wenn alle Handlungen, glücklich zu machen, je ein edles Herz wider seinen Vorsaz eingenommen haben; so glaube, daß das deinige einst mir gehören wird.

Die blosse Neigung der Natur ist oft nicht so dauerhaft, als heftig. Und wenn sie es wäre; so ist sie doch nicht die einzige Leidenschaft, in deren Befridigung die Glückseligkeit besteht. Wie viele Beispiele von Personen könnte ich dir nicht anführen, die durch sie allein glücklich zu werden glaubeten, und bald unglücklich waren! Kein anderer kann dich so sehr, so treu, so beständig lieben; kann dich, wenn ich deine Liebe besize, glücklicher machen, als ich. Es wird sich keine andere unbefriedigte Neigung dieser Glückseligkeit

entgegen stellen. Der Himmel hat mir alles gegeben, was die Wünsche eines Menschen, in Ansehung der äusserlichen Ruhe, befriedigen kann. Bedenke, daß deine eigenen Neigungen sich verändern könnten, und zwar noch leichter zum Vortheile dessen, der sich bestrebet, sie zu gewinnen, als sie zum Nachtheile dessen, der ihrer müde, oder gleichgültig ist, abwechseln können. Bei diesem hast du das Misvergnügen künftig zu erwarten, was du bei jenem nur vielleicht im Anfange empfinden könntest; und vielleicht ist das bei diesem nur ein kurz daurendes Misvergnügen, was bei jenem Unglückseligkeit auf immer seyn wird.

Ich bitte dich, Serena! wenn ich keine Verdienste, keine Eigenschaften habe, welche Liebe erwecken können: so überlege wenigstens dieses. Die Zeit und meine Bemühungen können dir das gegen mich geben, was Kaltsinnigkeit und hundert andere Umstände dir gegen einen andern nehmen können.

Laß mich deinen Entschluß wissen! Liebe mich, wenn du kannst. — Ich brenne vor Verlangen, mein Schicksal zu wissen! Deine Antwort

wort wird meine Wahl entscheiden: und entweder werden wir beide glücklich seyn, oder unglücklich, — ich allein!

XXVII. Brief.

Sorem an den Aretes.

Ich habe deinen pedantischen Brief gelesen; er erschöpfet alle gemeine Fächer, und enthält alles, was die Schule über den Duell sagen kann. Das ist sehr gut, mein lieber Aretes: aber mich dünket, du dürftest dir keine so ernsthafte Mine geben. Du redest von Pflichten, von der Menschenliebe, von der Ehre, die du sinnreich in die wahre und falsche eintheilest, von der Gesundheit, vom Leben und vom Tode. Nach allen diesen Beweisen, sezest du auch die Anwendung hinzu, und rufst die Seelen derer, die noch nicht todt sind, aus dem Grabe zurück, um mich zu schrecken und zu plagen.

Dieser Theil deines Briefes mag sehr pathetisch seyn für den, der Gespenster glaubet. Ich habe noch keine gesehen; und glaube, wenn ja noch das Etwas von uns, daß ihr Philosophen die Seele zu nennen beliebet, unsern Leib überleben sollte, daß dieses Ding in der andern Welt genug zu thun finden wird, um uns in dieser zufrieden zu lassen. Ich habe bisher geglaubet, daß mein Leben mir selbst gehöre: und ich meinte, die Natur lehre mich dieses genugsam, wenn ich Triebe in mir empfinde, es zu erhalten, zu geniessen, und zu vertheidigen. Ich würde mir daher Vorwürfe zu machen haben, wenn ich mir Eine von denen Freuden versagete, die ich haben kann. Was ich izt geniessen kann, das weiß ich; was künftig seyn könnte, das ist mir wenigstens weit ungewisser; und wie die Leute heissen, die das Gewisse für das Ungewisse nehmen, das weißt du. Deine Philosophen lassen ihre Tugendhaften verhungern, und trösten sie, wenn sie sich hier von jedem, der Lust hat, haben herumstossen lassen, mit einer Freude und Ehre, die sie dann erst geniessen sollen, wenn sie nicht mehr sind.

So lange, mein lieber Aretes, kann ich nicht warten. Ich empfinde nicht sonderlich den Beruf, mir das zu versagen, worauf mir schon mein Leben ein Recht giebt. Meine Glückseligkeit aber, und mein Leben sind mir gleich viel werth: und wer die eine angreift, der ist so gut mein Feind, als wer mir das Leben nehmen will. Du magst sagen, was du willst, die Sanftmuth und Geduld sind keine Tugenden für diese Welt. Wer dem ersten Feinde nicht zeiget, daß es ihm ein Ernst sei, sein Glück, und alles, was dazu gehöret, zu vertheidigen, der wird tausenden zum Gespötte; und jeder, dem es einfällt, hat seine Lust mit ihm. Ich sehe eben nicht, wie du versicherst, das es so rümlich sei, vieles erduldet zu haben. Wer sich mit einer spartanischen Großmuth rühmen will, daß er zwanzig Stockschläge bekommen hat, der verdienet noch zwanzig andere; und er muß demjenigen danken, der sie ihm giebt, weil er seine Ehre befördert.

Laß das dem Spartaner, mein lieber Aretes. Die Begriffe der Menschen von der Ehre sind sehr getheilet. Ohne mich um eure Spizfin-

digkeiten zu bekümmern, weiß ich, daß die Ehre in der Meinung besteht, die andere von mir haben. Ob diese Meynung falsch sei, oder nicht, das geht mich nicht an; genug, die falsche hat eben so viel Einfluß auf meinen Zustand, als die wahre. Man hat sich einmal beredet, daß der keine Ehre habe, der nicht Muth genug besizt, seine Beleidigungen zu rächen. Wahr, oder nicht; genug, die Erfahrung lehret, daß ein Geduldiger der Narr des ganzen menschlichen Geschlechtes ist. Ich lebe unter den Menschen, und meine Glückseligkeit hanget sehr von ihren Meinungen ab: und wenn ich ein Recht habe, jene zu suchen, so muß man mir nicht verbiethen, diese erst zu gewinnen: das heißt sonst jemanden etwas geben wollen, aber ihm vorher die Hände binden, daß er es nicht nehmen kann.

Die Natur hat dem Stiere seine Hörner, dem Löwen seine Klauen, dem Pferde seinen Huf gegeben, um sich zu vertheidigen; dem Hasen gab sie schnelle Läufte, um zu entwischen. Bei dem Menschen hat sie vielleicht einen gleichen Unterschied beobachtet. Wer Muth hat, der ahmet

dem Löwen und dem Stiere nach: wer ihn nicht hat, der helfe sich aus, so gut er kann. Zum Glücke oder zum Unglücke, was weiß ichs? bin ich nicht leicht verzagt; und ich halte das für eine Anweisung, wem ich nachahmen soll.

Die Duelle, sagest du, sind nicht erlaubet. Warum nicht? Was unvermeidlich ist, muß auch erlaubet seyn. Es war freilich willkührlich, was die Welt für Beweise wählen wollte, wodurch jeder Beschimpfte darthun sollte, daß er Ehre hat: die Beweise aber, die sie gewählet hat, sind eine Vorschrift, wovon niemand abgehen darf. Hätte sie sich beredet, von dem eine gute Meinung zu haben, der am geduldigsten ist; so würde ich vermuthlich durch diese Tugend meine Ehre retten. Allein, sie hat den Degen gewählet, und wir müssen ihn also entscheiden lassen; das Mittel mag so thöricht seyn, als es immer wolle. Wenn wir ja einen Fehler begehen; so ist er nicht uns, sondern der Welt zuzuschreiben, die es so gewollt hat.

Du berufst dich zu viel auf ein künftiges Leben, und ich mag mich auf deine Beweise nicht

einlassen. Aber seze, es sei so, wie du sagest: kann es denn wohl eine Beleidigung seyn, wenn ich entweder die Seele meines Gegners, oder wenn mein Gegner die meinige, etwas früher dahin sendet, wo sie doch einmal seyn muß? Wir sind, sagest du, zur Geselligkeit und Freundschaft auf der Welt. Wohl! so ist es besser, daß von zwei feindlichen Seelen diese Welt die eine, und jene die andere habe. In einer schicken sie sich nicht zusammen.

Ernsthaft zu reden, mein lieber Aretes; ein Mörder möchte ich nicht gern seyn. Ich weiß zwar nicht, weswegen? Allein, ich empfinde doch bei mir einen gewissen Abscheu vor diesem Gedanken. Ich bin auch weit davon entfernet, in der Absicht auf den Kampfplaz zu treten, um meinen Feind zu ermorden. Du kannst versichert seyn, daß ich ihm mit kalten Blute entgegen gehen werde. Ich bin es schon gewohnt, einen Gegner mit blossem Degen zu sehen, und verlasse mich ganz sicher auf meine Kaltsinnigkeit und auf mein Glück. Mein Gegner soll ein guter Fechter seyn: und das ist mir lieb. Ich denke

nicht, daß er mehr Anschläge auf mein Leben haben wird, als ich auf das seinige habe: wir werden uns etwa in den Finger reizen, zwei bis drei Tropfen Blut vergiessen, und dann nach Hause gehen. Sollte dieses Schicksal mich treffen, so hat, mich mein Mägdchen wohl eher mit der Nadel verwundet. — Ich sollte nicht glauben, daß er sehr blutdürstig wäre; er sieht so fürchterlich nicht aus, als das Gerücht ihn macht: und es schien mir, daß er sehr gern vergessen hätte, was unter uns vorgieng, wenn ich ihn nicht durch einen Brief gefodert hätte —

Eben empfange ich die Antwort auf diesen Brief. Hier hast du eine Abschrift!

„Deuten sie es mir für keine Furchtsam„keit aus, wenn ich Ihnen erklären muß, daß „ich Ihre Ausfoderung nicht annehmen kann. „Ich habe dazu viele Gründe, die ich Ihnen „vergebens sagen würde; und also übergehe ich „sie. Drei aber müssen Sie wissen. Der erste „ist, daß ich keine Handlung begehe, welche die „bürgerlichen Geseze verbiethen: die Menschen„liebe darf ich Ihnen nicht anführen. Der zweite

„ist,

„ist, weil ich versichert bin, daß ich den Degen
„besser verstehe, als Sie: und folglich zu billig
„bin, eine Parthei anzunehmen, die auf beiden
„Seiten nicht gleich ist. Der dritte ist, weil ich
„höre, daß Sie ganz seltsame Begriffe und Grund-
„säze haben. Man saget mir, Sie sucheten eine
„Ehre darinn, in allen Stücken ein Freigeist zu
„seyn: und diese Beschuldigung findet deswegen
„sehr viel Glauben bei mir, weil in der That
„unser Streit, (wenn Sie ihn so nennen wol-
„len,) daraus entstand, daß ich unmöglich mit
„Gelassenheit ihre anstößigen Reden hören konn-
„te, ohne Sie zu warnen. Ich glaube, daß ein
„jeder ehrlicher Mann Ihnen eben das gesaget
„haben würde, was ich Ihnen sagte: so, wie
„ich glaube, daß ein jeder vernünftiger Mann,
„er mag übrigens für sich selbst glauben, was
„er will, niemals in Gesellschaften unehrerbiethig
„von Sachen reden werde, welche wenigstens bei
„dem größten Theile in Ehrfurcht stehen. Sie
„glauben von allem dem nichts, was so viele
„grosse Männer glauben; und verzeihen Sie
„mir, Männer, welche es genugsam bewiesen,

„daß

„daß sie weit grössere Einsichten besizen, als Sie
„und ich, und daß sie den Sachen weit reiflicher
„nachgedacht haben. Sie machen sich eine Ehre
„daraus, für einen so genannten starken Geist
„angesehen zu werden, und bekennen öffentlich in
„den ärgerlichsten Ausdrücken, daß sie weder eine
„Unsterblichkeit der Seele, noch irgend eine an-
„dere Wahrheit, worauf sich eine Religion, und
„selbst eine bloß bürgerliche Tugend gründet, an-
„nehmen. Denken Sie so, wie sie reden, so sind
„Sie zu bedauren: reden Sie, ohne zu denken,
„so muß man Sie erinnern, erst wenigstens die
„Sachen etwas besser kennen zu lernen, wovon
„Sie reden. Denken Sie aber in der That an-
„ders, als Sie reden, bloß um sich ein gewisses
„Ansehen zu erwerben: so ist es nöthig, zu Ih-
„rem Besten, daß Sie einmal einen ehrlichen
„Mann antreffen, der Herz genug hat, Ihnen
„zu sagen, daß man da, wo Sie Ehre suchen,
„Schande findet. Ich habe Ihnen diese Freund-
„schaft erzeiget, und Sie fodern mich aus. Zwo
„Ursachen, warum ich diese Ausforderung nicht
„annehme, habe ich Ihnen gesaget: viele andere

„kön-

„können Sie selbst hinzu denken: die lezte aber „kann diese seyn, daß ich mich am wenigsten mit „einem Gegner einlassen kann, bei dem ich ganz „gewiß mein Leben in Gefahr seze: denn gesezt „auch, ich würde unvermeidlich gezwungen, mei„nen Degen wider einen solchen zu ziehen, so „würde ich mich doch scheuen, einem Menschen „das Leben zu nehmen, der so schlecht zum „Sterben bereitet seyn kann: ich, nach meinen „Begriffen, (und lachen Sie, so viel Sie wol„len!) müßte dieses für einen doppelten Mord „ansehen. Es müßte daher sehr unglücklich kom„men, und gewiß durch seine eigene Schuld, „wenn er von meiner Hand stürbe. Sie sehen „daher, daß die Partei sehr ungleich ist.„

Was mache ich mit dem Narren? — Wenn er sich nicht schlagen will; meinetwegen! Aber dann sollte er wenigstens so stolz nicht seyn! „Ich verstehe den Degen besser, als Sie: also „will ich mich nicht schlagen! „Ich fodere alle deine Philosophen auf, mir einen bessern Bewegungsgrund zu entdecken! Ich glaube, daß kein „vernünftiger Mann, er mag übrigens für sich

„selbst

„selbst glauben, was er will, jemals in Gesell„schaften unehrerbietig von Dingen reden werde, „die wenigstens bei einem grössern Theile in Ehrfurcht stehen. „Und wer bin Ich denn? — So mag der Mann reden, der den Degen versteht, aber nicht der, der sich nicht schlagen will. — Ich sehe schon, woran es ihm fehlt! — Lebe wohl, nach einem Paar Stunden schreibe ich dir das Ende dieser Geschichte!

XXVIII. Brief.

Sorem, der Vater, an seinen Sohn.

Ich habe mit Erstaunen und Herzeleid deinen gottlosen Brief gelesen, worinn du die vernünftigsten und redlichsten Ermahnungen des Aretes beantwortest. Ach! elender Sohn eines unglücklichen Vaters, welche Otter hat dir diesen Gift eingeflößt! Welch ein Bösewicht hat deine ge-

gesunde Vernunft mit seiner unsinnigen Raserei angestecket? — Das sind die Stufen des Verderbens; erst ein Lüderlicher, ein Nichtswürdiger, dann ein Religionsspötter!

Habe ich noch nicht genug von dir gelitten! Ist es nicht genug, daß ich täglich über die Laster meines Sohnes weine, und alle meine väterlichen Sorgen, alle meine Mühe und meine Hoffnungen umsonst angewandt und verloren sehe! Willst du mich auch zwingen, den Tag zu verfluchen, wo ich mich über deine Geburt erfreuete? — Ach! mein Sohn! deine Kindheit, und selbst die ersten Jahre deiner Jugend versprachen mir den Undankbaren nicht, den ich in dir erzogen habe! Lauf einmal dein Leben durch; und wenn du noch einer Empfindung fähig bist, so empfinde dein Verderben. Ist ein einziger Tag in deinen lezten Jahren, dessen du dich ohne Röthe erinnern, ist eine einzige Stunde, die du segnen kanst!

Ich weiß noch die Zeit, wo meine mindeste Sorge dich beunruhigte; wo du mich zu trösten suchtest, und in den Thränen, die dir entflossen,

ein

ein Herz reden liessest, welches mir einst, für alle meine Sorgen, den besten Lohn versprach. Aber vergebliche Hoffnung! Verführer haben mir meinen Sohn entrissen. Er theilet seine Vertraulichkeit mit Buhlerinnen, und hat sein Herz denen gegeben, die ihn in ihren Lastern und Verbrechen unterrichten. Ich muß die Tage verwünschen, die ich mir von dem Himmel erbethen hatte; und der kleinste Ueberrest meines Lebens ist nur deswegen elend, weil ich einen Sohn habe.

Wenn geht ein Tag hin, wo ich nicht neue Nachrichten von deinem lasterhaften Leben erhalte! Meine Freunde, die mir sonst Glück wünschten, seufzen izt mit mir: das Gerücht ist voll von dir; wer einen Nichtswürdigen nennen will, der nennet dich. Aber du suchest eben darinn deine Ehre, und bemühest dich, alle Empfindung der Ehre und der Scham, ja selbst deine gesunde Vernunft, in dem Umgange mit hirnlosen Freigeistern zu ersticken. Du bemühest dich, eben so rasend zu scheinen, als sie vielleicht sind, und spottest mit den Unwissenden, über Wahrheiten, wobei dein Herz, und dein Verstand dich Lügen strafen müssen.

O! geh nur einmal in dich! Laß dein eigenes Herz über Tugend und Laster richten! Hast du nie eine Reue über ein begangenes Laster, nie eine Zufriedenheit empfunden, wenn du dich einer guten Handlung erinnern konntest? Welcher Mensch ist so sehr verloren, daß er schon aller Reue abgestorben sei? Du wirst sie nicht leugnen. Du selbst hast mir oft eine Besserung gelobet, und hast mir gestanden, daß du dich deiner Ausschweifungen schämest. Erinnere dich dieser Zeiten, wenn sie izt nicht mehr sind! Eben diese Stimme, die damals in dir redete, wird noch izt reden, wenn du sie nicht mit Gewalt dämpfest.

Frage dich selbst, ob nicht deine Neigungen zu Lastern deinen Verstand betrogen haben? Dieser Richter in dir, der dich mit seiner ungestümen Stimme, eben so oft, als dein Vater belästigte, und dich in deinen lasterhaften Vergnügungen störete, mußte betäubt werden, damit du ungehindert fortfahren könntest, böse zu seyn. Alle deine elenden Freunde, diese albernen und verächtlichen Spötter, hatten nichts, was sie ihrem Tadel entgegen sezen konnten als die Zerstreuung. Du su-

chetest dich nach und nach zu bereden, daß alles das Träume wären, was dich zu einem andern Leben ermahnen wollte. Du wünschetest, daß derjenige Gott nicht seyn möchte, vor dem der Lasterhafte zittern muß. — Denke diesem Gedanken nach, Elender, und bebe! — Beben wirst du, wenn du ihm nachdenkest! Und dieser Schauer lehre dich, daß er so wahrhaftig ist, als die Welt, diese Geschöpfe, als du, der du ihn fürchten mußt!

Ach! Rasender, worüber spottest du, wenn du ihn nicht leugnest! Leugnest du den Unterschied unter dem Guten und Bösen, unter Tugend und Laster? Leugnest du die Ehrfurcht, die du ihm schuldig bist? Leugnest du Pflichten, die daraus erfolgen, und eine Religion, die schon durch sein Daseyn bewiesen wird? Sind solche Schlüsse die Proben deiner starken Geister? — Aber sie machen vielleicht keinen Anspruch auf Verstand, und dieser ist so voll von Ungereimtheiten, als ihr Herz von lasterhaften Neigungen. Ihr leerer Kopf steht mit aller Weisheit eben so sehr im Widerspruche, als ihr Leben mit aller Tugend. Sie sind Lasterhafte, die ihren Freibrief von ihrer Un-

wissenheit borgen; die nichts glauben, weil sie nichts wissen, und lüderlich leben, um sich das Ansehen zu geben, daß sie nicht glauben.

Aber, glaube mir, Jüngling! die Reue kömmt nach! Dieses Leben der Betäubung dauret nur seine Zeit; es folget ihm eine Stunde, die es entscheidet, ob der Tugendhafte, oder der Lasterhafte, rasete. Bedenke sie, ehe sie kömmt! Du weißt nicht, wie früh, oder wie spät sie kommen wird. Wehe dem Spötter, wenn das wahr wäre, worüber er spottet! — Und es ist wahr; seine eigene Vernunft muß ihn davon überzeugen, wenn er sie nur will reden lassen! Denke an diese Stunde, denke an den Tod!

Aber, was sage ich? Spottest du nicht auch des Todes? Beleidigest du nicht alle Nebenmenschen, die du lieben solltest? Machest du dir nicht ein Gewerbe daraus, dir alle zu Feinden zu machen, und dein Leben eben so oft zu wagen, als deine Ehre? — Auf welche Art suchest du der Welt vorzüglich zu gefallen, sage mir, Unsinniger, als ein Thor, oder als ein Mörder?

Deine Grundsäze erlauben dir nicht nur, lasterhaft zu leben; sie erlauben dir auch, zu beleidigen, und zu ermorden. — Wie? ist das Bild, was ich hier entwerfe, ist das das Bild meines Sohnes? Den habe ich erzeuget, den habe ich geliebet, den habe ich erzogen, um der Trost meines Alters zu seyn? Diesen Wüthenden, der der Vernunft abgeschworen hat, der Ehre in Schande suchet, der meinen Namen entehret, diesen Strassenräuben habe ich mir von dem Himmel erbethen? Ach! wie verkehret der Himmel, der uns Thörichten oft unsere Wünsche, die wir ungestüm von ihm fodern, gewähret, eben diese Wünsche in Flüche!

Was soll ich endlich noch von dir befürchten, o du, der jeden Tag meines Alters elend machet? Wo wirst du still stehen, und wenn wirst du endlich einmal die Thränen, die ich um dich vergossen habe, durch Eine Freude wieder gut machen? — Die Vorsehung hat dich öfter erhalten, als du verdienest. Aber du bist dadurch nur troziger geworden, und vermehrest deine Beleidigungen. Fürchte dich, daß nicht einmal die Strafe auf dem Fusse folge!

Bist du noch fähig, der Ermahnung deines Vaters Gehör zu geben; so steh wenigstens von dem gottlosen Entschlusse ab, den du izt gefaßt hast. Kann dich keine Ehrfurcht für Tugend, Religion, oder für die bürgerlichen Geseze, im Zaume halten; so beleidige wenigstens den Gehorsam nicht, den du deinem Vater schuldig bist. Man saget mir, daß du einen Unschuldigen, den du zuerst beleidiget, zum Zweikampfe ausgefodert hast. Wenn du noch einige Liebe für deinen unglücklichen Vater hast; so laß ihn keinen Augenblick in der aller grausamsten Beruhigung. Wisse, jede Thräne, die du ihn vergiessen lässest, fodert Rache von dir. Komm zurück zu ihm, ehe er den unaussprechlichen Schmerz erleben muß, dich entweder als einen Ermordeten zu beweinen, oder als einen Mörder zu verfluchen!

XXIX. Brief.

Terses an Sorem, den Vater.

Wenn ich hätte vermuthen können, daß der Ueberrest meines Lebens keinem meiner Nebenbürger mehr nüzen könnte; wenn ich voraus gesehen hätte, daß ich in einem Tage meines männlichen Alters einem Menschen hätte Schaden, oder einem Tugendhaften gerechte Thränen verursachen sollen; so würde ich Gott gebethen haben, das Ende meiner Jünglingsjahre auch das Ende meines Lebens seyn zu lassen. Glaube mir, redlicher und unglücklicher Greis, daß ich diesen Tag für den allerunglücklichsten meines ganzen Lebens halte, und ihn aus der Anzahl meiner Tage verwünsche. Es ist der einzige, auf den ich noch in meinem lezten Alter mit Thränen und Entsezen zurück sehen werde; der auf ewig meiner Ruhe ein Ende machen, und meine Gemüthsheiterkeit in Tiefsinn und Melancholie verwandeln wird!

Der Gott, welcher mein ganzes Herz kennet, der ein Zeuge meiner unschuldigen, ob gleich unglücklichen Handlung, gewesen ist, und izt die Thränen sieht, worinn ich zerfliesse, wird mir vergeben, wenn Noth und Zufall mich sträflich gemacht haben; aber mit welchen Worten soll ich mich bei dir entschuldigen, und womit soll ich dir den Verlust ersezen, den du durch mich leidest? Du stehst in Gefahr, deinen Sohn zu verlieren, und ich, der ich alles empfinde, was ein Vater bei solchem Verluste fühlen muß, ich bin der Unglückliche, der ihn dir raubet! Wäre mein Leben zureichend, ihm das seinige zu erhalten; so sei versichert, daß ich es mit Freuden hingeben würde, um dir deinen einzigen Sohn zu erhalten, und mich von einer Blutschuld loszukaufen, woran ich nicht ohne Entsezen denken kann!

Aber verfluche nicht sofort den Mörder deines Geliebten; und wenn es dein Schmerz zuläßt, so höre wenigstens erst, womit er seine That rechtfertiget. Du bist zwar ein Vater; aber das gute Gerücht, welches dich unter die wenigen Beispiele der redlichen Männer zählet, welche Tugend und

Re-

Relig ion gewissenhaft und heilig verehren, läßt mich nicht befürchten, daß du blind gegen die Fehler deines verführten Sohnes gewesen bist. Du wirst seine Laster, (erlaube es der Wahrheit, den rechten Namen zu gebrauchen!) mit eben den scharfsichtigen Augen erkannt haben, womit du seine guten Eigenschaften sahest: und diese genaue Bekanntschaft mit ihm wird der Rechtfertigung eines Unbekannten zu Hülfe kommen. Wenn in meinen Grundsäzen und Gesinnungen eine Aehnlichkeit mit der Denkungsart und den Maximen deines Sohnes wäre; so würden wir uns vielleicht niemals beleidigt haben. Allein, ich muß gestehen, daß sich beide schnurstracks entgegen gesezet waren.

Ein Jüngling, der auf eine unglückliche Art in den verkehrten Ruhm verliebet ist, für einen starken Geist gehalten zu werden, und sich aus einer zanz sonderbaren Eitelkeit vornimmt, gar nichts zu glauben, kann bei dem besten Herzen der lasterhafteste Mensch seyn: und ist es nur selten nicht. Die Grundsäze, welche er sich nach seinen Begriffen bildet, schliessen kein einziges Laster aus, und begreifen alles das, was wahre Vernunft und Reli-

gion verbiethen. Die armseligen Freigeister wissen entweder zu wenig, oder sie können auch in allen ihren Schäzen von Erkenntniß, nichts finden, um ihre lächerlichen Säze gegen die Einwürfe so gar eines mittelmässigen Verstandes zu retten. Vielleicht glauben sie selbst nichts von dem, was sie sagen; wenigstens können sie nicht davon überzeuget seyn: doch wollen sie scheinen, überzeuget zu seyn, und bemühen sich daher, ihre Grundsäze, die sie mit keinem Grunde beweisen können, durch ein ungezügeltes Leben zu beweisen. Sie verleugnen ihr eigenes Gefühl der Menschenliebe, erlauben sich alles, was Anständigkeit, Tugend und Religion verbiethen, und begegnen ihren Nebenmenschen nicht anders, als ihrem Gotte.

Denke nicht, unglücklicher Greis, daß ich, um meine Unschuld zu zeigen, deinen Sohn als einen Lasterhaften anschwärzen will. Es ist indeß wahr, daß er sich durch die unglückliche Eitelkeit, ein Freigeist zu scheinen, hatte verleiten lassen, den Ruhm und das Beispiel seines tugendhaften Vaters aus den Augen zu sezen. Er entsah sich nicht mehr, von den ehrwürdigsten Wahrheiten mit einem Ge-

spötte

spötte zu reden, welches jedweder redliche Mann, der Grundsäze der Tugend und Religion hat, nicht ohne Empfindung hören konnte.

Ich liebe die Menschen, und verehre die heiligen Wahrheiten der Religion mit demjenigen Eifer, den jedwedes vernünftiges Geschöpf für sie hegen sollte; und, ohne mich für einen Verfechter derselben ohne Beruf zu halten, glaube ich doch, verbunden zu seyn, sie gegen die Anfälle der Spötter zu vertheidigen, und dem, der unvernünftig genug ist, seinen Verstand in Lästerungen zu zeigen, zu sagen, daß er da Schande findet, wo er Ehre suchet. Ein Unwille, eine Hize, sind in diesen Umständen einem Tugendhaften sehr anständig: doch habe ich das Gesez, keinen Menschen zu beleidigen, niemals aus den Augen gesezet. Ich konnte die Spöttereien deines Sohnes unmöglich unbeantwortet lassen, weil ich eine Gesellschaft um mich sah, welche ihn aufmerksam hörete, und nur seinen völligen Triumph zu erwarten schien, um sich zu seiner Fahne zu bekennen. Mitleiden mit dem Spötter, Sorge für seine Zuhörer, und ein Eifer für meine Religion, trieben mich gleich

stark,

stark, diesen unglücklichen Triumph zweifelhaft zu machen. Und vielleicht redete ich, ohne alle andere Absicht, bloß um der Wahrheit mein Zeugniß abzulegen, mit einer Ernsthaftigkeit, die deinen Sohn beleidigen mochte. Vielleicht fand er meine Antwort so, daß er seinen Wiz entwafnet sah, und es kränkte seine Eitelkeit, daß der Beifall der Gesellschaft sich von seiner Seite auf mich wandte. Seine Spötterei verwandelte sich in Unwillen, und er kehrte izt alle Waffen seines Wizes von der Religion auf ihren Vertheidiger.

Ich beantwortete seine anzüglichen Reden mit einer Gelassenheit, die ihn immer mehr aufzubringen schien. Er glaubte endlich, ein Recht zu haben, daß er mich fragen dürfte, wer mich zum Lehrer bestellt hätte? Ich erwiederte ihm, daß man weit eher berechtiget sei, die Wahrheit zu vertheidigen, als über Dinge zu spotten, welche wenigstens die Ehrfurcht eines jeden vernünftigen Mannes haben sollten. Er gab mir mit sehr harten Ausdrücken zu verstehen, daß er dieses für eine Beschimpfung hielte, und nicht gewohnt wäre, eine Beschimpfung zu dulden. Ich suchete ihn von dem Gegen-

theile zu überzeugen; allein er fand in jeder neuen Entschuldigung eine neue Beleidigung: und verließ die Gesellschaft in einer Hize, welche mir eine Feindschaft drohete, die ich nicht verdient hatte. Am Abende fand ich, was ich am wenigsten vermuthete, einen Ausfoderungsbrief.

Meine Liebe für die Wahrheit hatte mich schon verschiedenemale in gleiche Umstände gesezet; allein ich kann mich rühmen, daß meine Redlichkeit und Menschenliebe mich immer befreiet hat. Ich habe in meiner Jugend Gelegenheit gehabt, die körperlichen Uebungen zu treiben, bloß aus einer Neigung für dieselben, und zum Besten meiner Gesundheit, nicht in der Absicht, um andern zu schaden. Und weil ich mir im Fechten meiner Fähigkeit bewußt bin; so würde ich mich bloß aus dieser Betrachtung, aus Liebe zur Billigkeit mit keinem schwächern Gegner einlassen; wenn auch meine übrigen Grundsäze mir erlaubeten, einen Duell für zulässig zu halten.

Ich beantwortete den Brief deines Sohnes so, wie es diesen Grundsäzen gemäß ist. Er war damit nicht zufrieden, und bediente sich in einem

andern

andern Briefe der heftigsten Ausdrücke, um mich vielleicht aufzubringen. Ich wiederholte ihm meinen ersten Entschluß, und erboth mich alle Augenblicke zu einer freundschaftlichen Unterredung, wo wir unsern Streit auf eine billige und vernünftige Art beilegen könnten. Ich zweifelte nicht, daß er andere Neigungen gegen mich fassen würde, so bald er mir Gelegenheit gäbe, ihm besser bekannt zu werden. Allein er hätte keinen übereiltern Entschluß fassen können, als den, wozu er sich von seinem Zorne fortreissen ließ!

Ich war im Begriffe, in der Dämmerung nach Hause zu gehen, als ich mich auf einem entlegenen einsamen Plaze angehalten fand. Eine Stimme rief mir zu: „Ich verlange hier Rechenschaft: vertheidige dich!„ und ich erkannte die Stimme deines Sohnes. Ich gehe zu ihm, und bemühe mich, ihm die Ungerechtigkeit seiner Beleidigung vorzustellen: er erwiedert alle meine Sanftmuth mit Beschimpfungen. Seine Wuth zwingt mich, zu meiner Sicherheit, den Degen zu ziehen; ich suche, mich so lange zu vertheidigen, indem ich meinem heftigen Gegner beständig aus-

weiche, bis ich etwa einer Strasse näher käme, wo sich Menschen ins Mittel schlagen möchten: allein, seine unvorsichtige Hize läßt mir nicht Zeit; er dringt immer wüthender ein; ich warne, ich ermahne, ich bitte ihn, umsonst! Seine Wuth und die Dunkelheit machen mir es unmöglich, meinen Degen mit aller Vorsichtigkeit zu führen; mein Gegner strauchelt, und fällt in seine Spize, ohne daß es mir möglich war, sie geschwind genug zu entfernen. Er stürzet mit einem Seufzer zu meinen Füssen hin. Ach! unglücklicher Greis! Ich, der ich mir deine Schmerzen alle vorzustellen weiß, wie kann ich dir das beschreiben, was ich in diesem unglücklichen Augenblicke empfand! — Ich werfe mich bei ihm hin, umarme ihn, beneze ihn mit meinen Thränen. Ich seufze: wie unglücklich hast du uns beide gemacht! Ach! mein Freund, wenn du sterben solltest! — Gott verhüte es! Denke, denke, wie es einen Mann, der die Menschen, als seine Brüder, liebet; der seine ganze Glückseligkeit in der Beobachtung der Vorschriften der Vernunft und Religion suchet; der nur dieses Leben wünschte, wenn er wohlthun könnte; denke, wie es den schmerzen

muß,

muß, wenn er gezwungen wird, ein Mörder zu seyn, — Er drücket mir die Hand; ich nehme den Unglücklichen auf meine Schultern, und trage ihn an einen Ort, wo er Hülfe haben konnte. Hier ist ein unglücklicher, sage ich, und ich bin sein Mörder. Ich bin bereit, das Gericht der menschlichen Gerechtigkeit über mich ergehen zu lassen, und ihn nicht zu überleben, wenn ich den Tod verdienet habe.

Noch bin ich nicht von seiner Seite gewichen; man hat ihn verbunden; die Wunde ist gefährlich: doch scheint sein Tod noch nicht so nahe zu seyn. Er will keinen andern um sich haben, als mich. Er bedauret seine Uebereilung; und seine Blicke geben mir zu verstehen, daß er mir viel sagen wollte, wenn nur seine Schwachheit es zuliesse. Wenn mein brünstiges Gebeth dir einen geliebten Sohn erhalten kann; so zweisle nicht, daß du ihn behalten wirst. Wenn aber — ach! ich kann ohne Entsezen den niederschlagenden Gedanken nicht denken! — Wenn er stirbt! Gott! wenn er stirbt! — Unglücklicher Greis! noch weit unglücklicherer Mörder! — Fluche mir nicht! Armer bedaurenswerther

Greis!

Greis! Wenn ich Strafe verdienet habe; so wisse, meine Verzweifelung, die Angst, die Unruhe meines zerrissenen Herzens sind eine Strafe, wogegen der Verlust des Lebens nichts seyn kann!

Ach! Sorem, du, der du die Empfindungen eines Herzens kennest, das von Menschenliebe, und von allen Regungen der Tugend durchdrungen ist; der du weißt, welch ein göttliches Vergnügen es ist, wohlzuthun, und wie hoch die Ruhe zu schäzen ist, wenn wir uns unserer eigenen Güte bewußt sind; bedenke den unglücklichen Zustand eines Mannes, der sich dahin gebracht sieht, ein Mörder zu seyn, das Leben eines Jünglings in seiner Blüthe verkürzt, und einem rechtschaffenen Vater seine Freude, Hoffnung und Stüze geraubet zu haben!

Die Vorschriften der Natur, und selbst die bürgerlichen Geseze entschuldigen denjenigen, der zur Vertheidigung seines eigenen Lebens in die unglückliche Nothwendigkeit versezet worden, seinen Feind dasjenige empfinden zu lassen, was er uns drohet: und alles, was nur zur Vertheidigung eines Mordes gesaget werden kann, muß meine That rechtfer-

tigen. Aber ich finde keine Beruhigung in diesen Gedanken: selbst der Zuspruch meines Herzens, das sich seiner Unschuld bewußt ist, beruhiget mich nicht! Ich sehe ihn immer zu meinen Füssen liegen; wer ihn bedaüret, der wird mich seinen Mörder nennen: und du — o! du! der Vater des Ermordeten, wie wirst du dem vergeben können, der dir deinen einzigen Sohn raubete!

XXX. Brief.

Sorem an seinen Vater.

Ich empfange deinen Brief zu spät. Ach! mein Vater, deine Weissagung ist an mir erfüllet, der Himmel hat endlich alle Langmuth erschöpft, und das lezte, das äusserste Mittel gebraucht, einen Nichtswürdigen von seinem Verderben zurück zu rufen. — Ich fürchte mich, dir alles zu sagen, und wollte gern dein väterliches Herz schonen! Ich sehe die Thränen voraus, worinn du zerfliessen wirst, und fühle jeden wilden

Schmerz, den ich dir verursache! Der Tod, den ich vor mir sehe, ist ein gleichgültiger Gedanke gegen die Betrachtung, daß mein armer, zärtlicher Vater über den Leichnam seines Sohnes seufzen, und seine Hände ringen wird.

Noch hänge ich zweifelhaft zwischen Leben und Tode, und weiß nicht, ob der Himmel mir noch erlauben wird, ein Leben zu geniessen, dessen ich mich so oft unwürdig gemacht habe. Ach! mein Vater, könnte ich izt die Tage zurück kaufen, die ich sinnlos verschwendete; oder wollte mir die göttliche Gnade nur erlauben; so lange zu leben, bis ich durch eine ganz andere Lebensart meine Laster vergüten, oder durch ihr Andenken vertilgen könnte! Unglücklicher Sohn eines zärtlichen Vaters, dem du Liebe mit Schmerzen bezahltest; sein Brief, der dich hätte warnen, der dich retten können, wird izt ein Fluch für dich! — Ach! daß ich ihn zu spät erhielt! Nur einen Augenblick früher! — Einen Augenblick später, oder früher, o! wie viel entscheidet der!

Ich lese deinen Brief mit Zittern; jedes Wort ist ein Dolch, der mein Herz durchbohret! Ich sehe mich selbst hier in einem Bilde, das

mir Entsezen einjaget, und das ich für das meinige erkennen muß. Ich finde am Grabe meine Vernunft wieder: kurz vor dem Augenblicke, wo ich vielleicht auf ewig entschlafen werde, erwache ich von einem Rausche, und erstaune vor meiner eigenen Gestalt! Ja, ja! Du hast wahr geweissaget: „es folget eine Stunde, die entscheidet, ob der Tugendhafte, oder der Lasterhafte raset!„ Meine Munterkeit verläßt mich; die Ausschweifungen, welche ich Vergnügen nannte, sind mir ein Abscheu; und ich kann nicht ohne Zittern an die Spöttereien zurück denken, wodurch ich meine eigene Vernunft hintergieng.

Es entschuldiget mich nicht, daß ich verführet wurde: ich hatte in dir einen Lehrer, den ich hören sollte. Aber du hast Recht: erst ist man ein Lasterhafter, ehe man ein Freigeist wird. Unsere bösen Neigungen reissen uns hin; wir hintergehen unsern Verstand, und machen diesen Richter blind, daß er unsere Sünden nicht bestrafe: oder zwingen ihn, durch seine Irrthümer unsern Leidenschaften zu Hülfe zu kommen, Wie oft hat er, wie oft hat mein Herz meine Zunge Lügen gestraft, wenn sie spot-

tete! Wie manche elende Nacht habe ich schlaflos hingebracht, wenn deine Ermahnungen mich aus meiner Gedankenlosigkeit erweckten, und folternde Zweifel in mir erregten! Allein neue Zerstreuungen und Vergnügen betäubeten diese Zweifel, die ich nicht widerlegen konnte; und endlich schwieg die überwundene Vernunft.

Sie schwieg, um einmal desto schrecklicher zu reden! Izt ist ihre Zeit gekommen; izt, da ich die Folge meiner Laster empfinde. O! wenn du dem Sohne, der dein Leben so unglücklich machte, noch eine Liebe bezeigen kannst: so tröste, so stärke ihn in dem Kampfe, worinn er der Verzweiflung so nahe ist. Sage mir, kann ich noch die Gnade finden, die ich oft von mir zurück gestossen habe? Hat der Himmel noch Barmherzigkeit für den, der erst dann zu ihm seufzet, wenn er den lezten ernsthaften Schritt thun soll? Ach! wie fürchte ich, daß ich zu spät seufze! Befreie mich von meinen tödlichen Zweifeln! Ich bitte nicht um das Leben: ich will dieses Leben gerne lassen, wenn der Tod eine Vergeltung für seinen Misbrauch seyn kann; ich wünsche nichts mehr, als ruhig zu sterben.

Ruhig? — Ach! das ist nur eine Glückseligkeit des Tugendhaften. Nur der kann ruhig sterben, der versichert ist, daß der Tod ihm die Thüre der Unsterblichkeit eröfnet, wo er die Belohnung empfangen soll, welche die Welt ihm versaget hat. Ich aber, was kann ich dort erwarten? Wie kann ich ruhig sterben, wenn alle meine Laster sich, gleich schrecklichen Erscheinungen, um mein Bette versammeln? Ich höre deine Seufzer, und sehe die Thränen, die du um deinen unglücklichen Sohn vergiessest. Dein Alter ist von seiner lezten Hoffnung entblößt, und meine Wildheit hat dich um die Früchte aller deiner Sorgen betrogen.

Das Gerücht wird dir dein Unglück bereits verkündiget haben. Mit welchem Herzen hast du die verhaßte Bothschaft vernommen! Ach! sankest du nicht vor Schrecken nieder? War dein Alter noch stark genug, diesen grausamen Streich auszuhalten? Vielleicht hast du den Sohn verfluchet, der dich so unglücklich machte! Er hat den Fluch verdienet; er hat sich selbst, hat sich muthwillig in sein Verderben gestürzet. — Aber fluche nicht dem, den der Himmel ersehen hatte, das unschuldige Werkzeug

seines Todes zu werden. Ach! der ist ein Redlicher, ein Tugendhafter, ein Unschuldiger, der deinen und meinen Segen verdienet!

Mein Herz fasset seine wilde Beängstigung nicht; wenn ich bedenke, in welche grausame Unruhe ich diesen großmüthigen Mann versezet habe. Was ist die kleine Beleidigung, daß er mir das Leben genommen hat, gegen das, wozu ich ihn gezwungen habe! Ich habe ihn genöthiget, ein Mörder zu werden: ich habe ihn gezwungen, die Menschenliebe, womit sein Herz so sehr durchdrungen ist, zu beleidigen: ich habe ihn gezwungen, sein schönes Leben durch eine That zu entstellen: ich habe den heiligen, den wohlverdienten Frieden seiner edlen Seele auf ewig gestöret, und ihn wider seinen Willen genöthiget, sich, unter einer glänzenden Reihe von schönen Handlungen, einer That mit Entsezen zu erinnern. Wie leicht wäre es ihm gewesen, sich in dem ersten Augenblicke von mir los zu machen! Allein, sein Abscheu, Blut zu vergiessen, litte nicht, daß er seinen Degen anders gebrauchte, als bloß zu seiner nothwendigen Vertheidigung. Mehr bekümmert für

das Leben dessen, der seiner nicht schonete, als für sein eigenes, hielt er nur meinen Angriff ab, und wich seinem schwachen Gegner, bis er Gelegenheit finden würde, zu entkommen. Ich Unglücklicher fand in seinem Betragen eine Verachtung, die mich erbitterte. Ich verfolgte ihn blind und wüthend; ein unglücklicher Fall warf mich in die Spize seines Degens, der mich umsonst geschonet hatte. Kaum sah er mich niederstürzen, so sank er neben mir hin, umfaßte mich, seufzete, rief den Himmel zum Zeugen seiner Unschuld, und verwünschte den unseligen Augenblick, wo er gezwungen worden, Blut zu vergiessen. Sein großmüthiger Kummer rührte mich: ich drückte dem Unschuldigen die Hand, und gab ihm meine Reue so gut zu verstehen, als ich konnte. Er hat für meine Pflege gesorget. Noch ist er nicht von meiner Seite gewichen. Traurig und niedergeschlagen sizt er da, und seufzet über den Zufall, der zwei Unglückliche gemacht hat.

Ach! mein Vater, wenn ich sterben sollte, so nimm dich wenigstens meines unschuldigen Mörders an! Es ist genug, daß ich seine Ruhe zer-

störet

störet habe: gieb nicht zu, daß man ihn für das halte: was er nicht ist. Die menschlichen Geseze können uns nicht verbiethen, daß wir unser Leben vertheidigen. Ich spreche ihn los, mein Vater: die Gerechtigkeit vergreife sich nicht an diesem Unschuldigen! Der Himmel gönnet mir vielleicht das Leben nur deswegen, daß ich sein Ende mit einer guten That verschönern, diesen tugendhaften Mann rechtfertigen, und die Verfolgungen von ihm abwenden soll, die er bloß durch mich leiden könnte. — Segne ihn, mein Vater, und, wenn du das noch kannst, vergieb deinem Sohne! — Ist es noch ein Trost bei seinem Verluste für dich; so sei überzeuget, daß er wenigstens besser stirbt, als er lebete!

XXXI. Brief.

Phädon an seinen Sohn.

Du bist in deiner Kindheit die Freude deiner Aeltern, und in der ersten Blüthe der Ju-

gend ihre Hoffnung gewesen: vollende, mein lieber Sohn, was du angefangen hast, und sei in deinen männlichen Jahren die Ehre und der Trost deines Hauses und deines Vaters. Die Vorsehung hat dir zwar nur jenen allein hier gelassen, um deine Schicksale mit dir zu theilen: aber doch sind noch beide Aeltern Zeugen deiner Handlungen. Jene, die dich gebahr, wachet aus der Unsterblichkeit mit mütterlichen Augen über dir, uud theilet, wiewohl unsichtbar, mit dem, den sie hier zurück ließ, alle Freuden oder Schmerzen. Es ist im Sterben ein trostvoller Gedanke, wenn wir versichert sind, daß wir der Welt Erben hinterlassen, welche durch ihre Verdienste und Tugenden, alle die Vortheile zu empfangen verdienen, die wir durch unsere Bemühungen und Tugend für sie erworben haben. Wir haben keine der Sorgen gescheuet, welche die Pflicht guter Aeltern denen, die nach ihnen leben sollen, das Leben, dieses Geschenk, was sie ihnen gaben, auch angenehm zu machen, erfodert. Erspare du izt keine Mühe, alles das zu thun, wodurch man sich solcher Vortheile werth machen kann!

Als du noch ein Kind warest, ließ ich es meine angenehmste Beschäftigung seyn, selbst dein Herz und deinen Verstand zu bilden. Der Staat konnte vielleicht meine Dienste brauchen, und hatte ein Recht, sie zu fodern. Ich hatte ihm auch mit Vergnügen gedienet; und glaubete nicht, daß meine Vaterliebe jemals so groß seyn könnte, daß sie meinen patriotischen Eifer beeinträchtigte. Ich gestehe es dir, mein Sohn, ich habe mich dieser Schwachheit zu schämen; denn die Vaterliebe ist schwach, welche der Liebe zum Vaterlande zu nahe tritt; und ich führe dir mein Beispiel an, um es nicht nachzuahmen. Inzwischen bin ich nicht bloß der wilden Neigung meines Herzens, nicht bloß einer Zärtlichkeit gefolget: ich habe nach einem langen Kampfe, nach mancher Ueberlegung gewählet; und wenn gleich die Liebe für meinen Sohn den Ausschlag auf die eine Seite beförderte, so hat sie doch nicht alles gethan. Die Schwachheit deiner Mutter, und zulezt ihr Tod, der alle die Sorgen auf mich allein wälzete, die sie sonst mit mir getheilet hatte, erweiterte die Sphäre meiner häuslichen Geschäfte um die Hälfte: ich hatte

für

für dich, für deine Schwester, und für die Oekonomie derer Güter zu sorgen, die ich schuldig war, euch so zu übergeben, wie ich selbst sie von meinen Vätern empfing. Meine eigene Schwächlichkeit war so vielen Geschäften nicht gewachsen; und ich fühlte, daß ich mich entweder diesen, oder allein dem Staate ergeben müßte. Ich weiß, wie viel wir diesem schuldig sind; und glaube, daß mein Herz mich in der Wahl betrogen hat. Vielleicht aber kann dein Vater sein Versehen wieder vergüten, wenn du seine Hoffnungen erfüllest, und wenn er sich in dir dem Dienste desselben wieder zurück giebt. Nur diese Hoffnung entschied meinen Entschluß völlig: ich verließ den Staat bloß in der Absicht, um Musse zu haben, daß ich ihm einen andern Diener an seiner Stelle erziehen könnte. Du siehst, mein Sohn, wie groß deine Verbindlichkeit ist, meine Absicht erfüllen zu helfen: eine doppelte Dankbarkeit fodert dich auf, mir die vorzügliche Liebe zu vergelten, und dem Staate den Rückstand abzutragen, den ich ihm schuldig blieb!

Ich habe mich bemühet, bisher deine junge Seele mit allen Wissenschaften zu nähren, welche

sie nöthig hat, um zu einer männlichen Stärke zu erwachsen. Ich habe sorgfältig die Saamen alles Erkänntnisses in sie gestreuet, die dereinst dem Vaterlande eine fruchtbare Erndte versprechen könnten. Ich habe, meiner Zärtlichkeit ungeachtet, alle Sorge getragen, deine körperlichen Kräfte zu üben, und dich für eine Welt zu erziehen, die einem täglichen Wechsel unterworfen ist. Wir werden höchstens zu Hoffnungen geboren: Gewißheit kann keiner sich versprechen, ausser einem Thoren; und es ist eine gefährliche Kurzsichtigkeit, sich auf die Dauer eines gegenwärtigen Zustandes zu verlassen. Die Geschichte, mein Sohn, welche dich vor einer solchen Thorheit warnen muß, lehret dich den Untergang ganzer Reiche, und ist nichts anders, als eine beständige Nachricht von Veränderungen der Schicksale der Menschen und der menschlichen Werke. Unter diesen hat die Welt angefangen, so hat sie fortgefahren, und so wird sie beständig fortfahren. Nichts kann uns besser die Klugheitslehren einschärfen, daß wir in glücklichen Umständen den Wechsel befürchten, und in unglücklichen uns mit eben diesem Wechsel trösten.

Dann

Dann aber müssen wir uns darauf so vorbereiten, daß wir stark genug sind, ihn zu ertragen. Ich habe dich jung gewöhnet, mässig zu leben, und deinen Leib durch Uebung, Arbeit, Hize und Kälte zu härten. Unglückliche und unbesonne Zärtlichkeit, welche den jungen, zur Hoffnung eines ruhmvollen Lebens gebornen Erben ungeschickt macht, die Mühsamkeiten zu ertragen, die er eben so wahrscheinlich, als die Süssigkeiten des Lebens, zu erwarten hat! —— Vor allem aber habe ich dein Herz nach Grundsäzen zu bilden gesuchet, die, eigentlich zu reden, den grossen Mann machen können. Du lernetest alles begierig: deine Wahl fiel vorzüglich auf keine besondere Lebensart: dir gefiel ein Gelehrter, ein Staatsmann, ein Krieger, wenn sie nur groß waren; und du hast oft in diesem Augenblicke einen Germanicus, in dem andern einen Tullius, oder einen Baco, bewundert.

Jezt, mein Sohn, erreichest du die Jahre, wo du vorzüglich eine Lebensart zu wählen hast. Du selbst mußt in dich zurück gehen, alle deine Neigungen untersuchen, und ihre Stärke gegen einander prüfen. Du befindest dich izt auf einer

Strasse, die sich in verschiedene Scheidewege trennet. Aber alle führen zum Tempel der Ehre und des Glücks, wenn du dich nicht auf gefährliche Nebenwege verlierst. Dein Vater kann nichts mehr, als dein Rathgeber seyn. Er kann dich nur ermahnen, wenn du irrest; nur an die Pflichten und Endzwecke erinnern, wenn du sie übersiehst: nur durch Bewegungsgründe deinen Eifer anfeuren, wenn er erkaltet: die Wahl, die Arbeit, die Erfüllung der Pflichten, sind dein eigenes Geschäft.

Du magst wählen, welche Lebensart du willst; so ist das erste und allgemeinste, woran du dich erinnern mußt, dieses, daß du in allen ein Bürger desjenigen Staates bist, worinn du lebest. Erinnere dich an die Lehren, die ich mit so viel Sorgfalt deiner zarten Kindheit tief einzudrücken suchete! Deine ersten, deine größten Sorgen, deine Kräfte, dein Leben, gehören dem Staate. Was ist der Staat? Eine Gesellschaft von Menschen, welche die Geselligkeit, die Freundschaft, die Tugend und das Verlangen, glücklich zu leben, in einen Körper verbunden hat. Ein feierliches, ein heiliges Band, das von Vater auf Sohn übertragen worden, fes-

selt sie unter keiner andern Bedingung zusammen, als daß ein jedes Glied seine Kräfte und Bemühungen zu dem allgemeinen Schaze hergebe, welcher zusammen genommen die Stärke, die Sicherheit nnd die Glückseligkeit desselben ausmachet. Niemand, der die Zinsen dieses gemeinschaftlichen Schazes ziehen; niemand, der Theil an der Bequemlichkeit, an der Ruhe, Sicherheit, an den kostbaren Früchten des Friedens, haben will, darf sein eigenes Vermögen, das heißt, seine Kräfte, Sorgen, Bemühungen! dem allgemeinen Schaze versagen. Wer nicht säet, mein Sohn, der darf keinen Theil der Erndte fodern; er ist ungerecht, und beraubet den, der seinen Theil verdienet, wenn er da nimmt, wo er nichts gegeben hat.

Es ist eine sehr stolze und lächerliche, eine sehr kurzsichtige, undankbare und niedrige Denkungsart, welche begüterte Thoren verleitet, sich für unumschränkte Herren über sich selbst zu halten, und ihren Nachkommen die verderblichen Gedanken beizubringen, daß sie von keinem Menschen abhangen; daß sie leben können, wie sie wollen; daß sie von dem Staate nichts verlangen, und also dem Staate

nichts

nichts geben dürfen. Worauf gründen sie diese Gedanken? Auf das Vermögen, Was sie besizen. Haben sie denn vergessen, wer ihnen dieses Vermögen gab? Kurzsichtiger Eigennuz! Ihr sehet nur auf eure nächsten Väter zurück. Gehet mit euren Gedanken weiter; gehet bis dahin, wo der erste eures Namens nicht mehr hatte, als ein jedes andere Glied des Staates, und saget dann, woher habet ihr diese Vortheile vor andern? Waren sie ein Raub, den einer eurer Ahnen der Gesellschaft entwandte? Wer wird auf einen Raub stolz seyn! Ihr solltet ihn dem zurück geben, dem er gehöret; oder wenigstens solltet ihr durch Verdienste das zum rechtmässigen Eigenthume machen, was eure Väter unrechtmässig besassen: ihr solltet ihre Sünden durch eure Tugenden auszulöschen suchen, und dem Staate für seinen Verlust durch eure Dienste eine Vergeltung geben! Waren sie eine Belohnung der Verdienste eures Stammvaters; so erinnert euch, daß sie nur Verdiensten gegeben sind: daß der Besiz derselben nichts anders, als ein Darlehn ist, wofür ihr gleiche Dienste zu zahlen habet: daß euch eben die Dankbarkeit verbindet, die eure Väter verband.

Oder nennt ihr diese Vortheile etwas, das der Fleiß eurer Ahnen verdiente? Wie viele haben eben den Fleiß gehabt, eben die Dienste gethan, die nichts erhielten! Sind diese unbelohnt geblieben? Nein, sie haben das dafür erhalten, was sie suchten, was sie von einer Gesellschaft erwarten konnten: das, was aus dem Zwecke des gesellschaftlichen Lebens fließt: das, warum sich viele Glieder in einem politischen Körper verbinden, Schuz von aussen, Sicherheit, Ruhe, Bequemlichkeit von innen. Was können sie mehr fodern, als das, was ihren angewandten Bemühungen genau entspricht? Sie sind also belohnt, sie geniessen täglich die Zinsen ihres auf Wucher ausgelegten Vermögens. Das übrige ist ein blosses, ein freiwilliges Geschenk, das zu mehr, als gemeinen Diensten, verbindet; weil es mehr ist, als die versprochene gemeine Belohnung.

Doch vielleicht rühmen sich diese Eingebildeten eines besondern Fleisses ihrer Ahnen, und geben diese Vorzüge für ein Eigenthum aus, welches sie durch einen Privatfleiß, der von ihren Diensten für den Staat unterschieden war, erworben haben. Ich verwerfe diese Entschuldigung nicht: aber löset

denn

denn die Rechtmässigkeit eines Eigenthumes die Bande auf, welche uns mit dem Staate verbinden? Wollen wir ihm nur so lange dienen, bis wir uns, unter seinem Schuze, und durch seinen Vorschub, reich und mächtig genug gemacht haben, um für uns allein leben zu können? Wenn solche eigennüzige Grundsäze alle Glieder treiben, wie lange würde der Staat bestehen? Jeder nimmt sein Vermögen an Kräften, Diensten und Sorgen zurück; die Bande hören nach einander auf, und das gemeine Wesen, welches nur deswegen stark, mächtig, dauerhaft war, weil es aus vielen einzelnen Kräften bestand, löset sich wieder in seine Elemente auf, und zertheilet sich in tausend einfache Kräfte, die weder Stärke, noch Ruhe, noch Sicherheit haben, sondern von der ersten Gewalt, die Lust hat, sie zu zerstören, ihren Untergang befürchten müssen.

Ach! mein Sohn, man kann diesem Staate nicht genug dienen: man kann diese vortrefliche Einrichtung, welche unter allen Erfindungen dem menschlichen Verstande die größte Ehre macht, nicht genug zu befördern, zu unterstüzen und zu erhalten suchen. Alle Dienste, alle Sorgen, alle Mühseligkeiten,

keiten; die wir ihm geben, kehren wieder auf uns zurück, und belohnen sich mit Glückseligkeiten. Der Staat ist wie das Meer, das alles Gewässer einzelner Ströme in seinen mächtigen Schooß sammlet, um es durch Adern in der Erde in alle Gegenden zu leiten, und überall auszutheilen. Er ist wie das Herz des organischen Körpers, aus dessen beständigem Vorrathe jedes Glied Blut, Wärme und Leben empfängt. Versperre die grossen Zugänge, wodurch es das empfängt, was es vertheilen soll; wie wird das Ganze, wie werden die einzelnen Glieder bestehen, deren Leben und Gesundheit unauflößlich mit dem Ganzen verbunden ist? Versage dem Staate einzelne Dienste; wie werden die Theile bestehen, die nur blos in ihm leben?

Jeder Abgang ist hier ein Verlust: und gesezt, daß noch einzelne Kräfte genug bleiben, wenn einer schon die seinigen zurück nimmt; was ist es für eine unverschämte Foderung, die Frucht fremder Arbeit geniessen zu wollen? Man muß auch alsdann den Vortheilen entsagen, der Ruhe, der Sicherheit, des Schuzes, die der Staat giebt. Man muß in den natürlichen Stand wieder zurück kehren, wenn

je einer vorher gewesen ist, und sein eigener Schuz seyn!

Glaube nicht, mein Sohn, daß man die Begriffe des Patriotismus übertreiben kann; so lange sie uns nicht verleiten, die allgemeine Menschenliebe zu kränken, und diejenigen als Feinde zu hassen, oder als schlechtere zu verachten, welche Glieder einer andern Gesellschaft sind. Es ist ein schöner Enthusiasmus, der uns begeistert, und hinreißt, alles für ihn aufzuopfern. Wir bewundern ihn, wo wir ihn finden. Wir erstaunen über die Thaten, die er verrichtet hat, und können uns nicht überwinden, Männern, welche sich des Staats wegen, alles versagten, Ehrfurcht und Bewunderung zu entrichten. Die Liebe des Staats ist, wo nicht heiliger, doch so heilig, als die Liebe der Kinder zu ihren Aeltern; sie ist auf eine gleich grosse, wo nicht grössere, Dankbarkeit gegründet; und in diesen, wie überhaupt in allen Tugenden, ist das Weitgetriebene bewundernswürdig. Gemeine Seelen sind nicht groß genug, sich zu derjenigen Höhe zu schwingen, die eine gänzliche Verleugnung des Privatnuzens oder der eigenen Absichten erfodert. Sie fühlen

diese inwendigen mächtigen Triebfedern nicht, die den Patrioten in das Feld der Geschäfte treiben, wo er Ruhe, Vergnügen und Leben waget, ohne sich besondere Vortheile versprechen zu können. Sie geniessen die Wohlthaten des gesellschaftlichen Lebens, ohne Empfindung, ohne Dankbarkeit, ohne zu wissen, woher sie kommen: wie der Pöbel das Licht und die Wärme genießt, ohne die Grösse desienigen Wesens mit Dankbarkeit zu bewundern, welches die Sonne erschuf. Die Gewohnheit ihre wohlthätigen Wirkungen zu geniessen, macht ihn gegen das Wunder blind, von dem sie kommen. Aber wenn diese Sonne nicht mehr leuchtete: so würde der Pöbel seine Augen öfnen, und die Grösse der Wolthat aus dem Verluste derselben empfinden; und der übermüthige Bürger, der izt die gewohnten Vortheile des gesellschaftlichen Lebens nicht erkennet, wenn alle Bande desselben getrennet wären, sich allein überlassen, nach den unzähligen Uebeln, die er ertragen müßte, die unzähligen Vortheile, welche er dem Staate zu verdanken hat, zu berechnen anfangen.

Edlen

Edlen Seelen darf man nicht erst ihre Verbindlichkeiten vorrechnen, um sie zu ihrer Pflicht aufzumuntern. Sie begreifen, gleichsam wie durch einen Instinkt, alles das auf einmal, was der langsame Pöbel mit Mühe lernen muß, und vielleicht niemals recht lernet. Die lacedämonischen Mütter sind vielleicht Barbarn in den Augen des lezten, wenn sie ihre Söhne mit der Ermahnung in die Schlacht schickten: komm mit, oder auf deinem Schilde zurück! aber ein edler Geist begreift aus einem einzigen solcher Beispiele die ganze Lehre von seinen Pflichten. Er bewundert, er beneidet, er fühlet, er wird hingerissen, und gleichsam von einem sympathetischen Patriotismus angesteckt.

Mit einem solchen Schüler glaube ich hier zu reden. — Mit einem solchen rede ich wirklich; wenn deine Jünglinsjahre den Mann geben, den deine Jugend versprach. Bewunderst du noch den Mann, der bei Thermopylä fiel: den, der sich mitten in die Feinde stürzte, um den seinigen den Sieg zu erkaufen, und nicht Anstand nahm, für das Vaterland zu sterben: den, der durch alle

seine Siege für sich weiter nichts verlanget, als in Ruhe sein Land zu pflügen: den, der selbst seinem Vaterlande rieth, für einen Bürger, Ihn selbst, nicht alle Früchte seines Sieges wegzugeben: den Vater, der in seinem Sohne den Verräther bestrafte: den, der allein ein ganzes Heer von Feinden so lange zurück hielt, bis der Zugang in seine Vaterstadt zerstöret war (*); so bist du ein solcher, bei dem ein Beispiel des erhabenen die Stelle von hundert Bewegungsgründen vertritt: so wirst du mehr, als mich bloß verstehen.

Laß dir nicht einkommen, mein Sohn, daß du dem Staate um besondere Vortheile dienen wollest. Du hast schon Vortheile genug in dem, was du von deinen Aeltern empfängst, und was sie nicht haben könnten, wenn sie nicht in einem Staate gelebet hätten. Wenn er dir die Kosten giebt, die sein Dienst dir nothwendig machet; so giebt er dir alles, was du fodern kannst; deinen

Eifer

(*) Leonidas, Codrus, Curius Dentatus, Regulus, Brutus, Horatius Cocles.

Eifer bist du ihm schuldig. Laß ihn diejenigen ernähren, die in seinen Geschäften nicht Zeit haben, für ihr Leben zu sorgen. Deine Hauptabsicht sei die Freude, ihm zu dienen, und die Ehre, die solchen Diensten folget. Beklaget dich nicht über seine Undankbarkeit, wenn er nicht diejenigen eiteln Wünsche befriediget, welche nur zu oft die Bewegungsgründe sind, warum man sich ihm ergiebt. Es ist unvernünftig und ungerecht, sich über die Undankbarkeit dessen zu beklagen, der uns mit Recht mit der Entschuldigung abweisen kann, daß wir nichts mehr gethan haben, als was wir schuldig waren. Wenn er dich mit Kaltsinnigkeit ansieht; so ist das ein Zeichen, daß er deine Verdienste nicht bemerkt: und kann das dich erzürnen? Kann das dich zu einer Rache berechtigen? Bemühe dich, daß er sie erkennen muß: laß seine Kaltsinnigkeit dir ein neuer Bewegungsgrund seyn, deinen Eifer durch ausnehmende Thaten oder Verdienste sichtbar zu machen. Camillus würde kaum verdienen, unter die Helden gezählet zu werden: er würde seinen ganzen glänzenden Ruhm, als ein Patriot, ver-

scherzet haben, wenn er da sein Leben beschlossen hätte, als er in die Verbannung gieng, und seinem Vaterlande fluchte. Hier wirst du umsonst den Patrioten suchen: suche ihn in der Handlung, wodurch er diesen Flecken seines Andenkens wieder auslöschte, und eben die Römer von dem Untergange rettete, die ihn verbannet hatten.

Das, was Eigennüzige Undankbarkeit des Staates nennen, giebt dem Patrioten eine Gelegenheit, sich in seinem ganzen Glanze zu zeigen. Ein wilder Coriolan geht von Rache entflammt, und erniedriget sich, von Feinden Beistand zu erbetteln, um sein Vaterland zu unterdrücken: kaum können die Thränen seiner Mutter seinen gottlosen Zorn löschen: ein Camillus sieht seine Vaterstadt rauchen, und eilet hin, um durch ihre Erhaltung zu verdienen, daß er wieder ihr Bürger werde. Wolltest du eine so seltene Gelegenheit verlieren? Wolltest du dich durch Unwillen, des Hasses und der Verachtung erst würdig machen, welche vielleicht der Neid einer Parthei unschuldig auf dich geladen hatte? Deine Feinde werden alsdann ihre Absicht erreichen: du wirst

ihre

ihre Anschläge selbst befördern, und gerade der Nichtswürdige werden, den sie dich zu seyn logen. Räche dich so, daß du deine zweifelhafte Ehre in ein helles Licht sezest, und diejenigen beschämest, welche boshaft genug waren, sie zweifelhaft zu machen.

Es kränket unsern Stolz, wenn der Staat keine Augen hat, unsere Verdienste zu sehen. Wenn wir ohne Eigennuz dienen, so wollen wir wenigstens nicht verachtet seyn. —— Das sind Klagen, die wir täglich hören. Aber von wem? Meistens von gleichgültigen Personen, welche von ihren Verdiensten keine andere Beweise aufzeigen können, als ihr Wort. Leute, welche ihre eigenen Richter über ihre Grösse seyn wollen, und sich verachtet glauben, weil sie andern nicht vorgezogen werden, die sie verachten. Doch es sei, daß der Staat zuweilen Verdienste nicht bemerket. Was geht das einen Patrioten an, der nur dienet, um zu dienen, nicht das Auge zu blenden? Will er gesehen seyn? Warum? Ist er mit Beifall zufrieden? Ich zweifele! Er hat andere eigennüzige Absichten; er will diesen Beifall

zu einer Stufe unter sich haben, um höher zu steigen. Gieb ihm Beifall, gieb ihm das Lob, was er wünschte: er wird es bald als einen Erweis seiner Verdienste gebrauchen; und die nächste Folge aus diesem Erweise wird den Staat der Undankbarkeit überweisen, weil er ihn nicht hervor zieht, weil er nicht steigen kann.

Steigen! So dienet er denn, um zu steigen? Der Patriot dienet, um wohlzuthun. Er hat keinen andern Bewegungsgrund, als seinen Eifer, und überläßt es gänzlich seinem Staate, ob er ihn erheben will. Er folget dem, wozu er ihn beruft. Aber der Stolz schäzet sich immer grösserer Geschäfte fähig, als die sind, die er hat; und der Eigennuz verlanget nicht so sehr nach grössern Diensten, als nach den Vortheilen, welche mit denselben verbunden sind. Diese eigennüzigen Leidenschaften sind das Band, welches sie mit dem Wohl der Gesellschaft verbindet; sie wissen nichts von den engern Banden des patriotischen Eifers, die den Uneigennüzigen in allen Schicksalen mit dem geliebten Staate unauflöslich verbinden. Sie dienen demnach so lange, als

als diese schwachen Faden halten wollen; und es kostet sie keinen Kampf, einen Staat zu verlassen, der ihre Leidenschaften nicht so befriedigen will, wie sie wünschen. Unglücklicher Staat, wenn deine eigenen Kinder dir als Miethlinge dienen wollen! (*)

Oft hält den stolzen Troz, der sich durch so kleine und eigennüzige Bewegunsgründe hat aufbringen lassen, die Dienste des Staats zu hassen, nichts, als ein gleichniedriger Bewegungsgrund zurück, wenn sie ihn nicht gänzlich verlassen. Das, was Eifer und Patriotismus seyn sollte, ist bei ihm ein schlechtes Gewerbe: er dienet dem Staate, weil er leben muß; und nichts, als der Mangel an Vermögen, zügelt seinen Unwillen. Unglücklich ist derjenige, der bei so elenden Grundsäzen, bei so weniger Liebe des Vaterlandes, in dem, was seine Vorfahren vielleicht durch ein unverdrossenes Leben in Mühsamkeiten oder

(*) Habere quaestui rempublicam non modo turpe est, sed sceleratum etiam et nefarium. *Cic. de Offic.*

oder Gefahren, für das gemeine Beste, erworben haben, einen Rückhalt findet, seine Thorheit oder gar sein Laster zu unterstüzen!

Ach! mein Sohn! Ich segne die Stunden, worinn ich für den Vortheil meiner Kinder mir selbst die Ruhe versaget, und gesorget habe, ihnen ein Vermögen zu hinterlassen, womit sie die Ehre und das Ansehen ihres Hauses erhalten könnten. Ich werde mit Freuden, wenn meine Stunde mich ruft, dem, der nach mir leben soll, gern meine Stelle einräumen, und ihm den Besiz alles dessen abtreten, was ich noch das meinige nenne. Es wird mir ein froher Gedanke, ein Herz erhebender Trost im Sterben seyn, wenn ich nahe vor dem lezten Schritte in eine andere Welt, noch einmal in die zurück sehe, die ich verlasse, und mich überzeuge, daß ich mir auch, als Vater, nichts vorzuwerfen habe. Wenn ich sehe, daß ich, ehe ich dieses Leben verließ, für die, die es von mir erhielten, einen Grund gelegt habe, worauf sie ihre Glückseligkeit erbauen können. Was kann einem zärtlichen Vater süsser seyn, als die Versicherung, daß seine Kinder

nach

nach ihm zufrieden leben können! Aber ich würde meine Sorgen und Mühe in einen Fluch verwandelt sehen, und mein unseliges Glück beweinen, wenn ich besorgen müßte, daß diese erworbenen Reichthümer jemals eine Stüze würden, worauf sich die Unart meiner Kinder lehnte. Ach! mein geliebter Sohn, sollten sie jemals dazu dienen, dich übermüthig, stolz, undankbar und trozig gegen dein Vaterland zu machen! — Kaum kann ich den Gedanken ertragen: Kaum kann ich glauben, daß meine Lehren so unnüz bei dir gewesen seyn sollten. — Bedenke, wie ich dich geliebet habe. Bedenke, was ich deinetwegen dem Vaterlande schuldig geblieben bin, und vergiß es niemals, daß du sowohl die Sorgen, die ich diesem entzogen, um sie dir zuzuwenden, als auch deine eigene Schuld zu ersezen, und abzutragen hast!

XXXII.

XXXII. Brief.

An denselben.

Niemand, mein Sohn, hat die freie Wahl, ob er für sich, oder für den Staat, leben wolle? Der Staat besteht nicht anders, als durch das Bündniß der Glieder, vermöge dessen sie sich zu gemeinschaftlicher Hülfe verbanden. Der Namen, Bürger, schließt bereits ein geheimes Erkennen der Pflichten ein, ohne deren Ausübung kein Bürger seyn kann. Jeder ist seine Auslage von Diensten schuldig; müssige Glieder sind nur eine Last des Staates. Sie theilen die Zinsen, wenn ich so reden darf, in mehr und kleinere Theile; weil sie den Fond nicht vergrössern, und berauben Tausende dessen, was sie geniessen.

Deine Geburt, deine Erziehung, meine Absicht, deine Pflicht, verbinden dich, deinem Vaterlande so lange zu dienen, als es deine

Dienste brauchen kann: hüte dich, diese Bande eher aufzulösen, als bis die Natur selbst sie auflöset. Schwachheit, oder Alter, sind die einzigen guten Entschuldigungen; die andern sind meistens eigennüzig, oder nichtswürdig. Wenn der gemeine Haufen arbeitet, und wenn es Geseze giebt, die den Müssigen zur Thätigkeit anhalten; soll der Adel, diese Nerve des Staates, unthätig seyn? Jeder dünket sich auf seinen Gütern, wo er herrschet, und von Gemächlichkeit und Ueberfluß bedienet wire, ein eigener König seiner kleinen Welt; und hält den Patrioten, der sich den Geschäften widmet, für einen Sklaven. Aber wer unter ihnen ist der größte Mann, der Sklav, oder der eingebildete König? Worauf ist er stolz? Darauf, daß seine Ahnen bessere Bürger waren, als er? Darauf, daß sie Fleiß genug besassen, um ihren Enkeln Gelegenheit zu geben, daß sie Müssiggänger werden konnten? Welch ein elender Vorzug ist der Adel, wenn wir keine andere Verdienste vorzuzeigen haben, als das Schwerdt unserer Ahnen, das bei uns verrostete, als Exempel, die wir nicht nachahmen, als Güter, die

wir nicht verdienen! Was für Begriffe müssen die von der Ehre haben, die auf solche Reliquien stolz seyn können!

Wie kriechend ist nicht die Entschuldigung: „Wir haben nicht nöthig, Sklaven anderer zu „seyn:„ wie leer von allen guten Gesinnungen der Menschenliebe, der Großmuth, der Liebe zum Vaterlande! Curius pflügte nur dann sein Feld, wenn er nicht siegete. Verdienet nicht jeder Soldat, der nur einen Feind seines Vaterlandes zurückhält, weit mehr Ehre, als der stolze Sohn so vieler Halbgötter: der sich-selbst sein Staat ist, und, ausser seinem Vergnügen, nichts kennet, was ihn zur Thätigkeit bewegen sollte? Das Privatleben ist nur dann eine Ehrenstelle, wenn die Geseze des Staates umgestürzet sind, und die eisernen Zügel der Regierung in der Hand der Tyrannen und der Lasterhaften liegen (*).

Glau-

(*) Where vice prevail's and impious men bear ſway,
The poſt of Honour is a private ſtation.
Addiſ. im Cato.

Glaube mir, mein Sohn, es giebt so wenig eine erbliche Ehre, als erbliche Tugenden: und man ist niemals edel, als wenn man es zu seyn verdienet. Die Helme und die Wappen sind vielleicht Zeugnisse von den Verdiensten derer, die vor uns ware; aber niemals Zeugnisse von der Tugend dessen, der sie erbte. Du hast Recht, wenn du sie Ermunterungen nennest, die den jungen Edelmann treiben müssen, denen nachzuahmen, die sie zuerst erwarben. Du kannst noch mehr sagen; du kannst behaupten, daß sie heilige Vermächtnisse sind, die ihn verbinden, den Adel seines Blutes der Welt durch vorzügliche Tugenden und Verdienste darzuthun. Aber wahrhaftig, die rühmliche Musse eines Privatlebens, die Klugheit, zu wuchern, die Tapferkeit gegen das Wild, sind nicht die Tugenden, wodurch sie erworben wurden!

Ich will deiner Thätigkeit ein rühmlicheres Feld anweisen; den Staat! Hieher rufen dich diejenigen von deinen grossen Vorfahren, die für sein Bestes dachten, und diejenige, die für seine Sicherheit ihr Blut wageten. Sieh, der Har-

nisch, und das Schwerdt, das Friedenskleid und der Orden, sind die Sinnbilder ihrer Tugenden, die dich unterweisen, wie du ihnen nachgehen, und gleiche Ehre verdienen kannst; verdiene sie da, wo sie sie erwarben; nicht da, wo vielleicht ihre Bilder stehen.

Izt bist du in dem Alter, wo ihr Ruf an dich ergeht; und ich zweifele nicht, du werdest ihn hören. Sie fodern dich auf, eine von denen thätigen Lebensarten zu wählen, worinn sie groß geworden sind; und es beruhet auf dir, deine Neigungen und Kräfte zu erforschen, um eine Lebensart zu wählen, worinn du zufrieden, rühmlich und groß werden könnest. Ohne diese genaue Erforschung deiner selbst, ohne diese gewissenhafte Prüfung und Wahl, sezest du dich in Gefahr, ein Leben zu beginnen, dem Unzufriedenheit, Misvergnügen und Mittelmässigkeit folgen. Der Schöpfer, der den ersten Menschen zur Gesellschaft schuf, legte ihm, in eben der Absicht, worinn er ihm Triebe der Geselligkeit gab, auch verschiedene Neigungen und verschiedene Kräfte bei, um die mannichfaltigen Geschäfte des gemein-

schaftlichen Lebens eben so mannichfaltig zu vertheilen. Jeder hat seinen eigenen, ihm gehörigen Theil, zu suchen, und wird nur in dem zu einer Grösse gelangen, wozu ihn seine Natur ersehen hatte.

Du hast unter zwei Hauptbeschäftigungen zu wählen, welche beide mit Arbeit und Mühe verbunden sind; wiewohl jede anders. Beide mußt du kennen, um zu erforschen, welcher von ihnen deine Neigungen und Kräfte entsprechen. Laß mich dabei das thun, was ich noch kann; laß mich dich an die Pflichten, Sorgen und Mühsamkeiten beider Beschäftigungen erinnern; dann wirst du dich nach einem Plane richtiger prüfen können.

Der bürgerliche Stand erfodert vornehmlich eine grössere Anstrengung unserer Verstandkräfte. Ein Mann, der sich in diesem dem Staate widmet, hat eine fast unzählbare Menge von Wahrheiten vor sich, womit er seinen Geist nähren muß. Er muß sich durch mannichfaltige Erkenntnisse zu den verschiedenen Geschäften vorbereiten, wozu der Staat ihn brauchen will. Bald soll

er ein Mittler streitender Parteien seyn, welche darinn ihren Vortheil finden, daß sie die Wahrheiten und Rechte verwirren, und in tiefen Spizfindigkeiten vor den Augen des Richters verstecken. Nicht bloß Mühe und Unverdrossenheit, nicht bloß ein fester Vorsaz, durch alle diese Nebel hindurch zu dringen, und die Wahrheit aus ihrer tiefen Dunkelheit hervor zu holen, reichen hier zu: er muß auch seinen Verstand durch eine erworbene Fertigkeit im Denken gewezet haben: er muß alle Wahrheiten der Rechte in ihrer Kette übersehen, und den Schein, welcher oft so nahe an der Wahrheit gränzet, an fast unmerklichen Zeichen zu erkennen wissen. Welch ein Fleiß, welch eine Arbeit wird erfodert, ihn so weit zu bringen! Das Amt eines Richters ist eines der wichtigsten, in Ansehung der Mühe, die es erfodert, und der Gewissenhaftigkeit, die es voraus sezet. Es gehöret eine herzliche Menschenliebe dazu, welche uns gleich geneigt macht, allen Menschen zu dienen, und keiner Parteilichkeit Raum zu geben. Eine Liebe für die Wahrheit und Billigkeit, welche diese allgemeine Menschen-

liebe den rechten Weg leitet, und dem allein zuwendet, der sie durch die Gerechtigkeit seiner Sache verdienet.

Und wie viel Hindernisse leget ihr nicht, theils die Bosheit, theils der Irrthum der Menschen in den Weg! Freundschaft, Eigenliebe, Vortheil, Hochmuth, alle die starken Neigungen empören sich oft wider den Ausspruch, den unsere Gerechtigkeit thun sollte. Welch eine unüberwindliche Liebe für die Billigkeit muß der Richter besitzen, der alle diese überwinden will! Der Schuldige suchet oft das, was er durch die Stärke seiner Rechte nicht erhalten kann, durch Verblendung mit Geschenken zu gewinnen, und wendet sich von unserer Gerechtigkeit an unsern Eigennuz, oder an unsere Eitelkeit. Was helfen uns alle unsere Bemühungen, wodurch wir unsern Verstand so viele Jahre hindurch geübet haben, Recht und Unrecht, Schein und Wahrheit zu unterscheiden; was hilft uns alle die mit Mühe erworbene weitläuftige Gelehrsamkeit, wenn sie nicht zu dem Zwecke angewandt wird, wozu wir sie erlangeten? Ihre Absicht, die Wohlthätigkeit,

geht verloren; wir haben sie umsonst erworben! Die gekränkte Unschuld weinet eben so sehr über uns, wenn wir ungerecht sind, als wenn wir gänzlich aus Unwissenheit, ihre Rechte verrathen hätten; und ihre Thränen müssen uns ein weit grausamerer Vorwurf seyn, wenn wir sie mit Vorsaz unterdrücken lassen, und selbst von dem Verbrechen überzeuget sind, dessen sie uns beschuldiget.

Vielleicht trägt dir dein Vaterland die Sorge auf, seine größten Geschäfte mit andern Staaten zu verwalten. Welche grosse Einsichten, welche Bekanntschaft mit den verschiedenen Interessen, welche unermüdete Geduld, Standhaftigkeit und Liebe zur Gerechtigkeit, mußt du zu dieser Ehrenstelle mitbringen! Als Richter kannst du nur einzelne Personen kränken; hier die Rechte einer ganzen Nation. Welche Fähigkeiten muß der Mann besizen, welche patriotische Liebe für sein Vaterland, dem ein ganzes Volk die Sorge für seine Wohlfahrt aufträgt? Was hat er nicht zu befürchten, und zu überwinden? Wenn er vielleicht Großmuth genug besizt, als Richter

kleine Geschenke mit Verachtung zurück zu weisen, wird diese Großmuth, die hier genug war, auch genug seyn, sein Herz vor königlichen Geschenken zu verwahren? Wird der Grad der Fähigkeit und des Scharfsinnes, wodurch er die Betrügereien einer gemeinen Schikane endeckte, auch die feinen Kunstgriffe der größten Staatsleute entwickeln, welche aus einer ganzen Nation ausgesuchet sind, um ihren Nuzen zu befördern?

Noch einen Schritt des bürgerlichen Lebens kannst du thun; einen Schritt, der dich an die Seite des Monarchen sezet, wo er seine Regierungssorgen mit dir theilen will. Ach! mein Sohn, solltest du dahin gelangen, so erinnere dich, daß du bloß deswegen die Zügel der Regierung führest, damit du, wo möglich, ein ganzes Volk glücklich machest! Wie mannichfaltige Einsichten muß nicht der Geist eines Ministers besizen! Er ist die Triebfeder, die die ganze Maschine des Staates in Bewegung sezen, und allen Kräften ihre Arbeit und Thätigkeit ertheilen soll. Er muß alle diese mannichfaltigen Kräfte kennen, um diese Aemter zu besezen. Er muß

ihre Fähigkeiten beurtheilen können: und zu diesem schweren Geschäfte seinen Verstand mit grossen Kenntnissen vorbereitet haben. Eine fast allgemeine Gelehrsamkeit, eine allgemeine Kenntniß der Talente, Neigungen und erworbenen Geschicklichkeiten wird ihn nur zu einem Richter über so unzählige Kräfte berechtigen können. Wenn die Räder der Maschine nicht ihr Verhältniß an Stärke gegen die Last haben, der sie die Bewegung mittheilen sollen; so spielen sie unordentlich und schwach; die Bewegung höret bald auf, und das ganze Kunstwerk steht. Die Fehler und Mängel in einem kleinen Theile des Staates, verbreiten sich immer weiter, und theilen sich endlich dem Ganzen mit. Womit soll der Staat zulezt seine hohen Aemter besezen, wenn grosse Lehrer ihm nicht Söhne erziehen, welche seinen Geschäften gewachsen sind? Der Schüler wird selten, wo nicht vielleicht durch ausserordentliche Gaben, die doch ein seltenes Geschenk der Natur sind, grösser, als sein Lehrer. Der größte Theil der Lernenden bleibt hinter dem Lehrer! und die Grade der Fähigkeiten nehmen so ab, wie sie sich fortpflanzen.

Was

Was für wachsame Augen erfodert nicht die Beobachtung der Geseze; was für Scharfsinnigkeit und Beurtheilung die Besezung der Aemter; was für Einsicht und Aufmerksamkeit die Verbesserung der Mängel; was für Gerechtigkeit die Entscheidung des streitigen Rechts des Schuldigen und Unschuldigen; was für Menschenliebe, Sorgen, Arbeit, Geduld, ein ganzes Volk zu regieren, welches seine Ruhe und Glückseligkeit von uns fodert!

Erwäge alles wohl, mein Sohn! Untersuche dein Herz und deine Fähigkeiten nach diesem Entwurfe, der dir vielleicht noch das wenigste von allen denen Arbeiten und Mühsamkeiten vorstellet, welche von einem solchen Manne gefodert werden!

Noch ein Weg steht dir offen, den deine Ahnen dir anweisen: ein Stand, der nicht so grosse Gelehrsamkeit, aber eben so grosse Tugenden erfodert; der Krieg. In jenem darfst du dich nicht weigern, deinem Vaterlande deine Ruhe aufzuopfern; in diesem darfst du nicht anstehen, ihm dein Blut zu geben, wenn er es

fodert.

fodert. Dieser Weg ist prächtig, weil er mit Lorbeern bestreuet ist. Der Held hat in den Augen der Welt mehr Ansehen, als der Patriot, der das Ruder des Staates führet. Allein, laß dich nicht von dem Glanze des einen blenden, um blind gegen die Grösse des andern zu seyn. Sie erhalten beide den Staat: der eine von aussen, der andere von innen; und ist es nicht gleich, ob man für ihn sein Leben endiget, oder sich den Genuß seines Lebens versagt?

Ein Mann, der seinem Vaterlande im Kriege nüzen will, ein Held, muß sich durch ein arbeitsames, hartes und beschwerliches Leben zu einem Stande vorbereiten, wo er Geduld, Standhaftigkeit, Verachtung der Bequemlichkeiten und Vergnügen, auszuüben, und mit Mangel, Hize und Kälte, zu kämpfen hat. Er muß in allen Tugenden seinen Soldaten ein Beispiel seyn, und sie das erdulden lehren, was er selbst erduldet. Wenn der heisse Tag unter Mühsamkeiten des Marsches, oder unter den Arbeiten der Schlacht, vergangen ist; so bringt oft nur die Nacht denen den sichern Schlaf, die sich ihrer Sicherheit wegen

gen auf ihn verlassen. Für ihn erscheint sie nicht; sein Bette ist ein Rasen auf dem Schlachtfelde; ein Stein, oder ein Baum trägt sein ermüdetes Haupt, dem das Gewichte des Helmes Narben drücket, und tiefe Gedanken keinen Schlummer erlauben. Hier liegt er unter dem thauenden Himmel, und kömmt der Sonne zuvor, die den andern Tag wieder bringt.

Oft hat er Märsche zurück zu legen, worauf keine Quelle seinen heissen Durst löschet, keine andere Nahrung, als Brod, seine schwachen Kräfte erhält, und an dessen Ende er Gefahr und Tod erwarten muß. — Und doch sind das nur erst Tugenden, die jeder seiner Soldaten mit ihm theilet. Aber da, wo Blut vergossen werden soll, sein eigenes nicht achten, und sparsamer mit dem Blute seiner Mitbrüder zu seyn, als mit Golde; da Muth und Standhaftigkeit zeigen, und den Tod verachten, wo die Klugheit nicht retten kann; und da, wo diese die Stelle der Tapferkeit vertretten muß, seine Hize mässigen; alle Vortheile sehen und ergreifen, die das Versehen des Feindes, oder der Zufall, vielleicht

nur auf einen Augenblick geben; den Sieg erhalten, ohne ihn theuer zu kaufen; in allen Theilen des Heeres, wie die Seele in allen Gliedern des Körpers, gegenwärtig seyn; die Furchtsamen zu ermuntern, den Kühnen zurück zu halten, den Trägen zu spornen, und den heimlichen Verräther zu entdecken, und zu bestrafen; das erfodert Talente, die der Himmel nur wenigen giebt, Erfahrung, Wachsamkeit, Grösse der Seelen, und eine unfehlbare Gegenwart des Geistes.

Der Muth eines Helden, der seinem Vaterlande nüzen kann, den wir bewundern sollen, besteht nicht in einer dummen Verachtung des Lebens, nicht in einer wilden und ungezügelten Hize, sich in die sichbarste Gefahr zu stürzen. Was hat der Staat für Nuzen von einem Helden, der seine Söhne und sich selbst auf die Schlachtbank liefert, und nichts, als den Ruhm hat, fechtend gestorben zu seyn? Nichts, mein Sohn, ist eine Tugend, was nicht wohlthätig in seiner Wirkung ist; und die Tapferkeit ist nichts mehr, als Verwegenheit, wenn sie mehr auf ihren eigenen Ruhm sieht, als auf das

Wohl

Wohl des Staates, der sein Schwerdt in ihre Hand gegeben hat.

Vielleicht habe ich nur gar zu schwach die Geschäfte geschildert, welche du in beiden Lebensarten antreffen wirst. Ein Mann, der seinem Staate als ein Miethling dienet, für die Befriedigung eigennüziger Leidenschaften, wird sie sich erleichtern: aber der wahre Patriot, der, was er ist, mit Eifer ist, wird finden, daß die ganze Summe seiner Geschäfte dieses kleine Verzeichniß hundertmal übersteigt. Mir ist es genug, dich einen Blick auf beide Lebensarten werfen zu lassen: damit du dich selbst prüfest, wozu deine Neigungen und Fähigkeiten dir rathen.

Du magst wählen, welche du willst, so erinnere dich des Blutes, wovon du abstammest, und dessen, was die Welt von dir erwartet. Erinnere dich nie an deine Ahnen, um stolz auf ihre Verdienste zu seyn; sondern um in ihnen die Grösse zu sehen, die du zu erreichen hast. Ich kann dir hierüber nichts schöners sagen, als wenn ich einen Weisen für mich reden lasse.

„Den

„Den Adel macht kein Saal voll von stau„bichten Bildern der Ahnen aus. Niemand hat „zu unserer Ehre gelebet; und was vor uns gewe„sen ist, gehöret nicht uns. Alle grosse Männer, „die vor uns gelebet haben, sind unsere Ahnen, „wenn wir ihrer würdig leben. Alle Menschen „haben gleich viel Vorfahren vor sich. — Was „ist thörichter, als wenn man das an einem Men„schen lobet, was einem andern gehöret? Was „ist unvernünftiger, als wenn man das bewun„dert, was in kurzem einem andern kann über„tragen werden? Güldene Zügel machen kein „Pferd schöner. Ein jeder muß sich nur dessen „rühmen, was sein eigen ist (*).„

Was

(*) Non facit nobilem atrium plenum fumosis imaginibus — Nemo in nostram gloriam vixit; nec quod ante nos fuit, nostrum est — Omnes hi majores tui sunt, si de illis geris dignum, — Quid est stultius, quam in homine aliena laudare? Quid eo dementius, qui ea miratur, quæ in alium protinus transferri possunt? — Non faciunt meliorem equum aurei fraeni. *Sen.* Epist. XLI. XLIV.

Was vielleicht dem gemeinen Manne rühmlich ist, das ist für dich weit weniger, als die Welt erwarten konnte. Auch in der Mittelmässigkeit kann jener noch Ehre verdienen; bei dir ist Mittelmässigkeit und Schande fast nicht unterschieden. Deine Erziehung giebt dir Vorzüge vor ihm, die er nicht ohne Schwierigkeiten und dreifachen Fleiß erwerben kann. Du bist in Grundsäzen erzogen, die er nicht eher erlanget, als bis er sich mit Nachdenken und Fleiß, durch eine Menge von niedrigen Vorurtheilen und Gesinnungen hindurch gearbeitet hat. Seine Väter lebeten in einer Dunkelheit, und liessen ihm wenig Exempel, die er bewundern und nachahmen konnte. In allen diesen Stücken bist du über ihm erhaben; und wenn er sich nur bis zu dir erhoben hat, so hat er Stufen erstiegen, du aber hast nichts gethan.

In welche Lebensart dich jemals, entweder deine Wahl, oder dein Schicksal, sezet; so vergiß nicht, daß du in keiner mittelmässig seyn darfst. Die Verdienste deiner Vorfahren breiten

ein Licht um dich aus, bei dem jedes Auge die deinigen untersuchet. Ihre Grösse ist der Maaßstab, wornach sie die deinigen mißt. Der Adelbrief und tausend Bilder deiner Ahnen beweisen nur, daß Männer deine Väter waren, deren Sohn du zu seyn nicht verdienest, wenn du sie nicht nachahmest. Willst du ein Recht auf deine Geburt haben, so laß deine Tugenden beweisen, daß du ihnen angehörest.

Ende.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dusch, Johann Jacob, 1725-1787

Moralische Briefe zur Bildung des Herzens

Bd.: 2

Carlsruhe (1778)

P.o.germ. 1208-43
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117694-9
VD18 90363345